Erich Kern

Algerien in Flammen

Erich Kern

Algerien in Flammen

Ein Volk kämpft um seine Freiheit



PLESSE VERLAG GÖTTINGEN

2. verbesserte Auflage

Gesamtherstellung: Erich Goltze K. G., Göttingen

INHALTSVERZEICHNIS

Alltag in Algerien

Der Hinterhalt - Einer läuft über

Brüllend flog der Munitionswagen in die Luft. Die einzelnen Trümmer kamen surrend wieder zur Erde. Halb betäubt starrte der junge Leutnant im Straßengraben auf das grausige Schauspiel. Kaum dreißig Meter vor ihm brannten die beiden Shermanpanzer lichterloh. Von der gesamten Begleitmannschaft war weit und breit nichts zu sehen. Nur die Half-Tracks feuerten noch unermüdlich.

Ein Bazookageschoß heulte dicht über den schweratmenden Offizier hinweg. Es gab einen dumpfen Krach, dann brannte auch der erste von den Half-Tracks. Nun waren es nur mehr drei, die den Kampf führten.

Vorsichtig kniete der Leutnant auf. „Sergeant", rief er flüsternd. Aber der Gefechtslärm übertönte seine Stimme. Waren sie alle gefallen? Es war ein verdammt unangenehmes Gefühl, so ganz allein in dem flachen Straßengraben zu liegen und darauf zu warten, bis ihn die Fellaghas entdeckten. Krampfhaft umspannte seine Hand die kleine Pistole. Viel würde sie ihm nicht helfen; aber lebend sollten sie ihn nicht kriegen. Irgendwo, aber ganz nahe, schrie jetzt einer der unsichtbaren Angreifer „Illa laman!" Vorwärts!

Der Chor von einigen Dutzend Stimmen antwortete „Allah – hu – akhbar!" Gott ist groß!

Dem Leutnant schauderte es. Wo mochten sie nur sein? Von dem Augenblick an, wo der erste Schuß gefallen war, hatte er sich bemüht, festzustellen, woher die Angreifer überhaupt kamen. Aber es war vergebens. Sie waren unsichtbar. Ehe er sich noch zu einem Entschluß durchringen konnte, war der Jeep getroffen, das Funkgerät zertrümmert. Dann gingen die Minen vorne und

rückwärts hoch. Es waren wieder elektrisch geladene Minen, über die die Versorgungskolonne hinweggerumpelt war. Nervös blickte er auf die Armbanduhr. Aber auch sie versagte ihm den Dienst. Sie war offenbar durch den Sturz aus dem Jeep stehengeblieben. Unsicher äugte der Leutnant hinüber zu einer Hecke hoher Kakteen. Dicht daneben stand eine alte, verfallene Mauer, wohl das Überbleibsel einer ehemaligen Siedlung. Ein riesiger Oleanderstrauch wucherte in überquellendem Purpur. Rührte sich dort nicht etwas? Von drüben peitschte jetzt wieder die gutturale Stimme des algerischen Anführers: „Illa lamam oua Allah wa el harlana!“ Voran für Allah und für's Recht!

Der junge Leutnant lächelte bitter. In St. Cyr hatte der Marschall Juin den jungen Kadetten genau das Gleiche gepredigt: Für Gott und für das Recht! – Wo nur die Alarmeinheiten blieben? Schliefen sie denn in der Stadt? Längst mußten sie den Gefechtslärm gehört haben. Nun brannte auch der zweite Half-Tracks. Es war beinahe unglaublich, wie sicher die Banditen mit den Bazookas, den amerikanischen Panzerfäusten, umgingen.

Jetzt endlich! Wie erlöst atmete der junge Offizier auf, jetzt rührte sich auch die Begleitmannschaft. Von der anderen Seite der Straße bellten die Maschinenpistolen der Franzosen und anscheinend war es ihnen gelungen, ein Maschinengewehr in Stellung zu bringen. Beruhigt horchte der Leutnant auf das Rattern der Feuerstöße. So ein Pech! Ausgerechnet ihn mußte es hierhergeschleudert haben, wo er mutterseelenallein war! Der Leutnant kniete nun vollends auf und schrie so laut er konnte: „Sergeant!“

Ganz aus der Nähe erklang die Antwort: „Bleiben Sie ruhig liegen, mon Lieutenant, die sind gut eingeschossen. Die Flieger müssen gleich da sein und das Alarmbataillon.“

Haarscharf schwirrte eine Kugel dicht neben dem Kopf des jungen Offiziers vorbei. Erschrocken duckte er sich wieder tief in den staubigen, trockenen algerischen Boden. Es war einfach zum Kotzen! Er konnte nicht vor und nicht zurück. Vor drei Wochen, da hatte er Susanne in Paris noch versprochen, ja gut aufzupassen, damit er heil wiederkäme. Die Kameraden hatten ihn

beneidet, daß er als erster des Jahrgangs an die Front kam. Die hatten vielleicht eine Ahnung, was hier los ist in Algerien! Das ist alles ganz anders, als sie dachten. Da ist kein Kampf. Da ist kein Gegner. Da heißt es einfach warten, bis der berühmte Schlag kommt; und man weiß dann nicht einmal von woher.

Der Kommandant hatte gestern abend noch gesagt: „Es ist Ihr erster Einsatz, mein Kleiner, es wird schon schief gehen! Die Luftwaffe kämmt den ganzen Raum genau ab, dann erst kommen Sie! Die paar Kilometer haben Sie schnell hinter sich gebracht. Die armen Teufel im Stützpunkt warten schon hart auf Verpflegung und Munition! Gott mit Ihnen!"

Der Leutnant wischte sich unbeholfen über das schweißnasse Gesicht. Der Gueblih, der die Hitze aus dem Süden bringt, brannte ihm in die Augen. Die Luftwaffe! Verächtlich spuckte der Leutnant den Sand aus, der ihm zwischen die Zähne geraten war. Mit vier B–26 und zwei Morane hatten sie im Morgengrauen die Straßenränder genau beharkt, dieselben Straßenränder, in denen jetzt die Soldaten lagen oder hockten und ihr bißchen Leben verzweifelt verteidigten. Die Fellaghas waren nämlich nicht so dumm gewesen, und hatten den Fliegern gar nicht die Freude gemacht, sich in den Straßengräben bereitzustellen. Die kannten diese 08/15-Taktik genau und hatten sich hundert Meter weiter von der Straße entfernt eingegraben und gelassen abgewartet, bis der Feuerzauber vorüber war. Dann erst hatten sie in aller Ruhe, in der kurzen Pause, ihre Minensperren errichtet, in die die Nachschubkolonne auch wirklich hineingefahren war. Zuerst war die vordere Minensperre hochgegangen. Dabei hatte es den ersten Sherman erwischt. Dann donnerte die hintere Sperre hoch und versperrte den Rückzug. Von den zehn Lastkraftwagen brannten nun schon sieben. Der Stützpunkt würde weiter warten müssen. Mit einer gewöhnlichen Kolonne kam keiner mehr durch. Da mußte mindestens ein Bataillon heran, vielleicht sogar ein Regiment. Man konnte ja nie wissen, wie stark die Hunde eigentlich waren.

Mit einem Mal zuckte der Leutnant wie elektrisiert zusam-

men. In der Ferne erklang leise, aber ganz deutlich vernehmbar, Motorengeräusch. Im selben Augenblick mußte der letzte Half-Tracks daran glauben. Gleichzeitig brannten die letzten Lkw's. Der Transport war erledigt.

Schlagartig verstummte das Feuer. In losen Gruppen, nun endlich sichtbar, zogen sich die Algerier gegen das nahe Weinberggelände zurück. Der Leutnant sprang auf. „Jetzt aber nach", schrie er dem Sergeanten zu, der sich gerade mit den restlichen zwanzig Mann, die noch übergeblieben waren, im gegenüberliegenden Straßengraben erhob. „En avant!"

Der Sergeant, der schon in Hanoi und in Saigon mit dabei gewesen war, grinste über das ganze Gesicht. „Wir paar Mann? Das wäre genau der Nachtisch, den sich die Hurensöhne wünschen. Ein bißchen Geduld, die Legionäre werden gleich da sein!"

Der Leutnant schwieg betroffen. Er wußte genau, der Mann hatte Recht. Aber was war das für ein Krieg? Niedergeschlagen blickte er dem Jeep entgegen, in dem der Capitaine, der das Alarmbataillon führte, heranbrauste. „Sieht recht unfreundlich aus, für einen so schönen Morgen!" lachte der Capitaine etwas gezwungen. „Hol mich der Teufel, aber ich habe es dem Alten gleich gesagt, daß wir für die Verproviantierung ein Bataillon ansetzen müssen, nun haben wir den Salat!"

Der Leutnant antwortete nicht. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Siebenunddreißig Mann waren gefallen, vier schwer und acht leicht verwundet. Wie durch ein Wunder war er am Leben geblieben, wahrscheinlich nur, weil ihn die erste Erschütterung aus dem Jeep herausgeschleudert hatte. Die übrige Wagenbesatzung war gefallen.

Am Himmel brauste eine Staffel Morane heran. Die Legionäre vom Alarmbataillon sprangen ab und entwickelten sich zu weit ausholenden Schützenketten. Die Fellaghas in der Ferne verschwanden augenblicklich; die ganze Gegend war mit einem Mal wie ausgestorben. Nur das flackernde Feuer der brennenden Wagen, dessen qualmender Rauch vom Südwind weggeweht wurde, und die immer noch vereinzelt auf den brennenden Wa-

gen explodierende Munition störten die Stille des Morgens. Droben, wo die Weinberge aufhörten und das Unterholz der verkrüppelten Eschen begann, klangen gedämpft die Feuerstöße der Bordwaffen, in die sich das Krachen der kleinen Bomben mischte.

„Wieviele waren es?" fragte der Capitaine und betrachtete den jungen Leutnant nachdenklich.

„Ich weiß es nicht", antwortete der noch immer verstört. „Ich denke, ein Bataillon – dem Feuer nach", setzte er zögernd hinzu.

Der Sergeant neben ihm zuckte mit der Achsel. Lächelnd wandte sich der Capitaine an ihn. Er wußte, daß dem alten Hasen so leicht nichts imponierte. „Was meinen Sie?"

Der Sergeant wiegte seinen schon grauhaarigen Kopf und sagte zögernd: „Zwei Sectionen werden es gewesen sein, ein Trupp Dynamiter war natürlich mit dabei."

„Unmöglich", fuhr der Leutnant auf, „zwei Züge, – es müssen mehr gewesen sein –."

Ungeduldig hob der Capitaine die Reitgerte. „Wann endlich kommen die verfluchten Heliocopter?" schimpfte er. „Die Verwundeten müssen auf den Operationstisch! – Das Feuer täuscht", wandte er sich gleichmütig an den Leutnant, „zwei Sectionen und eine Pioniergruppe, das macht gegen neunzig Viet's, damit kann man allerhand ausrichten, wenn man die Landschaft wie seine Hosentasche kennt, wenn jedes Kind ein Spion ist wie hier, und das Gelände so günstig." Am Himmel erklang wieder leises Motorengeräusch. „Na endlich", beruhigte sich der Bataillons-Kommandeur, „es war auch höchste Zeit."

Während die Morane in einem großen Bogen herumschwenkten und mangels eines geeigneten Zieles wieder ihrem Flugplatz zustrebten, schwebten die beiden Heliocopter langsam zur Erde und landeten dicht neben der Straße. Eilig trugen die Sanitäter die Schwerverwundeten zu den Flugzeugen. Als sie starteten, gab der Capitaine Befehl zum Sammeln.

„Greifen wir nicht an?" fragte der Leutnant erregt.

Der Capitaine sah ihn ausdruckslos an. „Ich habe Befehl, Sie herauszuhauen, eventuell den Transport zum Stützpunkt zu bringen. Sie habe ich, mein junger Freund. Und den Transport hat der Teufel!“ Er zeigte auf die brennenden Fahrzeuge. Dann gab er Abmarschbefehl. Schwerfällig kletterten die Männer auf die Fahrzeuge. Ein kurzer Befehl und die Kolonne rollte – zurück.

*

Droben auf dem ersten Hügel erhob sich der Moulazen, der Fähnrich, der den Angriff der ALN, der „Armée de Liberation Nationale“, geleitet hatte, hinter einem Felsen und beobachtete mit seinem Zeiss-Glas aufmerksam den Abmarsch der Franzosen. Bedauernd blickte er auf die brennenden Lastkraftwagen. Die Munition und wohl auch die Verpflegung hätten die Moudjahidines gut brauchen können. Es war zu dumm. Allah hatte es nicht gewollt. Aber der Transport war vernichtet worden.

Der Caporal kam langsam auf ihn zu. „Sechs Mann gefallen“, meldete er stramm, „vier verwundet, aber nicht schwer.“

„Morgen“, sagte der Fähnrich zu den sich nun schnell sammelnden Männern, „wird Radio Algier wieder triumphierend melden: Hundert Fellaghas vernichtet, eigene Verluste – zwei Mann . . .“

Die Männer, durchweg junge, sehnige Kerle, lachten rauh. Der Moulazen gab den Befehl zum Abrücken. Langsam stiegen die beiden Ferkas, die beiden Züge, die die Aktion ausgeführt hatten, in Gruppen getrennt, den Berg hinauf. Bald waren sie im Krummholz verschwunden. Wieder dröhnte der Himmel. Lautlos sanken die Algerier zu Boden und waren in ihren amerikanischen Hosen und Blusen, deren braun-grün sich förmlich mit dem Erdboden verband, beinahe unsichtbar. Die Flugzeuge bestrichen mit ihren Bordwaffen ziel- und planlos das Gelände. Eine Ziegenherde, die gerade mit einem Hirten den Hang heraufweidete, wurde ihr einziges Ziel. Der Alte schrie entsetzt auf, als die Garben nach den ersten Tieren griffen. Dann riß die nächste

ihn um und ließ ihn schnell verstummen. Einige der kleinen schwarzen flinken Ziegen rannten, da das Leittier getötet worden war, den Hang hinauf und hinunter. Die Maschinen donnerten dicht über die Hügel hinweg und verschwanden in der Ferne. Finster blickten die Moudjahidines auf das Bild. Als die Maschinen verschwunden waren, erhoben sie sich und liefen, so schnell sie konnten zu dem alten Mann hinunter. Aber da war jede Hilfe vergebens. Fassungslos starrten die gebrochenen Augen gegen den nun sonnenüberfluteten Himmel.

Die Männer sammelten schweigend die getöteten Tiere und schlachteten die verwundeten. Sie nahmen dieselben an Ort und Stelle eilig aus. – Bald würden die Beobachtungsflugzeuge kommen. – Trotz allem lachten nun einige, denn nun würde die karge Verpflegung, die meist aus geröstetem Getreide, ein wenig Brot und einer Handvoll Feigen bestand, wieder aufgefrischt werden. Sie freuten sich schon auf eine tüchtige Shorba und auf ein kräftig gepfeffertes Kus-Kus.

Gerade als sie abrücken wollten, rannte ein junges Mädchen, die Washm dunkelblau im Gesicht tätowiert, schreiend auf den jungen Fähnrich zu. „Er ist am Leben“, sagte sie hastig, „er ist gar nicht tot.“

Der Moulazen blickte sie ungläubig an. Die Franzosen hatten ihre Toten mitgenommen und ihre eigenen Toten hatten die Algerier droben ins Unterholz geschleppt. Sie würden sie mitnehmen und in den Bergen begraben. Aber das Mädchen zeigte immer wieder aufgeregt mit der Hand nach unten. Plötzlich erblickte sie den toten Hirten und blieb wie versteinert stehen. Unsicher faßte ihre Hand nach der silbernen Hand der Fathma, die sie an einer silbernen Kette um den Hals trug. Die Hand der Lieblingstochter des Propheten hatte ihr kein Glück gebracht. Der Vater war tot und die Herde vernichtet oder in alle Winde zerstreut.

Zögernd gab der Fähnrich seinem Caporal den Befehl, mit einer Gruppe aufzuklären, was an dem Geschwätz des Mädchens war. Die Männer sicherten wieder ihre Gewehre und stiegen vor-

sichtig den Hang hinunter. Die anderen ließ der Moulazen abrücken, nur eine weitere Gruppe, die ihre deutschen MG 42 in Stellung brachte, blieb bei ihm zurück. Droben am Himmel zogen, trotz Kampf und Verderben, Leid und Freud, riesige dunkle Geier ihre Kreise. Sie lauerten auf das Gekröse der ausgenommenen Ziegen.

Der Caporal war unterdessen vorsichtig an die Stelle herangekommen, wo angeblich der „lebendige" Tote liegen sollte. Mißtrauisch blickte er in die Runde. Als er sich umdrehen wollte, erhob sich wenige Meter vor ihm, hinter einem Stein, ein Legionär, der das Gewehr mit dem Lauf nach unten trug. „Dahai el Djazair!" rief er mit vor Erregung sich überschlagender Kinderstimme. Es lebe Algerien!

Einer der Moudjahidines hob blitzschnell sein Gewehr, aber der Caporal wies ihn mit einer Handbewegung zurecht. „Bist Du verwundet?" fragte er in französischer Sprache. Der Legionär konnte ihm aber nicht antworten. Er stammelte nur: „Nix blessé – Deserteur!"

Der Caporal winkte ihn nun näher heran und nahm ihm das Gewehr ab. Dann umringten die Algerier den Legionär und stiegen mit ihm schnell erneut den Berg hinauf. Am Himmel ertönte wieder leiser Motorenlärm.

Auch der Fähnrich, der den Überläufer neugierig betrachtete, konnte sich mit ihm nicht unterhalten. „Alemani?" fragte er freundlich. Der junge Legionär schüttelte traurig den Kopf. „Nix Alemani", sagte er verzweifelt und fühlte, wie Tränen in seine Augen stiegen, „Hongrois." Der Fähnrich schüttelte den Kopf. Aber er wies ihn mit einer kurzen Handbewegung an, mitzukommen.

Oben im Unterholz waren die Toten verschwunden. Die Gruppen vor ihnen hatten sie mitgenommen. Schon waren die Männer auf dem schmalen Paßeinschnitt angekommen. Anstatt ihn aber zu überschreiten, teilten sie sich und klommen keuchend rechts und links die Hänge hinauf. Nur mit dem Aufgebot aller Kräfte konnte der junge Überläufer Schritt halten. Erst später

erkannte er, wie schlau die Algerier handelten. Plötzlich brauste eine Gruppe Jabos heran und schon donnerten die Bomben mitten auf die Paßstraße. Die Erdfontänen spritzten hoch, aber sie richteten keinerlei Schaden an. Dicht an das Gestein und Gestrüpp geklammert, beobachteten die Algerier teilnahmslos das imposante Schauspiel. Nachdem die Maschinen all ihre todbringende Fracht abgeladen hatten, drehten sie wieder bei und flogen heimwärts. Das war der Augenblick, in dem sich die beiden Züge vereinten und singend auf ihr nahes Lager zu marschierten.

Der junge Ungar, den niemand verstand und der selbst nicht verstand, daß ihm der Absprung so klaglos gelungen war, horchte benommen dem wilden fanatischen Gesang zu. „Anya", dachte der Junge unsicher, „Mutter", – wie würde das alles noch enden. Mutter! Der Gedanke an sie hatte ihm die Kraft gegeben, das alles zu wagen. Wenn er nur einmal wieder bei ihr wäre, dann würde alles wieder gut sein. Aber sah es danach aus?

Die Züge schwenkten nach rechts ab. Mit einem Mal standen sie vor einer riesigen Höhle, deren Eingang durch ein paar verkrüppelte Zedern wunderbar getarnt war. Sie hatten das Lager erreicht.

Schnell gingen einige daran, die mitgenommenen Tiere abzuhäuten, während andere Feuer unter ein paar riesigen Kesseln entzündeten. Während das Essen in den Kesseln dampfte, verschwanden die anderen mit ihren Toten. Nur zwei Mann waren zurückgeblieben.

Der Ungar hatte in der Nähe des Eingangs, von dem aus man noch ein Stück des blauen Himmels sehen konnte, einen Platz zugewiesen erhalten. Unglücklich und verlassen lag er auf dem blanken Boden. So hatten sie auch damals gelegen, in den Nächten, hinter den Barrikaden an der Killian-Kaserne. Er war noch zu jung gewesen, um ein Maschinengewehr zu bedienen. Aber er hatte doch mit den Molotow-Cocktails zwei T 34 in Brand gesteckt, und wie stolz war die ganze Klasse gewesen und er selbst! Ganz Budapest schien ihm zuzujubeln.

Als dann alles vorbei war und Pal Maleter in die große Falle

lief, der Traum der Freiheit ausgeträumt und auch der Glaube an Europa, das sie so kläglich im Stich gelassen hatte, dahin war, flüchtete auch er mit seiner Mutter nach Westen. Die Lager in Österreich waren überfüllt und es hieß mit einem Mal, daß in Frankreich gute Verdienstmöglichkeiten vorhanden wären. Mutter war es ja nicht recht. Aber er mit seinen fünfzehn Jahren wollte seinen Mann stellen. Dies umso mehr, als Vater noch zuguterletzt im Januar 1945 am Gellert-Berg als Honved-Feldwebel gefallen war. Er wollte arbeiten, arbeiten, um Mutter ins sonnige Frankreich nachholen zu können, in dem die wundervollen Mädchen waren und der Rotwein billiger als zuhause der Apfelmost.

In Straßburg wurden die jungen Ungarn feierlich begrüßt und als Helden der europäischen Freiheit gefeiert. Manche von ihnen wunderte dies, denn sie wußten wohl, daß auch Frankreich die Gelegenheit benutzt hatte, um im selben Augenblick, als der Traum eines einigen freien Europas auf den Budapester Barrikaden verblutete, den Überfall auf den Suez zu starten, und dadurch die Aufmerksamkeit der Welt von dem Grauen ablenkte, das in Ungarn geschah. Aber vielleicht wußten die Franzosen gar nicht, was im Grunde in Ungarn auf dem Spiel gestanden hatte.

Die Menschen waren liebenswürdig und in Marseille sollten sie Arbeit erhalten. Die Tage des Transportes vergingen im Fluge. Dann bestaunten sie die alten Hafengassen und ein freundlicher Gendarmeriebeamter, der sie jovial betreute, gab ihnen Geld und natürlich zahlte er auch freundlicherweise das Essen und Trinken. Ein paar wollten wissen, wo denn die Arbeit wäre und was sie zu tun hätten. Aber der Franzose winkte lachend ab. „Später!" Sie hätten doch so viel mitgemacht und sich so tapfer für Europa geschlagen, sie würden sich auch mit der neuen Arbeit zurechtfinden.

Thomas, der Volksdeutsche aus Sopron, das die Deutschen Ödenburg nennen, wurde mißtrauisch und sagte zu den anderen: „Der ist mir zu freundlich!" Aber sie lachten ihn aus. Was ver-

stand schon ein Bauer von der richtigen Welt! Sie unterschrieben daher alle, das Geld und das Essen richtig bekommen zu haben, wie es sich gehört und wurden dann in ein altes Fort gebracht, in dem man die Unterkünfte vorläufig eingerichtet hatte. Es war Fort St. Nicola. Als sie am nächsten Morgen erwachten, wußten sie, wo sie waren: bei der Légion étrangère, der Fremdenlegion.

Es half alles nichts. Das Bitten und das Protestieren. Der alte Sergeant-Chef wies ihnen mürrisch ihre Verpflichtungsscheine vor, die sie am Vortage unwissentlich unterschrieben hatten. Sie beriefen sich verzweifelt auf den jovialen Gendarmen. Aber es stellte sich heraus, daß niemand einen solchen kannte.

Der Junge verwies aufgeregt, daß er noch nicht sechzehn Jahre alt wäre, angeblich sei doch das Mindestalter für die Legion achtzehn. Der Sergeant-Chef meinte, dies müsse er dem diensthabenden Offizier in Sidi-Bel-Abbes melden, dann würde er entlassen.

In Sidi-Bel-Abbes erhielt er zwei Ohrfeigen vom Adjutant-Chef, als er mühsam radebrechend sein Anliegen vorbrachte und sagte, er müsse für seine Mutter sorgen. Er wurde eingeteilt und kam zur harten Ausbildung. Kurz danach stand er im Einsatz. Er brachte es einfach nicht übers Herz, seiner Mutter die Wahrheit zu schreiben, er teilte ihr nur mit, daß er hier Arbeit gefunden habe, und sandte ihr von seiner Löhnung, die kärglich genug war, so viel wie möglich nach Wien.

Er war mit dabei. Überall. Im Djebel Aures, bei Constantine, drüben bei Oran und drunten, am Rande der Sahara. Sehr bald erkannte er, daß es sehr ungewiß sei, ob es für ihn nach diesen fünf Jahren eine Rückkehr geben würde. Der erste, der fiel, war Thomas. Und dann ging einer nach dem anderen. Beinahe drei Viertel des ganzen Transportes der jungen Ungarn war schon gefallen. Dann ging ein Gerücht durch das Bataillon. Laut wagte es keiner zu sagen. Nur der beste Freund flüsterte es dem anderen zu. Es hieß, es sei gar nicht wahr, daß die Fellaghas die Überläufer massakrieren würden. Das Gegenteil sei wahr. Die Algerier würden die Überläufer in die Heimat zurückführen.

Monatelang trug er den Gedanken in seiner Brust verborgen. Die Sehnsucht nach der Mutter war genauso groß, wie der Abscheu vor dem dicken Capitaine, der jeden Monat seinen Putzer wechselte – er hatte ihm schon ein paar Mal über das Haar gestrichen und dabei faunisch gelächelt –. Vom Caporal hatte er erfahren, daß der Capitaine sich eingehend nach ihm erkundigt hatte. Der Caporal, ein baumlanger Kroate, hatte ihn finster angeblickt: „Die bist bald dran, mein Junge, da hilft Dir alles nichts. Der Alte hat einen starken Verbrauch!"

Als sie von den Lastkraftwagen sprangen und ausschwärmten und der Feind nur in der Ferne zu sehen war, kam er auf den äußersten linken Flügel der Section. Plötzlich durchzuckte es ihn: Jetzt oder nie! Er schwenkte weiter nach links, so daß der nächste Mann schon hundert Meter von ihm entfernt war. Es war der mürrische Gregor, ein Hamburger, der sich um niemanden kümmerte und nur widerwillig seinen Dienst versah. Langsam glitt er hinter dem Stein zu Boden und wiederholte immer wieder das Losungswort, das auf dem Flugblatt der Algerier stand: „Dahia al Djazair." Weiter rechts sammelten sich die Legionäre. Die Fahrzeuge fuhren schnell ab. Er wagte kaum zu atmen. Spätestens in der Kaserne mußten sie sein Fehlen entdecken. Dann erhob er sich, blickte in das Gesicht eines schreienden arabischen Mädchens und versteckte sich wieder, bis die Moudjahidines kamen.

Ob es wirklich in die Freiheit gehen würde? Es sah nicht danach aus!

Die Algerier kamen zurück und setzten sich schweigend um die Kochkessel. Als das Essen gar war, erhielt auch er, wie die anderen, seinen Teil. Aber es sprach keiner mit ihm, da sie erkannt hatten, daß er weder französisch noch arabisch verstand.

In der Nähe hatten die Moudjahidines einen Funkapparat aufgebaut. Er erkannte verblüfft, daß es ein französischer war. Es herrschte aber Funkstille. Die Männer lagen oder hockten in losen Gruppen herum und rauchten Zigaretten, die sichtlich Beuteware waren. Der Abend brach herein. Vor der Höhle ver-

richteten die algerischen Soldaten ihr Abendgebet und verneigten sich, ihre Waffen vor sich gelegt, gegen Mekka. Der junge Ungar versuchte, das Vaterunser vor sich herzusagen, aber die Gedanken verwirrten sich, er brachte es nicht bis zu Ende.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit legten sich die Algerier hin und begannen zu schlafen. Nur vereinzelt glommen noch ein paar Zigaretten wie Glühwürmchen durch die finstere Höhle. Erschöpft schlief auch er ein.

Es war Mitternacht vorüber, als ihn eine Hand wachrüttelte. Erschreckt fuhr er empor. Der junge algerische Fähnrich winkte ihm zu folgen. Taumelnd erhob er sich und ging hinter dem jungen Offizier die Schlucht entlang. Doppelposten riefen sie an. Parolen wurden gewechselt. Am Ende der Schlucht blieb der Fähnrich stehen. Vor ihm stand ein junger Algerier, der kaum älter war, als der Legionär. Der Fähnrich gab ihm die Hand. „Morgen, wenn Gott will, bist Du in Sicherheit. Insch Allah." Dann wandte er sich um und ging so schnell weg, daß der Ungar gar nicht zu Wort gekommen war.

Der Junge musterte ihn in der Dunkelheit abwägend und machte eine kurze Handbewegung. Dann brachen sie auf. Sie wanderten die ganze Nacht hindurch und erst als der Morgen heraufgraute, erreichten sie in einem Gebirgstal einen Souk, den sie eilig durchschritten. Der Junge blickte sich scheu um, aber niemand war zu sehen. Nur ein paar magere Straßenköter schlugen Krach, ließen es aber sein, als der Junge ihnen mit ein paar wohlgezielten Steinwürfen zu Leibe ging. Der Überläufer wußte, daß ein Souk kein eigentliches Dorf ist, sondern nur ein Marktflecken, in dem die Männer einmal wöchentlich aus allen umliegenden Dörfern zusammenströmen, um hier ihren Markt abzuhalten; zu kaufen und zu verkaufen.

Der jugendliche Führer war nervös geworden und spornte den schon langsam erschöpften Legionär zu schnellerem Tempo an. Er hatte sich in der Zeit verrechnet und gehofft, noch vor dem Lichtwerden die Gefahrenstelle passieren zu können. Wielange waren sie schon marschiert? Der Legionär wußte es nicht mehr.

Waren es fünf Stunden, oder nur vier? Jedenfalls kam jetzt der Tag mit Macht und Riesenschritten. In der Ferne konnte man schon die Kette der Djurdjura-Berge sehen, deren Gipfel, die weit über zweitausend Meter ansteigen, weiße Schneedecken trugen, die nun im Scheine der aufgehenden Sonne silbern glänzten.

Auf den steilen Hängen, die sie nun wieder emporhasteten, standen vereinzelt Oliven- und Feigenbäume. Dazwischen wucherten wildes Gestrüpp und üppige Kakteen, die übermannshoch aufwuchsen. Endlich, als am Gipfel eines Hügels die weißen Häuser des Dorfes sichtbar wurden, hielt der Junge an und spähte vorsichtig zurück. Weit und breit war aber nichts Verdächtiges zu bemerken.

Trotzdem mieden sie die kleine Straße, die in bequemen Serpentinen emporführte, und schlugen sich hintenherum durch eine Olivenpflanzung, in der Unkraut kniehoch wucherte. Und das war gut so. Denn gerade, als sie die Hinterseite des ersten Hauses erreicht hatten, ratterten einige Jeeps und eine Kolonne schwerer Dodges um die erste Kehre der Serpentinen.

„Chasseurs Alpines", keuchte der Junge und warf sich zu Boden. Herzklopfend folgte der Deserteur seinem Beispiel. Die Alpenjäger! Das hatte gerade noch gefehlt! In der vergangenen Woche war das Gerücht durch das Regiment gegangen, daß sie von den 27ern abgelöst würden, die unter General Gourauds in diesen Raum einrücken würden. Nun waren sie da. Genau zur unrechten Zeit.

Der junge Algerier kroch tiefer in das Gestrüpp und winkte dem Ungarn, nachzukommen. Stacheln rissen dem Deserteur die Uniform auf, aber er kümmerte sich nicht darum. Dann lagen sie beide dicht aneinandergeschmiegt auf dem steinigen Boden.

Droben im Dorf würden jetzt die Häuser einzeln abgekämmt und nach Waffen oder Propagandamaterial untersucht werden. Nach einigen Stunden, wenn der Kaffee getrunken, – falls nichts gefunden worden war, – würden sie wieder abrücken. Das Dorf stand weiter nicht im Verdacht. Es handelte sich um eine reine Routineaktion.

Stunde um Stunde verging. Den Ungarn quälten Durst und Hunger. Sein jugendlicher Führer regte sich nicht. Er hatte die großen dunklen Augen fest geschlossen und lag regungslos, als wäre er tot.

Am frühen Nachmittag heulten die Motore endlich wieder auf. Die Chasseurs, die nichts Verdächtiges entdeckt hatten, fuhren wieder ab. Jetzt kam Leben in den Jungen. Lauernd verfolgte er den Abzug der Franzosen. Dann erhob er sich geräuschlos wie eine Katze, während der Deserteur nur mühsam seine steif gewordenen Glieder massierte und torkelnd aufstand. Zum erstenmal huschte ein belustigtes Lächeln über das sonst so ernste Kindergesicht des Algeriers. Rasch legten sie die kurze Strecke bis zum ersten Haus zurück. Dort wies der Junge den Legionär an, zu warten. Er selbst huschte geschmeidig durch die niedere Tür.

Zerschlagen hockte der junge Ungar auf dem Boden. Wenn die Chasseurs im Dorf eine Gruppe zurückgelassen hatten, dann konnte alles noch schiefgehen. Aber sicherlich würde der Junge das erfahren.

Im Dorf hörte man aufgeregte Reden. Hier aber hinter dem Haus war niemand zu sehen. Nach einer schier endlosen Wartezeit kam der Junge wieder, nahm ihn an der Hand und führte ihn über einen kleinen schmalen Hof in einen dunklen Raum. Eine alte Frau murmelte etwas; der Ungar verstand nur „Jaskut el Fransa" – nieder mit Frankreich! Er wurde unsicher, denn er wußte nicht, ob dies ein Gruß für ihn sein sollte, oder eine Beleidigung. Aber die Frau stellte sogleich eine Schüssel mit heißer Shorba auf den Tisch und legte ein großes Stück Brot daneben. „Bismillah", bot sie ihm das Essen an – im Namen Gottes!

Mit wahrem Heißhunger hockte er sich hin und verschlang das Essen. Als er aufsah, war sein jugendlicher Führer verschwunden. Das Herz blieb ihm stehen. Was für ein Spiel wurde mit ihm getrieben? Für jeden eingefangenen Legionär gab es Kopfgeld. Die Moudjahidines waren nun weit. Aber er kam gar nicht lange zum Nachdenken, denn die alte Frau brachte ihm eine schmutzige Djellaba und wies ihn an, schnell die Uniform aus-

zuziehen. Er entkleidete sich und hüllte sich in das weitgefallene Gewand, das schmutziggrau war. Die alte Frau lachte und zog ihm die Kaputze der Djellaba über den Kopf. Dann winkte sie ihm und ging voraus auf die Straße. Vor Aufregung schlug dem Überläufer das Herz bis zum Halse, als er seiner neuen Führerin mitten durch das Dorf folgte. Aber die Algerier erkannten ihn nicht als Weißen, oder taten jedenfalls so, als würden sie ihn nicht erkennen.

Diesmal ging es nicht durch das Gestrüpp, sondern die Straße entlang. Weit und breit waren keine Franzosen zu sehen. Da ihm die Moudjahidines mit den Waffen auch den Kompass abgenommen hatten, erkannte er nur an dem Stand der Sonne, daß sie nach Osten wanderten.

Gegen Abend, an einer Wegekreuzung, erwartete sie ein alter Mann. Wiederum wurden nur wenige Worte gewechselt und wieder ging ein neuer Führer mit dem Deserteur. Sie wanderten die ganze Nacht. Erst als er vor Erschöpfung beinahe zusammenbrach, wurde er in einem Dorf einem jungen Mann übergeben, der ihm freundlich lächelnd eine Schlafstelle anbot. Er schlief den ganzen Tag wie ein Toter, wurde am Abend wachgerüttelt, bekam zu essen und marschierte mit dem neuen Mann weiter nach Westen. Plötzlich tauchte aus der Nacht eine Reihe bewaffneter Gestalten auf. Erstaunt erkannte er, daß auch hier Moudjahidines der ALN waren.

Erst später wurde ihm klar, daß sie sich im Niemandsland zwischen Algerien und Tunis, unweit der Morice-Linie befanden, jener elektrisch geladenen Stacheldrahtsperre, die sich zweihundertundzehn Kilometer von Bone bis Tabessa hinzieht.

Der Mann, der ihn bis hierher gebracht hatte, lächelte ihm zu und schon hatte ihn die Dunkelheit verschluckt. Ein algerischer Offizier, ein Leutnant offenbar, sagte in fließendem Deutsch: „Komm einmal mit, Du hast hier Kameraden!“ Er folgte ihm zu einer Gruppe von über dreißig Mann und zu seiner Freude erkannte er, daß es alles Deserteure der Fremdenlegion waren. In der Hauptsache Deutsche, ein Engländer, zwei Spanier

und ein Franzose. Ungar war keiner dabei. „Was kommt denn da für ein ulkiger Vogel?“ empfing ihn ein baumlanger Berliner. „Von wo bist Du eigentlich her?“

„Ich Ungar“, stammelte der Überläufer völlig überrascht.

„Bluat von der Katz!“ rief ein dicker Münchner und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter, „dann ist unser Zirkus voll! Wie heißt Du denn?“

„Lazy“, versetzte der Ungar leise.

„Gleich wird es losgehen“, sagte ein anderer, „die Moudjahidines sind schon heran. Das sind die Todestruppen, die immer zuerst angreifen. Der Angriff erfolgt von drüben.“

„Angriff“, stammelte Lazy verstört, er verstand die Deutschen nur halb. Der Bayer, der ihn unter die Fittiche genommen hatte, lachte über das ganze Gesicht. „Hast Du vielleicht geglaubt, der Herr Minister André Morice kommt persönlich und legt den Stacheldraht, den sein Herr Sohn geliefert hat, nieder, damit wir nach Tunis hinüberspazieren können?“

Lazy wollte etwas antworten, aber dann hörte er es. Irgendwo in der Nacht, gar nicht weit von ihnen entfernt, arbeiteten Pioniere im Stacheldraht. Jetzt hörte man deutlich das Knacken der Drähte. Dann klang eine Alarmsirene laut und durchdringend.

Ein Algerier rannte zu der Gruppe der Deserteure und rief etwas.

„Aufgepaßt!“ schrie der Berliner, „alles hört auf mein Kommando!“ Die Überläufer rückten enger aneinander. Nun begann auch auf ihrer Seite die Pioniergruppe der ALN den Stacheldraht niederzureißen und die Minen auszubuddeln. Es entstand ein Loch von gut zweihundert Meter. Von drüben kamen in geregelter Ordnung Kolonnen anmarschiert. Die Munitionsträger keuchten unter ihrer Last. Sie verschwanden so schnell in der Dunkelheit, als habe sie der Erdboden verschluckt. Andere wieder marschierten wie auf dem Exerzierplatz nach rechts und links ab, schwärmten aus und gruben sich ein.

Der Berliner schrie plötzlich: „Los gehts!" Neben ihnen wurden algerische Schwerversehrte, die zum großen Teil Bein- und Armamputierte waren, herangetragen und geführt. Alles ging lautlos und mit einer unerhörten Präzision vor sich. Gerade als die Deserteure die Grenze überschritten hatten, sah man in der Ferne Scheinwerfer aufblitzen und hörte Motorenlärm. Die französischen Alarmeinheiten des Colonel Jean Pierre rückten erstaunlich langsam heran.

Die Sicherungsgruppen der ALN erwarteten sie gelassen. Sie wußten, daß sie nahezu auf verlorenem Posten standen. Sie wußten aber auch, daß durch sie das Gros des Nachschubs ungehindert die Operationsbasis erreichen konnte.

Gerade als der Trupp der Legionäre die Asphaltstraße erreichte, wo einige Lkw auf sie und die Versehrten warteten, schlugen die ersten Granaten der Begleitartillerie der Franzosen in die Stellungen der Algerier. Feuerstöße begannen zu rattern. Der Kampf begann.

„Verflucht!" flüsterte der Bayer, „das stinkt mir aber schon sakrisch. Wir können abhauen und die armen Hunde sitzen jetzt im Dreck." Dann aber stiegen sie auf die Wagen und fuhren gegen Westen.

*

Das Gesicht des jungen Ungarn war tränenüberströmt. Die Erinnerung hatte ihn noch einmal alles das erleben lassen, was er schon weit hinter sich geglaubt hatte. Er zitterte, als ich ihn fragte: „Und wie wird es weitergehen?" Aber er gab mir keine Antwort. Vor ihm stand das große Nichts. Vor allem, seit er hier erfahren hatte, daß seine Mutter in Wien verstorben war.

„Junge, Junge", versuchte ich ihm gut zuzureden, „alles geht weiter!"

Er starrte mich einen Augenblick haßerfüllt an. Dann lachte er, aber es war kein gutes Lachen. „Aber wie?" fragte er ironisch. „Ihr habt ja gut reden! Von wegen Europa und so! Christliches Abendland – Jesus Maria, mir wird schon schlecht, wenn ich das nur höre. Ihr seid zu Hause geblieben, als wir

in Ungarn zu Grunde gingen und Ihr bleibt auch zu Hause, wenn hier alles zu Grunde geht." Er machte eine müde Handbewegung, die alle seine Hoffnungslosigkeit ausdrückte. „Ich gehe zurück", stieß er plötzlich schroff hervor, „sie werden mich einsperren, vielleicht sogar verschicken, aber sie werden mir nicht schön tun und mich streicheln und loben, während sie mir das Messer hineinstoßen! Ich hasse Euch! Alle – den ganzen Westen! Was seid Ihr verlogen und wie seid Ihr erbärmlich! Da ist mir die rote Aussichtslosigkeit schon lieber als diese goldene Verlogenheit."

Ich schwieg. Auch er war verstummt. Es war so, als wäre alles, was zwischen uns zu sagen wäre, gesagt. Dann wurde er mit einem Male unsicher. „Es ist nicht sehr höflich von mir gewesen", entschuldigte er sich mit einem schüchternen Lächeln, „Sie haben mir so ein gutes Abendessen bezahlt, – verzeihen Sie ..."

Ich gab keine Antwort. Ich konnte noch nicht sprechen. Der Kellner deutete auf die leere Flasche. Ich nickte.

„Frankreich ist nicht Europa", sagte ich schließlich nicht sehr überzeugt, „wenigstens nicht allein. Es gibt viele Kinder in dieser Familie. Ungarn gehört ja auch dazu."

Der französische Kellner stellte die Flasche mit dem schweren Rotwein wieder auf den Tisch. Er strich umständlich das wenig saubere Tischtuch, das dunkle Weinflecke hatte, zurecht. Für wen mag er hier in Tunis arbeiten? Für die Sûreté militaire? Oder für das Deuxième Bureau? Ich sagte schnell „merci!" und grinste ihn recht unverschämt an. Der Mann murmelte etwas, das sicherlich keine Freundlichkeit war und verschwand.

Der Junge schenkte sich automatisch nach und goß das Glas hinab. „Mutter hätte das nicht sehen dürfen", sagte er wehmütig, „aber man lernt es in der Legion, das Saufen. Und das ist gut so, sonst wäre schon mancher verrückt geworden!"

„Ich fürchte, Du kommst vom Regen in die Traufe", sagte ich behutsam, „weil Frankreich Dir so übel mitgespielt hat, deshalb brauchst Du Dir doch von den Bolschewiken nicht neuer-

dings übel mitspielen zu lassen. Aber Du mußt selber wissen was Du tust. Raten kann Dir letzten Endes keiner."

„Ich habe gedacht, Sie würden mir nun predigen", sagte er schnell, „und das habe ich satt. Ich weiß nicht was ich tun werde. Ich weiß es wirklich nicht. Die anderen sind zum Großteil schon zurückgegangen – so weit sie lebend herausgekommen sind", verbesserte er sich rasch, „sie schreiben so schöne Briefe – viel zu schöne. Ich weiß nicht –"

Wir tranken nun schweigend die Flasche leer. Dann ging er hinüber in die Kasbah und ich hinunter, die Avenue Habib Bourgiba, in das Hotel Carlton.

Wir konnten einfach weggehen, die Lage hinter uns lassend, weil wir sie nicht lösen konnten. Selbst der kleine Lazy konnte das, dem das Schicksal, beziehungsweise Frankreich, jede Lust zum Weiterleben genommen hatte.

*

Die aber, die in Algerien, die können nicht weglaufen. Die müssen bleiben. Denn es ist ihr Land und ihr Leben, um das hier gespielt wird. Ganz gleich, ob es die Algerier sind oder die Franzosen, die seit Generationen in diesem Lande leben.

Im Grunde ist das Land, das jahrelang die Weltöffentlichkeit so bewegte, gar nicht so groß. Geographisch zerfällt es dazu noch in zwei Teile: in den Norden und den Süden. Nordalgerien: alles, oder das meiste, was die Welt in den letzten Jahren über Algerien erfuhr, ereignete sich hier. Es ist ein langer Küstenstreifen, der zwischen den blauen Fluten des Mittelmeers und den Bergen des Atlasgebirges zusammengedrängt wird. Diese 209 630 Quadratkilometer sind ein fruchtbarer Garten mit Getreidefeldern, Weingärten und Olivenhainen. Hinter den Bergen aber kommt die Hochebene; und dann die endlose Wüste: Südalgerien. Auf den 1 995 234 Quadratkilometern dieses Teiles von Algerien wohnen kaum ein Zehntel der Menschen, die im Norden leben.

Anschaulich wird dieses Verhältnis Nord – Süd durch die Statistik, die beweist, daß von den 21 Millionen ha Nordalge-

riens mehr als die Hälfte, nämlich 12,9 Millionen ha landwirtschaftlich genutzt werden. In Südalgerien aber werden von 200 Millionen ha nur 150 000 ha landwirtschaftlich bearbeitet.

Es liegt auf der Hand, daß bis zur Entdeckung des Erdöls in der Sahara das Hauptgewicht und der echte Wert Algeriens ausschließlich im Kulturland des Nordens lagen. Nun scheint sich das Verhältnis dieser Bewertung ernstlich zu verschieben. Ob das zum Nutzen des Landes sein wird, muß sich erst herausstellen.

Ich war im Frühjahr 1958 hierher in den Maghreb gekommen, jenen langen Streifen Nordafrikas, der Marokko, Algerien und Tunesien umfaßt, um zu erleben, zu schauen und zu berichten, warum dieser schmutzigste aller Kriege kein Ende findet.

Das Herz war mir schwer. Die Argumente, die von beiden Seiten vorgebracht werden, wiegen auch zu schwer. Der Knoten Algerien ist nicht zu lösen; er ist nur zu durchhauen. Es ist sehr verwunderlich, daß gerade die Franzosen dies nicht begreifen. Während des ersten Weltkrieges, in den blutigen Tagen von Verdun, sagte der damalige Außenminister von Paris, Delcassé, 1915 jenes seherische Wort, das unterdessen so unbarmherzig in Erfüllung zu gehen scheint: „Algerien wird das Fundament sein, das unseren Ruhm erhält, oder aber der Felsblock, der uns zerschmettert."

Der Felsblock ist längst ins Rollen gekommen. Er droht, alles, was französisch ist, das Gute wie das Schlechte, zu zerschmettern.

Ich aber mußte nun hier meinen Weg antreten und abseits von Schulbücherweisheiten hinter die Fassade, die Paris für die Welt errichtet hat, schauen, um zu ergründen, wieso es soweit gekommen ist. Davon will ich berichten.

Zu sagen, wie es weitergehen wird – so vermessen bin ich nicht. Das weiß nur Gott allein. Allah aber wird dieses Wissen bei sich behalten. Erst der Gang der Dinge wird uns zeigen, ob das Recht Sieger bleibt – oder die Gewalt.

1954, als ich Südostasien dreichstreifte und in Indonesien und anderswo dem selbstmörderischen Weg des weißen Mannes nachforschte, der dorthin führte, wo wir heute stehen, glaubten manche Allzuklugen, die alles allein von der Ratio herleiten, mich widerlegen zu müssen. Sie wurden unterdessen still.

Das Rad der Zeit läßt sich nicht zurückdrehen; dabei kann man höchstens unter die Räder kommen. Wenn auch Frankreichs Uhren anders gehen – auch in Paris muß man sich dem Gesetz des Zifferblattes unterwerfen, wenn man die richtige Zeit ablesen will. Außer, man legt überhaupt keinen Wert darauf, die Zeit zu erkennen und lebt einfach nur so in den Tag hinein. So hat es den Anschein.

Ich mühte mich, beide Seiten richtig zu sehen; aber ich kann nicht leugnen, daß meine Sympathie jenen gehört, die für ihr Land und ihre Freiheit antraten. Auch sie machen viele Fehler. Aber da die „Grande Nation“ so viele und so furchtbare Fehler macht, so sollte man sich darüber nicht mehr aufregen, als über die Franzosen.

Alles zusammen aber: die Franzosen, ihre Colons und die Armee, ihre Polizei und ihre „Beherbergungslager“, – die Algerier, ihre „Front Liberation Nationale“, ihre Armee und ihr kühner Kampf, – das Öl der Sahara, die Direktoren der großen Gesellschaften und die Agenten der Sûreté, sie alle ergeben zusammen mit der farbenprächtigen Geschichte Algeriens ein großes und mitreißendes Bild: das der französischen Eroberung und Erschließung Algeriens, am Ende dann das des algerischen Freiheitskampfes.

Ganz nahe, beinahe vor der Haustür Europas, geht eines der erregendsten Dramen unserer Zeit vor sich. Es wird höchste Zeit, daß wir davon Kenntnis nehmen.

Die die große Zeche bezahlen

In den Flüchtlingslagern bei Le Kef, in Ain Achmuda und in Heidra

„Die Franzosen!" Es gibt kaum einen furchtbareren Schrekkensschrei in den algerischen Dörfern, die außerhalb der französischen Zonen liegen, als diesen. Alles stürzt davon. Aber viele schaffen es nicht mehr.

Zu Tausenden flüchten sie, die bittere Erfahrungen mit Frankreich machen mußten, über die marokkanische und die tunesische Grenze. Das sind jene Frauen und Kinder, jene Männer, denen der Kampf und die Gefahr genauso entsetzlich sind, wie das Verharren zwischen den Fronten und das Warten, bis sie an der Reihe sind. Denn das glauben sie nun alle: einmal kommt in Algerien jeder dran!

An der westtunesischen Grenze wurden Auffanglager errichtet, in denen diese unglücklichen Opfer unserer Zeit gesammelt und gesichtet werden. Zu leicht könnte das Deuxième Bureau mit den Flüchtlingsmassen ihre Agenten einschleusen: Agents provokateurs vor allem, beauftragt, Unruhe und Verwirrung zu stiften.

Die Zelte dieser Hoffnungslosigkeit stehen unweit von Le Kef und in Ain Achmuda bei Kasserine. Zu Tausenden leben die algerischen Flüchtlinge hier auf engstem Raum zusammengedrängt und warten. Unweit von Haidra verkrochen sich diese Opfer moderner Kolonialzivilisation sogar in die jahrtausendalten römischen Ruinen. Ihre Zahl ist Legion. Ihre Erzählungen und Berichte, die aufmerksam registriert und vom Gouverneur von Speidla, Si Hedi Mabrouk, dem diese Flüchtlingsmassen unterstehen, soweit es geht, überprüft werden, enthüllen in ihrer Monotonie die erbarmungslose Härte des Kampfes in Al-

gerien. Erschossen! Erstochen! Erschlagen! So klingt es immer wieder mit nicht zu überbietender Gelassenheit, die wir einst nur in den unendlichen Weiten des Ostens kennenlernten, wenn uns die Ukrainer oder die baltischen Völker über das Schicksal ihrer Familien berichteten.

„Sie wollten meine Frau vergewaltigen“, sagte der Bauer Argoub Mabrouk aus der Region Ovenza, Souk Arras, „mein Bruder trat dazwischen und redete den Soldaten zu, sie sollten sie doch in Ruhe lassen. Aber sie packten ihn und übergossen ihn lachend mit Benzin. Dann zündete einer mit seiner glimmenden Zigarette meinen Bruder an. Er lief wie eine brennende Fackel durchs Dorf und wälzte sich dann verzweifelt auf dem Boden. Aber es half nichts. Er verbrannte. Es muß ein großer Spaß für die Franzosen gewesen sein, denn sie sollen furchtbar gelacht haben. – Ich war auf dem Feld. Als ich zurückkam, stand alles in Flammen. Die Franzosen waren weitergefahren. Sieben Menschen meiner Familie fanden den Tod. Wozu sollte ich da noch bleiben? Ich lief davon. Aber kann man eigentlich davonlaufen?“ fragte er forschend.

„Nein!“ wollte ich sagen, „das kann man nicht; man muß stehen, auch wenn alles zusammenfällt.“ Aber das mußte er selbst spüren, das konnte man ihm nicht raten.

Die Familie Abidi aus dem Dorf Bouss Arssou wurde vollkommen ausgerottet. Nur ein Mann entkam, weil er nicht zu Hause war...

„Ich betrieb einen kleinen Handel, es ging ganz gut. Da kamen die Franzosen durchs Dorf Morsott, das liegt in der Region Tebessa. Sie töteten kurzerhand einen Teil der Bewohner; meine Familie verlor vier Männer“, berichtete Mohammed Jeddi, „wir waren fünf Brüder und wir haben immer zusammengehalten, besonders mein Bruder Salah und ich. An mir ging der Tod vorbei. Aber konnte er nicht schon am nächsten Tag auch zu mir kommen? Ich raffte zusammen, was möglich war, nahm meine Kinder und meine Frau und floh. Jetzt weiß ich aber auch nicht, wie es weitergehen soll.“

Die Männer umdrängen unseren Wagen. Sie betteln uns nicht an und sind nicht aufdringlich; sie blicken uns nur mit großen Augen an.

Ali Boughenbouz floh, weil sieben seiner Vettern sterben mußten.

Nouar Amar wieder, aus dem Dorfe Errhia, floh, nachdem man ihm drei Kinder umgebracht hatte. Sie standen im Verdacht, Nachrichten an die ALN weitergegeben zu haben. „Wieso dieses Gerücht entstand?" Der alte Mann zuckte hilflos die Achsel. „Nur Allah allein kann es wissen. Vielleicht sprach einer von ihnen wirklich mit einem Moudjahidines, vielleicht aber erfand ein böser Nachbar dieses Märchen. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Franzosen nicht lange fragten oder verhörten. Sie mußten alle sterben. Ich ging mit meiner Frau davon, weil es hieß, daß die Angehörigen von ‚Rebellen' – und da sie tot waren, waren sie auf alle Fälle Rebellen – in Konzentrationslager kommen würden."

Dieses schreckliche Wort „Verdacht" taucht immer wieder auf, wenn man fragt, wieso all das Unfaßbare geschah. Sie hatten den „Verdacht". Es ging das „Gerücht". Es sollen angeblich in der Nähe unseres Dorfes Moudjahidines gesehen worden sein, da hatten die Franzosen den Verdacht . . . In Algerien wird seit Jahren nicht auf Grund einer Schuld – falls es wirklich eine Schuld ist, für seine Freiheit zu kämpfen – erschossen, sondern auf „Verdacht". Und auf Verdacht stirbt es sich sehr schnell. Zu schnell.

Ali Chorfi hält mich in Ain Achmuda an. „Sehen Sie sich einmal meine Kehle an", bat er. Ich sehe eine lange Narbe. Er faßt mit seiner derben Bauernhand nach der meinen und führt meine Finger über die harten Narbenränder. „Wir lebten in Bekaria, in der Region Tebessa. Wir waren glücklich. Nie haben wir uns um Politik gekümmert. Wir waren froh, noch ein kleines Grundstück bearbeiten zu können und unsere Oliven brachten reichliche Ernte. Da kamen eines Tages Franzosen. Es waren Infanteristen, und sie banden mich, ehe ich mich wehren

konnte, an einen Olivenbaum, der dicht an unserem Hof stand und stellten ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett vor mir auf, so daß die Bajonettspitze sich in meine Kehle bohrte. Nur wenn ich ganz regungslos blieb, konnte ich unverletzt bleiben.

Dann griffen sie nach meiner jungen, weinenden Frau und zehn Mann vergewaltigten sie vor meinen Augen. Ich riß an den Stricken und schrie; dabei bohrte sich das Bajonett immer tiefer in meine Kehle. Dann ließen sie endlich ab von meiner Frau, nahmen ihr Gewehr, gaben mir ein paar Kolbenschläge und marschierten weiter. Bis meine Frau sich von der Erde erheben konnte, war ich beinahe ausgeblutet. Es ist ein Wunder, daß ich lebe. Was sollte ich in einem Land, auch wenn es unser Land ist, in dem solches ungestraft geschehen kann? Wir retteten uns nach Tunesien. Wir haben gar nichts mitgenommen. Denn kaum konnte ich wieder einigermaßen gehen, beherrschte mich nur ein Gedanke: sie kommen wieder!"

Die Augen des siebenjährigen Jungen blickten mich glanzlos an; beinahe uninteressiert. Es ist Belaid Baalouk. Sein Leben verlief wie das aller Bauernjungen auf der Welt. Ein bißchen Arbeit, ein bißchen Spiel, und alles war friedlich und ruhig. Da sollten angeblich Moudjahidines im Dorf Bejen bei Tebessa gerastet haben und von den Einwohnern mit Lebensmitteln versorgt worden sein. Belaid wußte nichts davon. Er ist zu jung, um das zu wissen. Wer dies tut, vertraut sich nicht einem Kind an. Die Eltern nicht, auch nicht die Geschwister, hatten etwas damit zu tun.

Eines Morgens aber, gerade als die Sonne aufging, brach über das kleine Dorf der Weltuntergang herein. Es war nicht die Sintflut, die dereinst auf uns alle wartet, es war kein Vulkan ausgebrochen und keine Sturmflut. Es waren Menschen. Und sie trugen französische Uniformen und dienten in der berüchtigten Fremdenlegion. Bald standen die kleinen Häuser und Hütten in Flammen. Immer wieder ratterten die gnadenlosen Feuerstöße der Maschinengewehre, und immer wieder donnerten

die Handgranaten. Rings im Kreise standen die Half-Tracks, um zu verhindern, daß einer entkam ...

„Lauf!“ schrie die Mutter und gab Belaid, ihrem Liebling einen Stoß. Der Junge, aufgeschreckt aus tiefem Schlaf, stürzte in das kleine Gärtchen, das in Ermangelung eines Zaunes von einer dichten großen Kakteenhecke umgeben war. Ohne zu denken, mit dem sicheren Instinkt der gefährdeten Kreatur, versteckte er sich dort, wo die Kakteen am dichtesten standen. So entkam er dem Blutbad, hohnvoll „pacification“ – Befriedung – genannt ...

Alle 12 Personen seiner Familie mußten daran glauben. Urahne, Großmutter, Mutter – natürlich der Vater und alle Geschwister. Belaid wagte erst zwei Tage später, als der Hunger die Furcht besiegte, aus seinem Versteck hervorzukriechen. Er stürzte weinend über die Toten. Mitleidige Nachbarn, die dem Massaker auch irgendwie entkommen waren, nahmen ihn an der Hand, schoben ihm etwas Brot in den Mund und nahmen ihn mit.

Nun ist er sozusagen das Paradestück des Lagers. Er ist ein lebendiger Beweis für die Methoden, die Paris anwendet, um Algerien zu verwalten. Er starrt in die Linsen des Photoapparates; er weint nicht, er lächelt nicht. Er sagt auch nichts. Sehnsüchtig blickt er auf den Lagerleiter, einen jungen Leutnant der tunesischen Armee; und als ich keine Fragen mehr habe, Fragen, die er ohnedies nicht beantworten kann –, die Nachbarn müssen in der Hauptsache für ihn reden –, dreht er sich schnell um und geht langsam die Bergkuppe hinauf, in deren Senke das große Zeltlager steht. „Er ist immer allein“, sagt Baaloug Cherif bekümmert, der selbst drei Brüder und beinahe die gesamte Familie bei dem Massaker verlor und sich des Jungen angenommen hat; „das kann nicht gut gehen.“

Was soll da noch gut sein?, denke ich, aber ich sage nichts und bin froh, daß Balaid wieder seine Ruhe hat. Als wir abfahren, sehe ich noch droben, wo ein paar kleine schwarze Ziegen das kümmerliche ausgedörrte Gras abweiden, die kleine Ge-

stalt stehen. Der Junge blickt regungslos in die Weite. Nicht hinab ins Lager, nicht zu uns. Er starrt hinüber nach dem Westen. Dorthin, wo – nur wenige Kilometer entfernt – Algerien beginnt.

Die 33jährige Laaicha Smida erzählt ihre Geschichte ruhig. Nur ihre Augen funkeln. Die Hände liegen regungslos in ihrem Schoß. Ihr Mann wurde festgenommen und in Sicherheitsverwahrung gebracht. Einer seiner Brüder, von dem er schon lange nichts gehört hatte, sollte sich der ALN angeschlossen haben. Kurze Zeit, nachdem die Franzosen ihren Mann abgeholt hatten, kamen die Gendarmen zu ihr und machten ihr einen Vorschlag. Man brauchte Mädchen für ein Mannschaftsbordell, für eines der offiziellen B. M. C., Bordell der Feldtruppe, – und da ihr Mann nun doch nicht da sei und nichts verdienen könne...

Sie lehnte entrüstet ab.

Wenige Tage später kam wieder eine Abteilung durchs Dorf. Dabei war auch einer der Gendarmen. Die Soldaten kamen auch zu ihr und fragten: „Was, Du willst mit uns nichts zu tun haben? Wir sind Dir wohl zu schlecht?"

„Aber", sagte sie erschrocken, denn die Männer blickten böse, „Ihr habt doch schon so viel Unglück über mich gebracht, Ihr habt meinen Mann eingesperrt und er hat keine Schuld. Laßt doch ab von mir."

„Warum willst Du nicht ins Bordell?", fragten die Soldaten. „Wir stinken nicht, Du bekommst gutes Essen und noch dazu gute Francs. Wenn Dein Mann zurückkommt, bist Du eine reiche Frau. Wenn er kommt –"

Ihr traten die Tränen in die Augen. „Mein Junge", flüsterte sie bittend, „er ist schon drei Jahre, laßt ihn das alles nicht hören und sehen –"

Da riß ihr einer das Kind weg; der Junge schrie. Sie sprang hoch, erhielt einen Schlag vor die Brust und stürzte. Draußen auf der Straße rasselte gerade ein Shermann-Panzer, der als Begleitschutz der Kolonne beigegeben war, vorbei. Der Soldat

lachte und warf den Jungen genau vor die Raupen. Ihr Herz blieb stehen. Ihre Füße versagten den Dienst.

„Ich hätte vorstürzen sollen", sagte sie mit erstickter Stimme, „ich hätte einen töten sollen. Aber ich war wie gelähmt. Die Raupen zermalmten in Sekundenschnelle das junge Leben. Er hat nicht einmal geschrien."

„Dann?" fragte ich tonlos.

„Sie schlichen weg", sagte sie, „wie geprügelte Hunde schlichen sie weg. Sie ließen mir meine Ruhe. Ich kratzte das, was von meinem kleinen Ali geblieben war, aus der Erde und begrub ihn. Dann lief ich den Bergen zu. Ich erreichte die Moudjahidines und verriet ihnen den Weg der Kolonne. Es ist nicht einer davongekommen!" Ihr Gesicht blieb regungslos.

„Schließlich", schloß sie ihren Bericht, „lief ich davon. Ich konnte einfach nicht mehr dort leben, immer wieder über die Straße gehen, wo mein Ali sterben mußte. So sterben mußte ..." setzte sie hinzu.

Hier in Haidra traf sie auf ihren Mann, der bei einem Transport entspringen konnte und erst jetzt erfuhr, was sich zugetragen hatte. Die beiden stehen nebeneinander und sind doch meilenweit voneinander entfernt. Wo immer sie sein werden, immer wird der kleine Ali zwischen ihnen stehen.

Irgendeinmal kommt das große Gericht. Wenn nicht auf Erden, dann dort droben, wo noch ein Stück dessen herrschen muß, was man uns als Kinder einmal gepredigt hat. Dort wird der große Richter uns alle fragen. Ich möchte dann nicht in der Haut derer sein, die letzten Endes alles das zu verantworten haben. Der große Richter wird sie fragen, die großen Generale wie Salan, und nicht zuletzt die Minister, vor allem Genosse Robert Lacoste, der doch einer Partei angehört, die vor Menschlichkeit nur so trieft, den Sozialdemokraten. „Wo ist sie geblieben, die Disziplin der Soldaten?", wird er fragen, „die selbstverständliche Freundschaft der Soldaten zu den wehrlosen Frauen, zu den Kindern? Wo blieb die Gerechtigkeit und die unbestechliche Justiz, die hier beide Augen verbunden hatte?

Und wo blieb vor allem das große Phantom, mit dem die Franzosen alle Völker verrückt machten – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit . . .?“

Ich fürchte, der große Richter wird sich abwenden von den eleganten Generalen und den gewandten Politikern, so wie sich das Glück schon heute von Frankreich abgewendet hat. –

Ursprünglich hatte ich die Absicht, Hunderte, ja mehr Flüchtlinge noch im tunesischen Raum zu vernehmen, da man in Algerien sehr schnell in die Schlinge geraten kann, die die Sûreté ausgelegt hat, wenn man zu neugierig ist. Aber schon nach ein paar Dutzend Befragungen gab ich es auf. Es reichte mir. Ich schämte mich einfach, – weil ich auch ein Weißer bin – über das, was hier alles geschehen war und wohl auch weiterhin geschehen wird, ehe der große Gongschlag das Ende verkündet.

Nur einen Fall am Rande des Grauens möchte ich noch verzeichnen, weil er in seiner Groteske beinahe erheiternd wirkt. Der Mann heißt Aribia Amar. Auch sein Häuschen ging in Flammen auf. Mit all den Waren des kleinen Kaufmannsladens. „Ich verstehe die Franzosen einfach nicht“, sagte er zu mir mit der plumpen Vertraulichkeit des langjährigen Mitarbeiters der Weißen und blickte etwas unsicher in die Runde. „Sie müssen wissen, ich habe mit den Fellaghas gar nichts zu tun“ – er sagte Fellaghas anstatt Moudjahidines, genauso wie die Franzosen –, „ich habe im Gegenteil Frankreich fünfzehn Jahre treu gedient, ich wurde dreimal verwundet und jetzt –“ er schlug ratlos die Hände zusammen.

„Sie hätten doch das Haus des Aribia schonen müssen – aber sie haben es nicht getan“, setzte er resigniert hinzu. Dann zog er plötzlich einige Medaillen hervor, das wenige, das er gerettet hatte: Französische Tapferkeits- und Verdienstorden. Ich konnte nur mühsam ein Lachen unterdrücken. Es war einfach zu komisch. Da kommt die französische Armee und zerstört plötzlich und grundlos die Existenz eines Mannes, der aus den Flammen die Auszeichnungen der gleichen Armee rettete, die ihn vernichtet.

Fünfzehn Jahre stand der Caporal Aribia Amar im Dienste Frankreichs und marschierte und kämpfte unter der Trikolore. Seine Augen glänzten noch immer, wenn er sich daran erinnerte, und er fühlte sich eins mit der großen Gloire, von der auch ein kleiner Schein auf den algerischen Caporal Aribia fiel. Colonel Cardin, der Commandant des 7. Infanterie-Regimentes, verlieh im Namen der 1. französischen Armee dem Aribia „L'insigne Rhin et Danube". Das war in Koblenz. Die Clairons schmetterten, die Trommeln rührten, und in der ersten Reihe der Ausgezeichneten stand auch Aribia, sauber gewaschen und herausgeputzt. Den Händedruck des Monsieur Colonel Cardin spürte er vielleicht heute noch, den Händedruck des Kameraden.

Die Flammen, die sein Haus krachend zusammenstürzen ließen, schlugen hoch ohne Clairons. Keine Trommeln rührten, nur die Maschinenpistolen ratterten und zerstörten das Leben der Nachbarn. An ihm war der Kelch noch gnädig vorübergegangen. Er verlor nur seine Existenz, konnte aber das nackte Leben seiner Familie retten. –

Ja, das war in Koblenz, sagten wir. Dann ging es nach Indochina. Da wurde er im sumpfigen Reisfeld am Roten Fluß zum zweitenmal verwundet. Drei Tage und zwei Nächte lag er mit einem Unterschenkelschuß im Reisfeld. Dann fanden ihn die Parachutistes, die Fallschirmjäger. Die roten Baretts der Gruppe, die auf ihn zuschritt, schienen ihm wie die purpurroten Tarbusche der Heimat. Ja, das waren schon Kerle, die Paras! Sein Herz hatte seither immer höher geschlagen, wenn er einen von den Burschen sah. Wild wie die Tiger, aber verläßlich, wie eben gute Kameraden.

Die guten Kameraden hatten nun beinahe das ganze Dorf ausgerottet. Die Paras! „Herr", fragte er leise, „können Sie das verstehen?"

Er wurde, kaum ausgeheilt, ein drittes Mal verwundet. Dann gab es natürlich die „Medaille Militaire", und er wurde nach Nordafrika entlassen. Aber noch gab es keine Ruhe, denn Aribia stand dann noch in Tunis und half die Ordnung herstellen.

„Welche Ordnung eigentlich?“ fragte er mich. „Sie sagten immer, es ginge um die Ordnung, und dafür bin ich auch. Aber was ist das für eine Ordnung, in der die Dörfer brennen und die Menschen sterben?“

Ich konnte ihm auch nichts antworten. Er zeigte mir seine Militärpapiere, und zum Abschied meinte er noch drängend: „Sie müssen verstehen, ich bin nicht gegen die Armee – also warum eigentlich?“

Auch darauf wußte ich keine Antwort. Sie liegt bei Allah. Bei ihm allein ...

Aus Soldaten wurden Henker

Der weite Weg der Poilus – Die Armee steht allein
Marschier oder krepier

Wer diese unglücklichen Opfer des grausamsten und schmutzigsten aller Kriege, den das kriegslustige Frankreich bisher führte, hört, wer die entsetzlichen Brutalitäten sieht, die in Algerien vor sich gehen, steht fassungslos vor diesem Geschehen. Ist dies die Grande Nation, die sich durch Jahrhunderte als die Pächterin der Menschlichkeit aufspielte, die von sich selbst bombastisch behauptete, sie sei schlechthin die alleinige Kulturträgerin der weißen Zivilisation?

Wieso wurde aus tapferen und pflichtgetreuen Soldaten, wie dies die französischen Fallschirmjäger, die „Paras", nun einmal sind, eine Horde eiskalter Mordgesellen, die sich alle Methoden der berüchtigsten Epoche der sowjetischen Roten Armee zu eigen machten? Die, genauso wie die entmenschte sowjetische Soldateska 1945, zu Vergewaltigern und Folterern wurden?

So etwas kann niemals von ungefähr kommen. Hier vollzog sich ein schwerer seelischer Bruch im Bewußtsein der französischen militärischen Elite, an dem sie zweifellos weniger Schuld trägt als die Machthaber von Paris, die Jahre hindurch, infolge ihrer latenten Unfähigkeit, ihres Größenwahns und ihrer Arroganz, die wirklich Schuldigen des Riesenmassakers in Algerien sind.

Als sich die meisten dieser Herrschaften in den „inneren Widerstand" zurückzogen und in Paris deutsche Militärbefehlshaber residierten, als sie sich – ähnlich wie ihre deutschen „Kollegen" – für die Stunde schonten oder als Emigranten, weit weg vom Schuß, abwarteten, bis die USA und England Frankreich wieder befreiten, standen die Träger dieses schmutzigen Krie-

ges in Algerien schon an der Front. Sie waren mit dabei, als General Auchinleck, nachdem Marschall Erwin Rommel mit seinem „Deutschen Afrikakorps“ die britische HKL durchstieß und Ägypten in größter Gefahr war, dem General Pierre König, der das französische Korps befehligte, bei Bis Hacheim den Befehl gab, sechs Tage die Deutschen aufzuhalten – koste es was es wolle –, weil sonst alles verloren sei. Diese sechs Tage hatten die Briten bitter nötig, um ihre zerflatternden Einheiten neu zu gruppieren und Ersatz heranzuführen.

Sie waren mit dabei, die Paras, die Legionäre, die Alpenjäger und Senegals, in Tunesien, in Sizilien und bei der Invasion. Sie bluteten genauso wie die anderen alliierten Verbände.

Kaum war der zweite Weltkrieg beendet, warf man sie nach Haipong, um von dort unter General Leclerc Tongking wiederzugewinnen.

Sie standen auf Madagaskar, wo 1946/47 die Freiheitssehnsucht der Insel im Blute von ca. 50 000 Madagassen erstickt wurde, und kosteten dann den bitteren Kelch in Indochina bis zur Neige.

Als der elegante und parfumierte Spahigeneral de Castries in Dien Bien Phu erkennen mußte, daß die roten Sturmtruppen der Viets, die unter ihrem Revolutionsgeneral Giap stürmten, andere Gegner waren als die Kriegsversehrten, die Frauen und Kinder des deutschen Städtchens Freudenstadt, und er sich bereits – nachdem er seinen abgetrotzten Generalsstern, der ihm in die eingeschlossene Dschungelfestung eingeflogen werden mußte, erhalten hatte – zur Kapitulation vorbereitete, sprangen noch 400 Fallschirmjäger als wahres Todeskommando mit der eisernen Selbstverständlichkeit der Durchführung eines erhaltenen Befehles.

Und als sich General de Castries bereits sorgfältig rasierte, um in die rote Gefangenschaft zu gehen, feuerte der Bunker „Isabelle“ noch aus allen Rohren. Immer wieder stürmte die rote Infanterie der Vietminh's gegen diese letzte Bastion, die Frankreich in Indochina hatte. Die Paras ergaben sich nicht, so lange

sie noch Munition hatten. Unter ihrem Oberstleutnant Marcel Bigeard kämpften sie wahrhaftig bis zur letzten Patrone, ehe sie den Kampf aufgaben.

Zurückgekommen aus roter Gefangenschaft, wurden sie nach kurzem Urlaub nach Nordafrika geworfen, wo es allerorts zu brennen begann. Und wieder marschierten, kämpften und starben sie. Sie gaben ihr Blut für Frankreich mit einer Gelassenheit und einem Elan, der die Tage der Grenadiere des großen Korsen wieder lebendig werden ließ. Drei Fünftel der jungen Leutnants aus der berühmten Militärschule Frankreichs, St. Cyr, sind in diesem Krieg gefallen. Mehr kann niemand tun.

Zur selben Zeit scheffelten die Pariser Manager und Schieber unsaubere Gewinne in den Etappen, und eine neue Schicht von Kriegsgewinnlern verdiente sich krumm am Sterben der Soldaten. Aber nicht genug damit. Auch innerhalb der Armee gab es sehr bald zweierlei Truppen: die, die als Wach- und Schutzmannschaften eingesetzt waren und ein verhältnismäßig ruhiges Leben führten, und jene, die kämpften. Es waren in erster Linie die wenigen Verbände der Fallschirmjäger, der Fremdenlegion, der Alpenjäger und der Senegalschützen.

Während sie einem Feind gegenüberstanden und stehen, der praktisch überall und nirgends ist, schwerste Verluste hinnehmen und einen nervenaufreibenden Dienst erfüllen, bei dem es kaum einen Augenblick Ruhe oder Ausspannung gibt, redeten und reden die klugen Politiker in Paris und ließen die Verteidigung der französischen Interessen ihren „têtes brûlées“, den „verbrannten Köpfen“, wie man die Frontsoldaten in den Salons einer homosexuellen verpesteten Pariser Gesellschaft spöttisch nennt.

Sehr bald erkannten diese Frontsoldaten, daß sie mit ihren Kräften, trotz alles Einsatzes, die Lage in Algerien nicht meistern konnten. Es gibt eben auch für Elitesoldaten Grenzen der Leistung. Bestürzt riefen sie die Politiker zu Hilfe. Aber ihre Stimme war nicht laut genug. Sie konnte das hysterische Geplärr der Rock and Roll-Jünger nicht übertönen; und vor allem nicht die

Phrasen der Alles-besser-Wisser, die seit 1945 nicht nur im geschlagenen Deutschland, sondern auch in Frankreich mit ihrem illusionistischen Gestammel die Massen beschwichtigten. 1956 forderte der damalige Oberkommandierende von Algier, General Lorillot, eine Armee von 800 000 Mann. Nach endlosem Feilschen wurde ihm knapp die Hälfte davon zugebilligt.

Gerade als die Frontsoldaten, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht – allein zu Hause in ihrem Befehl – darangingen, die Ruhe herzustellen, und zu einer neuen Großaktion ausholten, kam der Gongschlag der Suezkrise.

Die Politiker von Paris, die taube Ohren für die Wünsche ihrer Militärs in Algerien hatten, beteiligten sich begeistert an dem Überfall der Israelis und Briten auf Ägypten. Die Fallschirmjäger, die aus Algerien nach Zypern geworfen wurden, mögen verwundert die Köpfe geschüttelt haben. Sie begriffen nicht, was sie dort sollten. Sie ahnten, daß ihr Abzug aus Algerien den Männern der ALN neuen Mut und vor allem neue Möglichkeiten geben würde. Aber der sozialdemokratische Algerienminister Lacoste wußte es besser: „Eine französische Division in Kairo ist besser als vier in Algerien!“

Die Aktionäre der Suezkanalaktien waren eben stärker als die nationalen Interessen Frankreichs und die Sicherheit der Colons, von der überall sehr betont gesprochen wird, wenn der Krieg in Algerien begründet werden soll. Als das beschämende Theater am Suez schließlich für die Aggressoren kläglich endete, kehrten die Fallschirmjäger nach Algerien zurück.

Die Algerier waren aber nicht so dumm gewesen, wie die Herren von Paris. Für sie stand etwas anderes auf dem Spiel als Kanalaktien: ihr Land und ihre Freiheit. Sie hatten alle Positionen, die sie im Kampf gegen die Übermacht verloren hatten, wieder erobert und womöglich stärker aufgebaut. Aus den kämpfenden Rebellenhaufen war eine schlagkräftige Armee geworden.

Die französischen Frontsoldaten kochten. Sie erkannten die totale Unfähigkeit und Verantwortungslosigkeit der Pariser Politiker und versuchten auf ihre Weise, diese schweren Fehler zu

korrigieren. Brigadegeneral Jacques Faure wollte Algerienminister Robert Lacoste kurzerhand bei einer Inspektionsreise in den Süden festnehmen und in einem Wüstenfort gefangensetzen. Da der General wohl etwas zu unvorsichtig war, wurde der Plan vorzeitig verraten; und der General erhielt dreißig Tage Festungshaft.

Damit wurden allerdings weder die Fragen der Disziplin geregelt noch die Algerienprobleme in Ordnung gebracht. Im Gegenteil! Gegen alle Vernunft wurde der Wehretat von der Pariser Regierung in den Jahren 1956 bis 1958 dreimal herabgesetzt. Völlig unverständlich aber war wohl, daß die Regierung Gaillard, in einer Zeit, in der die Algerienfranzosen auf Leben und Tod kämpften, 50 000 Mann aus Algerien ins Zivilleben entließ und sich weigerte, die Dienstzeit von 24 auf 27 Monate hinaufzusetzen.

Kurz, die Soldaten, die den Kampf für Frankreich führten, gerieten in eine Atmosphäre der Ratlosigkeit und Verzweiflung. Die Armee hatte 1939 kläglich versagt. Im Gegensatz zu den schweren Jahren von 1914 bis 1918, wo die Poilus den Landsern in jeder Weise ebenbürtig gewesen waren, hatten die französischen Soldaten 1940 sich ihrer Väter nicht würdig gezeigt. Im letzten Moment hatte der lange de Gaulle ein paar Dutzend Algerienfranzosen und Senegalschützen um sich versammelt, um sozusagen die letzte Trikolore ins Lager der siegreichen Alliierten führen zu können. Aber auch das war alles nicht gerade toll gewesen, und jeder fühlte in sich den versteckten Schmerz über die klägliche militärische Rolle, die Frankreich im zweiten Weltkrieg gespielt hatte. Daran konnten auch die nachher erschlagenen Tausende von deutschen Soldaten, die im Glauben an die Kapitulation die Waffen niederlegten, und die Hunderttausende von Franzosen, die wegen ihrer „Kollaboration“ sterben mußten, nichts ändern.

Dann kam der Kampf in Indochina. Madagaskar, das war nur ein Durchladen gewesen. Sicherlich wurde dabei auch gestorben – und gar nicht zu wenig. Aber das mußten die Mada-

gassen besorgen, die eine komische Vorstellung von der Menschlichkeit und den Menschenrechten hatten und dabei wohl auch nicht wenig über die Stränge schlugen.

Indochina, das war jedoch die russische Front für die französische Armee gewesen. Hier hatte sie alle Unterlassungssünden, jedes Versagen von 1940 wieder gutgemacht. Alle Bücher, die darüber geschrieben wurden, verblassen vor der rauhen Wirklichkeit. Frankreichs Jugend verblutete in den Reisfeldern und im Schlamm des Roten Flusses. Sie starb allerdings nur für die Dividenden der „Bank of Indochina“.

Und alles war umsonst gewesen. Das Ende schließlich war Schmach und Schande. Grinsend beobachteten die siegreichen Soldaten Ho Chi Minhs, wie der letzte französische Soldat, Oberst d'Argencé, am 9. Oktober 1954 Hanoi verließ. Das Gesicht des erprobten Kolonialsoldaten verzog sich nicht, als er über die Brücke Doumer schritt. Er ließ alles zurück: Reichtum und Stolz. Unter seiner Kakibluse trug er als einzigen Besitz: eine Trikolore.

Niedergeschlagen, wütend und aufgebracht über das unerklärliche Schicksal, das Tapferkeit und Heldentum mit Niederlage und beinahe Lächerlichkeit belohnte, kamen sie zurück. Just in diesem Augenblick ging es in Algerien los. Die Männer hoben witternd ihre Köpfe.

Die Algerier schienen für ihren Aufstand gerade den für sie psychologisch schlechtesten Zeitpunkt gewählt zu haben. Ihre ersten tapferen Aktionen, die sie mit Jagdflinten und Dolchen durchführten, waren genau das, worauf die gedemütigte Seele des französischen Soldaten gewartet hatte, ohne es wirklich zu wissen. Brüllend stürzten sich die Paras, die Legionäre, sogar die Senegalesen auf den neuen Feind. Sie wähnten, leichtes Spiel zu haben, und dankten insgeheim dem Kriegsgott, daß er ihnen nun doch einen kleinen Erfolgskampf gewährte. Er schien das ersehnte Ventil, durch das sich ihre Wut entladen konnte.

Aber sie irrten. Sie irrten grausam. Denn ihnen gegenüber standen nun nicht einige Bauernrebellen, wie dies bisher in Al-

gerien der Fall war, sondern gegen sie marschierten nun die nationalen Kräfte eines Landes, das durch mehr als hundert Jahre getreten, beraubt und betrogen worden war. Die Elite Frankreichs stand plötzlich der Elite Algeriens gegenüber.

Der Kampf, anfangs spielerisch und gelassen geführt, versteifte sich. Er griff mit rasender Schnelligkeit um sich. Der Funke, der hier ausgetreten wurde, flammte dort wieder empor und entzündete neue Gebiete. Die Frontsoldaten erkannten viel früher als die Schwätzer von Paris, daß es hier um die Entscheidung ging. Es ging um mehr, als nur um die Besitzungen des Herrn Borgeaud, des großen Mannes von Algerien, und die seiner Kollegen ...

Es ging letztlich auch um mehr als um die Existenz der nicht einmal eine Million zählenden Colons. Es ging um Frankreich schlechthin. Es ging um die „Gloire", ohne die es kein Frankreich geben kann.

Zu dieser Zeit hätte es sicherlich noch einen Ausweg geben können. Nicht umsonst hatten gerade die Briten, die sonst nicht gerade weich sind, die sehr wohl Menschen in KZs verhungern lassen konnten – besonders als es um die Buren ging – und die Männer, die ihr Land, ihre Religion mehr liebten als die Kolonialherren, vor die Kanonen binden und in „die Luft blasen" konnten, gezeigt, wie man es macht. Das indische Beispiel, etwa von Pakistan und von Malaya, hätte sich auch in Nordafrika und vor allem in Algerien anwenden lassen.

Aber die Politiker in Paris scheuten sich, diesen englischen Weg zu gehen, und so tappten sie blind und taub für die Tatsächlichkeiten und wiegten sich in einem naiven Glauben, daß ausgerechnet für Frankreich das Rad der Zeit still gestanden hätte, in die große Katastrophe. Sie tappten umso leichter in diese Katastrophe, da sie ja selbst weit weg vom Schuß saßen, und überließen es den „verbrannten Köpfen", mit der Unfähigkeit der französischen Politik fertig zu werden und mit ihrem Blut die verfahrene Algerienpolitik in Ordnung zu bringen.

Schaudernd erkannten die Frontsoldaten Frankreichs, daß

sie im Grunde allein waren. Sie warfen sich mit einem Elan sondergleichen in den Kampf und verbissen sich in den Gegner, der ihnen an Härte und Hingabe nichts schuldig blieb.

*

Der Krieg stand bald über allem. Das Leben trat vor der harten Schlacht, die sich in tausend kleinen, verlustreichen Scharmützeln aufsplitterte, zurück. Irgendwo gab es eine Seine, an deren Ufer liebliche Mädchen in duftigen Kleidern unter blühenden Bäumen promenierten; irgendwo ruhte in sanften Tälern der Alltag des Bauern und des Städters in der Geborgenheit Frankreichs; und irgendwo, beinahe unglaubhaft, gab es eine Mutter, der die heimliche Liebe jedes Soldaten gilt.

Hier aber in Algerien, im Alltag dieses schmutzigen Krieges, explodierten die Bomben und zerrissen das junge Leben; krachten die Maschinenpistolen der Sectionen der angreifenden ALN und die Pistolen der Fidai, die in den Städten die vollziehende Rache innehaben. Es fallen Pierre, der lustige, der immer die schlechten Witze erzählt und von Beruf Pariser Taxichauffeur gewesen war; Robert, der stille Student aus Oran – er starb lange, denn mit Unterleibschüssen ist das Letzte kein Vergnügen; François, der nicht glauben wollte, daß auch er drankommen würde, der eine so angenehme, weiche Stimme hatte wie alle Bauernburschen aus dem Tal der Garonne. Aber was hat es für einen Sinn, die Liste herunterzubeten. Die Madonna, die man um den Hals trägt, schweigt, und niemand kann eine richtige Antwort geben.

Den schwarzen Pinard gibt es überall, oft auch den schweren Bordeaux oder den süffigen Beaujolais. Natürlich kann man auch dann und wann bei der rothaarigen Jeannette drankommen – hols der Teufel! Merde!

Und immer, wenn man gerade denkt, daß man dieses ganze Hundeleben, dieses Chieme de Vie, vergessen könnte, dann heulen die Alarmsirenen los und gellen die Clairons. Einer wirft die Gitarre in die Ecke und spuckt kräftig aus; der andere küßt die

Dirne und denkt dabei an irgendein Mädchen, an eine, bei der man zu Hause ist, und dann treten sie wieder an. Nachts. Wenn die Mondsichel silbern auf dem dunklen afrikanischen Himmel steht. Tags. Wenn die Sonne unbarmherzig herabglutet und das Blut in den Adern kochen läßt. Marschieren, marschieren, hinwerfen und schießen. Irgendwo müssen sie ja doch stecken, diese Hunde, diese Banditen, diese Fellaghas ...

In den Städten lauert man, die ganze Nacht an eine Hauswand gepreßt, von der Moschee Sidi Abderrkamane bis zur Square Aristide Briand, die den Block der feindlichen Kasbah bilden und wartet darauf, daß einem einer vor die Maschinenpistole läuft. Wer, ist egal. Malesch – wie die Araber sagen. Es ist alles – malesch! Wenn doch endlich einer käme, damit die Nerven Ruhe hätten! Gestern, wie war es bei der Zwoten gewesen? Da hatten sie drei Mann erledigt, einfach von hinten abgestochen. Die Kameraden, die wenige Meter davon entfernt hockten, sahen und hörten nichts.

Und wenn einer kommt, der das Ausgehverbot mißachtet, dann wird nicht erst lange angerufen. Nicht einmal, wie es Vorschrift ist! Die sprühende MG-Garbe ist der beste Anruf. Gegen sie gibt es auch keine Widerrede. Ein Machabäer mehr! Malesch!

In der Nacht kommen Gedanken, wild und seltsam. Von Zuhause, von Ruhe und endlich wieder einmal frei-über-die-Straße-gehen-können, ohne im Unterbewußtsein auf den harten Schlag zu warten. Man tastet nach der Flasche Anisette, die man verbotenerweise bei sich hat, und nimmt einen kleinen Schluck, einen kleinen nur, um ja nicht einzunicken, denn dann ist man verloren – das weiß jeder – und schnuppert, ob sich nicht ein leiser Hauch vom Chypreduft der Neuen in der Bar gehalten hat. Und dann schießt man, auf die Schatten vorne, die Stöße rattern, und dann schreit dicht vor einem ein Mensch, gellend und hilflos.

Der Caporal stürzt heran. „Wo?"

„Zwanzig Meter, geradeaus!" keucht die Meldung.

Schon hetzt eine Gruppe los und natürlich ist man mit dabei.

Ehe sie aber die Straßenkreuzung erreichen, wird die Nacht plötzlich hell und ein Dutzend Pistolen und Maschinenpistolen spucken den Tod, und man spürt vielleicht den harten Schlag gar nicht mehr, den man schon lange erwartete... Irgendwie riecht es plötzlich dann doch nach Chypre.

Der Leutnant, der mit der Section herankommt, beugt sich über den Toten. „Er ging wenigstens nicht allein", sagt er anerkennend und zeigt auf die beiden toten Algerier, die quer über der Straße liegen. Die anderen nicken grimmig.

Die Nacht ist wieder ruhig, so ruhig wie die beiden algerischen Bauernjungen, und der französische Bauernjunge, die nun friedlich nebeneinanderliegen, bis am Morgen die Leichen weggeschafft werden.

*

Der andere hockt zur selben Zeit am großen Munitions-Lkw und stiert vor sich hin. Die Nacht war kurz, der Alarm riß die Schläfer hoch, und stundenlang mußten sie warten. Dann, im ersten Morgengrauen, ging es los. Niemand wußte vorher etwas von diesem Einsatz. Der Alte hatte alles ganz geheim gehalten, damit die verdammten Spitzel diesmal nichts erfahren konnten.

Der Capitaine blickt prüfend in die Runde. Es ist alles ganz ruhig. Nur irgendwo in der Ferne schreit ein Esel, daß es einem durch Mark und Bein geht. Noch zehn Kilometer, dann ist das Ziel erreicht. Diesmal würde es klappen.

Dann aber brüllt die erste Sprengladung los, und der Capitaine mitsamt seiner Funkergruppe fliegt in die Luft. Die Salven prasseln, und überall stürzen die überraschten Infanteristen von den Wagen. Einer wälzt sich heulend im Staub der Straße. Die anderen liegen bereits regungslos. Die algerischen Scharfschützen haben einen sehr guten Stand. Sie hatten genügend Zeit gehabt, die Entfernungen abzuschätzen. Sie hatten die Kolonne wieder einmal erwartet...

Während die französischen Soldaten und Fremdenlegionäre in ihren Kantinen sich vom zermürbenden Einsatz erholen, krachen draußen im Gelände die Schüsse der Rebellen. Hier wurde soeben ein Jeep überfallen und die überlebenden Franzosen in Gefangenschaft abgeführt.



Die Erbitterung der Franzosen richtet sich in immer stärkerem Maße gegen die Zivilbevölkerung, die zu hunderten und tausenden als „verdächtig“ festgenommen und zu Verhören getrieben werden. Hier werden durch die Paras Gruppen von „Suspects“ in Algier und Constantin zusammengetrieben.

So geht es Tag um Tag, Nacht um Nacht. „Marche ou crêve!“ Marschier oder krepier!

Wenn sie dann einrücken, fehlt die Hälfte, manchmal sogar mehr. Glücklich die, die die schnellen Heliokopter ins ferne Lazarett nach Algier, nach Constantine oder gar nach Oran abflogen. Sie haben Urlaub. Urlaub vom Tode.

Allmählich bemächtigte sich der Soldaten das Gefühl des totalen Verlassenseins und der Verzweiflung. Sie fressen alle Wut und alle Enttäuschung in sich hinein. Ihr Haß richtet sich auf den Gegner.

Dazu kommt, daß Polizei und Gendarmerie längst nicht mehr in der Lage sind, die Ordnung im sogenannten Hinterland aufrechtzuerhalten. Die Soldaten müssen, wie einst ihre deutschen Kameraden, polizeiliche Aktionen übernehmen und die Städte säubern. Das Leben wird immer billiger. Bald gibt es keine Gefallenen mehr, nur „Makkabäer“, wie sie im Jargon heißen.

Der Gegner, der für sein Land kämpft, genauso wie der französische Poilu, wird für sie vom feindlichen Kämpfer zur Bestie. Der französische Soldat verliert in diesem Kampf den Kopf. Die Türen splittern unter den Tritten seiner Stiefel, und Frauen und Kinder fallen genauso unter den Hieben und Schüssen wie die Männer. Ob der Gegner Waffen trug oder nicht, wird nicht untersucht.

Der Gefangene ist kein Mensch mehr, nur ein Objekt, das Waffenlager, Zusammenhänge und geheime Treffpunkte verraten könnte. Wenn Ohrfeigen und Nierentritte versagen, werden brennende Zigaretten langsam in die Augen des Gefesselten gedrückt. Die menschliche Phantasie ist reich im Erfinden neuer Qualen, wenn man sich einen Erfolg verspricht.

So wird der Krieg vom Kampf zum systematischen Morden, Hängen, Brennen und Vernichten. Was Wunder, wenn Frauen, gemäß ihrer Natur, vor ihrem Tode noch „verwendet“ werden, wenn selbst Kinder als „lästige Zeugen“ liquidiert werden.

Der schmutzigste aller Kriege brach aus. Paris schwieg. Bri-

gadegeneral Paris de Bolladière, Großoffizier der Ehrenlegion, Ritter des Kreuzes der Befreiung und anderer zahlreicher Orden, einer der dreizehn höchstausgezeichneten französischen Offiziere, erkannte, daß die Ehre der Armee hier untergehen muß. Er verweigerte den Dienst und ging sechzig Tage in Festungshaft.

General Pierre Billotte erklärte, daß dieses Vorgehen der Armee nur mehr soldatisches Polizeihandwerk sei, mit der Ehre der Armee unvereinbar.

Paris aber schwieg. Georges Bidault sprach: „Ich würde weniger über das Ende der Republik, als über den Verlust Algeriens trauern!“ Jacques Soustelle, von 1955 bis 1956 Generalgouverneur von Algerien, prägte das moderne „L'Algérie française!“

Die Armee marschiert, martert, foltert und liquidiert. Das ganze nennt man dann „pacification“, Befriedung. Der perfekte Mord trat seine Herrschaft an.

Man schlägt beinahe jeden Algerier, der einem in die Hände fällt, tot und meint, damit hätte alle Qual ein Ende. Man weiß nicht, und niemand wagt es auszusprechen, daß es für die algerische Revolution keine besseren Propagandisten gibt als die französische Armee selbst.

Nun sind die Dinge so weit gediehen, – zu weit. Vor allem sind sie zu blutig geworden. Sicherlich, vor einigen Jahren, da wären noch Möglichkeiten vorhanden gewesen, den Weg zu suchen, der aus dem Chaos herausführt. Kann es heute diesen Weg noch geben?

Das flüssige Gold der Sahara

Jeder gegen jeden – Paras und Legionäre
Moudjahidines und Fidaini

Langsam pflückte mein Gegenüber mit seinen gepflegten, manikürten Fingern ein Artischokenblatt nach dem anderen, tauchte es mit sichtlichem Behagen in die heiße Butter und lächelte: „Wenn wir noch drei Jahre durchhalten, dann haben wir es geschafft. Dann sind wir das reichste Volk Europas!"

Ich nickte. Wie oft schon hatte ich das gleiche Lied singen hören. Das Lied vom großen Gewinn. Ich starrte auf die schwarz-weißen Muster der großen Teppiche, teils waren es die dicken, wolligen Alusha, teils die hartgeknüpften Mergoum, beide der berechtigte Stolz Kairouans, die hier die Wände des Speisesaals im Hotel Splendid zierten.

Die zähen jungen Burschen des „Petroleum-Forschungs-Institutes" in Rueil bei Paris hatten es geschafft. Sie hatten die jahrhunderte alte Legende vom verborgenen Schatz in der Sahara wahr gemacht. Mit nichts anderem ausgestattet, als der Besessenheit und dem fanatischen Glauben, daß, wenn sich unter dem Wüstensand Iraks und Arabiens Ölseen befinden, dies auch in der Sahara der Fall sein müßte, bewogen sie nur mühsam ihre Regierung, ihnen die Mittel zur Landvermessung aus der Luft zur Verfügung zu stellen. Danach erst begannen sie ihre Pionierarbeit unter glühender Sonne. Und das Unglaubliche geschah: einer der kleinen Bohrtrupps stieß auf Öl. Der 22. Juni 1956 war für sie der Tag ihres großen Triumphes. Die Bohrsonde MD 1 war bei Hassi-Messaoud in 3200 Meter Tiefe auf eine öldurchdrängte Bodenschicht gestoßen. Der Beweis war erbracht! Es war vorbei mit dem mitleidigen Lächeln über die Sahara-Phantasten.

Bergwerksingenieur Claude Fabre war der unumstrittene Held des Tages. Er konnte nach endlosem Suchen den realen Beweis erbringen: in der Sahara gibt es Öl. Zweitausend Kilometer von diesem Ort entfernt, tranken die Konzerndirektoren und Minister begeistert schäumenden Sekt auf das Wohl des Mannes, der die Nation mit neuer Hoffnung erfüllte: Claude Fabre.

Die Aktionäre der staatlichen Ölgesellschaft REPAL und die private CEPA hoben ihre Köpfe. Nun waren sie dran! Schnell wurde, ehe noch die ersten Funde richtig verwertet werden konnten, eine gemeinsame Transportgesellschaft gegründet, die SOPEG, Société Pétrolière de Gérance.

Das Gesicht der Welt hatte sich grundlegend verändert, als 1908 in Südpersien, genauer in Maidan i Naftun, ein Engländer namens William D'Arcy nach jahrelangem erbittertem Suchen endlich auf Öl gestoßen war. Die Bohrtürme, die alsbald aufwuchsen, gaben dem Motor alle Möglichkeiten. Eine neue Zeit war angebrochen. Der Motor raffte Zeit und Entfernungen auf ein Minimum zusammen und schneller, immer schneller wurde die Zeit. Das Auto verdrängte das Zugtier, und bald donnerten am Himmel die Flugzeuge als stolzes Zeichen einer neuen Epoche.

Sicherlich wurde das Leben nicht schöner und wohl auch nicht reicher. Es wurde nur schneller. So wenig wie ein Kind den Kieselstein, den es in einen Brunnen wirft, aufhalten kann vom Fall, sowenig vermochte irgendetwas auf der Welt nun den Siegeslauf des Motors aufzuhalten oder nur zu hemmen.

Mit der Weiterentwicklung des Motors aber entstand, in einem beinahe teuflischen Kreislauf, die Gier nach dem Öl. Es entstanden förmlich Generalstäbe mit Flotten und Armeen von Ingenieuren und Arbeiterkolonnen – die großen Ölgesellschaften. Die „Irak Petroleum Co“, die „Standard Oil of California“, „Royal Dutch Shell“, die „Britisch Petroleum“, die „Aramco“ übernahmen die Rolle von Kaisern und Königen und spielten leider nur zu oft Schicksal. Ihre Macht stieg ins Maßlose. Selbst jetzt, an der Schwelle der atomaren Entwicklung, beherrschen sie noch immer souverän das Feld.

Bisher bohren die Franzosen in einem Wüstendreieck von ca. 30 mal 50 Kilometern. Überall quillt das Öl dicht und beinahe frei von Wasser und Schwefel. Der Ölsee liegt nach genauen Forschungsergebnissen 3200 Meter tief und muß eine „Dicke“ von etwa 100 Metern haben. Die „Compagnie Française des Pétroles“ hat errechnet, daß hier in der Wüste ein Ölschatz von ungefähr 300 bis 500 Millionen Tonnen liegt. Gold, dunkles Gold im Wüstensand! Dabei ist der natürliche Druck so stark, daß man an den elf Stellen, an denen zur Zeit gebohrt wird, keine Pumpen benötigt. Das ist ein Geschäft! Ein Geschäft, wie es für Frankreich noch keins gegeben hat.

Der Run auf die Ölaktien in Paris setzte mit solcher Wucht ein, daß ihr Wert sehr bald um 300 Prozent anstieg. Französische Privatleute erwarben im Handumdrehen für 150 Milliarden Francs Aktien, die IV. Republik beteiligte sich mit 125 Milliarden. Auch die Ausländer drängten sich heran.

Nur die Amerikaner, vertreten durch „Standard Oil“, zögern. Sie fordern bei Übernahme der Finanzierung – die Frankreich niemals allein leisten kann – 50 Prozent aller Anteile. Das wollen die empörten Franzosen nicht geben. Sie wollen den Rahm selbst abschöpfen. Dabei sind sie nicht einmal im Stande, die ungeheuren Mengen Erdgas auszuwerten. Nutzlos verbrennen sie an den Rohrleitungen in der Wüste . . .

Verbissen schuften die französischen Erdölgruppen in Hassi Messaoud, in Hassi R'Mel, in Tingourouine und in Edjélé. Und niemand kann sagen, ob nicht noch an anderen Stellen das Öl auf Bergung wartet.

Noch geht ein harter Kampf um die Transportmöglichkeiten, die hier allein schon durch die unbarmherzige Landschaft, in der man bisher nur spärliche Kamelkarawanen sah, erschwert werden. Die in der Öffentlichkeit so gefeierte Pipeline von Hassi Messaoud bis Touggourt ist nur 200 Kilometer lang und hat einen Durchmesser von 15 cm. Diese kleine und schwache Linie ist das derzeitige Rückgrat des Saharareichtums. Von Touggourt aus muß

das Öl in eigenen Tankwagen durch das wilde Bergland 540 Kilometer weit an die Küste verfrachtet werden.

Natürlich versuchen die Franzosen, eine richtige Pipeline, die mindestens 60 cm Durchmesser haben soll, von Hassi Messaoud bis zur Hafenstadt Bougie zu legen und behaupten, daß diese 700 Kilometer lange Pipeline bis Ende 1959 fertig sein soll. Mein Gesprächspartner im Kairuaner Hotel Splendid aber träumte bereits von mehr: von einer Pipeline, die von der Sahara bis nach Straßburg führen soll.

Bisher ist es aber noch lange nicht so weit. Bisher schuften rd. 2000 Männer, die in niedrigen Zelten und Baracken hausen, – bei durchschnittlich 60 Grad Celsius im Schatten bei Tag, während die Temperaturen des Nachts bis zu 0 Grad absinken – jeweils drei Wochen lang. Dann bringt sie die Maschine nach Algier, wo auf die Verheirateten die Familie, auf die anderen die Freuden des Orients warten. Die Zelte und Baracken in der Wüste sind von einem Wall Sandsackbarrikaden umgeben, hinter denen die Sicherheitstruppen der Ölkonzerne mit schußbereiten Waffen stehen und in akuten Gefahrenzeiten die Armee die Sicherung übernimmt.

Vor allem der lange Transportweg ist es, der die derzeitige Sahara-Ölproduktion unrentabel macht. Es ist fraglich, ob es gelingt, eine wirklich leistungsfähige Pipeline, die einzige und billigste Transportmöglichkeit, zu erbauen. Denn während die ALN die Franzosen an den Bohrstellen fast ungehindert arbeiten läßt, würde die Pipeline mitten durch die Kampfgebiete führen.

Ich fragte in der Base Tunis einen entscheidenden Mann der ALN, wieso denn die Ölförderung nicht mehr behindert würde. Der Algerier verzog erstaunt sein Gesicht. „Man muß sie arbeiten lassen", meinte er mit gelassener Selbstverständlichkeit, „es ist das Öl Algeriens, das die Franzosen erschließen. Eines Tages –" er vollendete den Satz nicht, aber ich verstand ihn auch so.

Das Öl der Sahara ist unter diesen Umständen zu teuer. Es gäbe auch nur einen einzigen Weg, den die ALN nicht stören

könnte: eine Luftbrücke. Dann aber würde das Öl so teuer, daß es gänzlich uninteressant wäre...

Trotzdem bemühen sich 31 französische – und bis vor kurzem waren es schon sieben ausländische – Ölfirmen, die Pionierarbeit der wilden, jungen Männer des Petroleum-Forschungsinstitutes von Rueil praktisch auszuschöpfen.

Die ungehobenen Schätze der Wüste werden sich aber erst dann wirklich in Gold verwandeln, wenn ihr Abbau und Abtransport in Frieden und Ruhe vor sich gehen können. Bis dahin ist das große Geschäft ebenso unsicher wie die ganze Lage in Algerien.

Der Krieg aber geht weiter, hart und erbarmungslos, auf beiden Seiten.

*

Die Fellaghas! Ein Entsetzensschrei peitscht durch die Europäerstadt. Augenblicklich werden die Rollbalken der Straßengeschäfte heruntergelassen und zitternd greifen unsichere Hände nach Pistolen. Die Straßen sind menschenleer. Nur von irgendwo, weit in der Ferne, hört man vereinzelte Schüsse.

„Ein neues Attentat!" ruft der Nachbar aufgeregt aus dem Fenster, „in der Rue nebenan sollen die Toten liegen." Einer hat deutlich gesehen, wie es sich unter der blutigen Kaschabia noch regte, aber niemand wagte zu helfen. Diese verdammten Fidai, diese schießwütigen Burschen, können überall sein!

Während die Moudjahidines in der ALN uniformiert kämpfen, treten die Suppletifs der FLN nur nachts in Aktion. Sie sind sozusagen die stets bereite Einsatzreserve der ALN, die tagsüber als verläßliche Angestellte oder Arbeiter tätig sind, um, wenn der Befehl kommt, nachts die Waffen aus den raffiniertesten Verstecken zu holen, wo sie selbst von den scharfen Such- und Hetzhunden der Fallschirmjäger nicht aufgestöbert werden können. Ist die Aktion vorbei, graut der Morgen, verwandeln sich die revolutionären Soldaten wieder in friedliche Bürger, und die französischen Polizisten und Gendarmen tappen wütend im

Dunkeln. Die Suppletifs sind die große Sorge der Sûreté, denn sie operieren mitten im französischen Gebiet, ja mitten unter den Franzosen selbst.

Am gefürchtesten aber sind die Fidaini. Sie wurden sehr sorgsam aus den Reihen der FLN ausgewählt und noch sorgsamer ausgebildet. Sie wissen, daß ihr Einsatz den sicheren Tod bedeutet. Sie werden genau im Herzen der französischen Städte, Stützpunkte und Gebiete eingesetzt. Der Fidai ist der Soldat der ALN mitten im Lager des Feindes. Er liquidiert die Verräter der eigenen Rasse, greift vor allem den französischen Nachrichtendienst an und wird der Rächer seiner gefolterten Kameraden an den berüchtigtsten französischen Polizisten. Da ein Fidai stets allein operiert und immer freiwillig in Aktion tritt, ist er nur sehr schwer zu fassen.

Sein Auftreten bewirkt wilde Panik und erfüllt die Herzen der Franzosen, mehr noch die der algerischen Kollaborateure, mit eisiger Furcht.

Jaques sitzt inmitten seiner Freunde am abendlichen Stammtisch im Café und prahlt: „Heute hat wieder einer zu singen angefangen, wie eine Nachtigall sage ich Euch!"

Die Runde erstarrt in Ehrfurcht. Jaques ist einer der wildesten Polizisten des Bezirkes. Seit sein Bruder bei Oran, wo es in letzter Zeit ruhig war, fiel, ist er rücksichtslos. Mehr als das. In jedem gefangenen Araber, schuldig oder nicht, sieht er den Mörder seines jüngeren, vergötterten Bruders. „Er war schon Kommissar", sagte er einmal, „ich werde es nie so weit bringen, obgleich ich zehn Jahre älter bin!" Ein wenig Neid klang in seiner Stimme auf, aber auch eine große Portion Stolz. Michèle hatte sich eine Araberin angelacht, an und für sich nichts Besonderes, das tut ja mancher. Aber weil Michèle nun einmal ein schlauer Hund war, benutzte er seine kleine Saida als Späherin. Und sie brachte gute Informationen. Wenn man ganz genau sein will, so hat diese Saida wesentlich zu seiner schnellen Beförderung beigetragen. Drei Waffenlager in einem Monat, das hat noch keiner geschafft.

Nun, Michèle war eben ein toller Draufgänger und, nicht wahr, wenn man jung ist, mischt man öfter die Karten. Immer dieselbe Farbe, das zieht nicht recht! Und so drückte er der kleinen Saida eines Tages einfach 1000 Francs in die Hand und sagte: „Leb' wohl mein Schatz, es wär' zu schön gewesen!"

Saida war glücklich über das Geld, kaufte sich einen schönen Schal und kam am nächsten Tag wieder. Aber da war schon eine andere im breiten Bett. Eine blonde Italienerin aus der Lombardei. Da verstand sie endlich.

Sie nahm sich das Leben. Mit einem ganz gewöhnlichen Strick. Vorher aber erzählte sie drei Frauen in der Gasse, was sie getan hatte, und für wen sie es getan hatte.

Drei Tage später war Michèle tot. Erstochen. Nie wurde der Täter gefaßt. Von diesem Zeitpunkt an ging in Jaques eine tiefe Wandlung vor sich. Seine Frau hatte all ihren mildernden Einfluß verloren. Er achtete nicht mehr auf ihre Besorgtheit, „Paß auf", beschwor sie ihn immer wieder, „das kann nicht gut gehen!"

Jaques aber lachte. Er treibt den Gefangenen lange Holzspäne unter die Fingernägel, und oft geben die Stöhnenden, die wie Tiere über einen Bock geschnallt werden, ihre Geheimnisse preis. Oft aber schweigen sie, weil ihr Wille stärker ist; oder weil sie einfach nichts zu verraten haben, da sie nichts wissen. Jaques achtet nicht darauf. Er prügelt Geständnisse heraus. Es kommt vor, daß die Gefolterten etwas gestehen, das gar nicht zutreffen kann, weil sie an diesem oder jenen Tag gar nicht da oder dort waren, wo die Ereignisse, die sie gestanden, stattfanden. Aber Jaques überprüft nichts. Er schreibt seine Meldung an die Vorgesetzten, und die überprüfen erst recht nichts. Sie sind mit dem Ergebnis mehr als zufrieden.

Der dicke Kaufmann schiebt Jaques die Flasche hin: „Bedienen Sie sich, Kommissar!"

Jaques lächelt geschmeichelt. „So weit ist's noch nicht", wehrt er ab und stürzt das Glas hastig hinunter, „aber was nicht ist, kann noch werden."

Der junge Sohn des Notars rückt näher heran. „Wie war es?“ fragt er neugierig.

Jaques will gerade beginnen zu erzählen, da erhebt sich an dem Tisch, der dicht an der offenen Tür steht, ein junger Berber. Er schiebt die Kaffeetasse langsam beiseite und dreht sich um, daß er genau zwischen der Türe und dem Stammtisch steht. Er ist europäisch angezogen, in hellem Anzug, und seine Haare sind blond. Man könnte ihn für einen Franzosen halten.

Wie es eigentlich vor sich ging, konnte nachher niemand sagen, – es krachte dreimal hintereinander kurz. Jaques sprang auf und wollte zur Türe, aber er schaffte es nicht mehr. Seine helle Uniformjacke färbte sich dunkel.

„Nun,“ flüsterte er, „nun ist es soweit!“

Die Freunde springen auf und wollen ihn stützen, aber er wehrte ab. „Faßt ihn!“ stöhnt er, „er darf nicht entkommen!“

Der Notarssohn reißt seine Pistole heraus und stürzt zum Eingang, aber da ist niemand mehr.

Der Patron reißt den Telefonhörer herab. „Polizei!“, schreit er in die Muschel, „die Sanitäter!“

Aber beide kamen zu spät. Sie konnten weder Jaques retten, noch den Fidai fassen. Er war wie vom Erdboden verschwunden. Die Straße war voll von Menschen gewesen, aber niemand hatte den Attentäter gesehen.

„Was hat er gesagt?“ fragte der Kommissar dienstlich.

„Jaques?“ fragten die anderen verstört zurück.

Aber der Kommissar schüttelte den Kopf, „Der Hund –“

Niemand konnte Auskuft geben, denn er hatte kein Wort gesprochen. Blondes Haar, das wußten sie. Aber viele Berber sind blond in Algier. Das Viertel wurde abgeriegelt. Über dreihundert Männer wurden festgenommen. Zwei blonde waren darunter. Es half ihnen wenig, daß sie nachweisen konnten, nicht im Café gewesen zu sein. Sie verschwanden, – und niemand sah sie wieder ...

*

Der Leutnant spähte von der Plattform seines Beobachtungsturmes hinaus in das Land. Über ihm flatterte die Trikolore.

Unten im Hofe des kleinen Forts der SAS-Station, wie die Stützpunkte der „Section administrative specialisée“ genannt werden, lungerten die Moghaznis, die algerischen Milizsoldaten untätig herum. Ihre roten Turbane leuchteten im abendlichen Schein der Sonne wie roter Mohn.

Ganz leise klang gedämpftes Klavierspiel zur Plattform hinauf. Der Leutnant ging unruhig hinüber bis zum Stand des überschweren Maschinengewehrs und probierte spielerisch die Waffen auszuschwenken. Von hier aus konnte man die ganze Umgebung in Schach halten.

„Parlez moi d’amour“, summte der Leutnant vor sich hin und stieg langsam die steilen Stufen hinunter.

Der Funker blickte ihm von der offenen Tür her gleichgültig entgegen. „Nichts Neues, mon Lieutenant!“ meldete er, „alles in Ordnung!“ Der Leutnant nickte. Wenn es nur so wäre! Es war etwas los, er spürte es ganz deutlich. Hätte er doch Madelaine nicht aus Paris nachkommen lassen! Aber ihre Briefe waren so verrückt gewesen, daß er es einfach nicht übers Herz gebracht hatte, ihr abzuschreiben, als sie ihm telegrafierte, sie würde kommen.

Weit drüben, am übernächsten Hügel, stand der nächste SAS-Posten. Das weiße Gebäude wie ein Würfel, wirkte beruhigend. Der Leutnant lächelte. Genauso würde sein Würfel den Kameraden dort beruhigen. Wenn es aber wirklich ernst wurde, dann konnten sie einander doch nicht helfen. Natürlich, die Moghaznis waren verläßlich. Sie waren ja alle von den Fellaghas abgeschrieben, das heißt, wenn sie erwischt wurden, dann waren sie tot. Genauso wie er. Aber wußten sie das auch wirklich?

Der Leutnant wußte aber sicher: er war zu tüchtig gewesen. Das war sein alter Fehler, war es immer schon gewesen, schon in St. Cyr. Darum war er auch Jahrgangsbester geworden. Hätte er nicht vorzeitig geheiratet, würde er vielleicht bald zum Generalstab kommen, wenn seine Zeit hier abgelaufen war. Er seufzte.

Damit war wohl nichts, das war vorbei. Aber er würde auch so seinen Weg gehen. Er straffte sich.

Im Hof unten blieb er sinnend stehen. Mohammed, der Alte, der nie viel sprach, der hatte ihn am Morgen, als er Wache am Maschinengewehr hatte, am Ärmel gezupft. „Sei vorsichtig“, hatte er geraunt, damit ihn unten ja keiner hören konnte, „der Youssef –“

Der Leutnant hatte weiter nicht gefragt. Aber das war sicher irgend ein Streit gewesen. Wenn man nicht hinsah, gerieten sie sich nur zu schnell in die Haare, weiß der Teufel, wegen welcher Nichtigkeiten. Youssef war einer der Besten. Er war verwegen und rücksichtslos. Wiederholt erprobt, war gerade er die Stütze der SAS-Station. Youssef, nicht auszudenken! Er hatte mindestens zehn Rebellen getötet, mit eigener Hand. Nein, das war Unfug, alle – aber nicht Youssef. Er hatte sein Bündnis mit Blut besiegelt, mit Fellaghasblut.

„Jean!“ rief die junge Frau, „was ist denn?“

„Nichts, mein Kind“, antwortete der Leutnant schnell und lief die Treppe wieder empor. Sie saß noch immer vor dem kleinen Spinett. Er blieb verzückt stehen. Die untergehende Sonne umspielte sie mit hellem Schein. Ihr kastanienbraunes Haar leuchtete, sie sah aus, wie vor einem Jahr, als sie geheiratet hatten. „Es war nicht gut“, würgte er hervor.

Sie blickte auf. „Was war nicht gut?“ fragte sie aufmerksam.

„Ich hätte Dich nicht sollen herkommen lassen!“ stieß er hervor. „Das war heller Wahnsinn!“

Ihr Lachen klang wie eine Skala von Ironie und Spott. „Mein Ritter“, sagte sie ungeduldig, „hör doch endlich auf, mich als Baby zu behandeln und vor allem mich als ein solches zu sehen. Viele Frauen sind hier bei ihren Männern, warum sollte gerade ich es nicht sein?“

Er wußte darauf nichts zu sagen, denn sie sprach ja die Wahrheit. Langsam stand sie auf und küßte ihn. „Es wird alles gut gehen“, sagte sie zuversichtlich und gerade wollte sie sagen: „wir sind bald zu dritt, dann sieht alles alles anders aus . . .“, aber sie

behielt das große Geheimnis für sich. Sie wollte es aufheben, um es ihm in einer glücklicheren, fröhlicheren Stunde zu sagen.

Er merkte nicht einmal, daß sie ihm etwas verheimlichte.

So gingen sie zu Tisch. Er aß gedankenlos und sie sah, daß er nicht beachtete, mit wieviel Liebe sie gekocht hatte. „Ein SAS-Kommandant“, sagte er langsam, „der kann viel. Er ist es, der im weiten Umkreis eine Apotheke hat, der erste Hilfe leisten kann. Er kann die Aussaat besorgen und er kann eine Schule einrichten, ja, er kann sogar dafür sorgen, daß die Straßen in seinem Bezirk verbessert oder gar neu gebaut werden.“

„Na und?“ fragte die junge Frau, „das sind doch alles gute Dinge?“

„Die Fellaghas wollen nicht, daß Schulen errichtet werden, in denen die Kinder französisch lernen, und daß die Araber in der SAS-Station etwas Gutes sehen. Sie wollen uns aus dem Lande jagen, da können sie solche Dinge nicht brauchen. Sie wollen daher die SAS-Stationen vernichten, besonders, wenn sie erfolgreich waren. Ich war erfolgreich –“ schloß er düster.

Sie lachte. „Du siehst schwarz“, sagte sie und setzte sich wieder ans Klavier. Eine flotte Melodie, etwas frech und aufreizend, klang durch den Raum.

Er seufzte. Da ließ er sich mitreißen, und sie drehten das Radio an. Es kam Tanzmusik aus Algier. Sie tanzten wie Kinder ausgelassen durch den Raum. Sein Herz schlug auf einmal höher. Es war doch gut, daß Madelaine gekommen war. Sie gingen früh zu Bett, nicht ohne daß er die Posten aufmerksam revidierte. Kam es ihm nur so vor, oder blickte ihn der alte, griesgrämige Mohammed wirklich vorwurfsvoll an?

Mitten in der Nacht donnerte eine gewaltige Explosion. Der Leutnant fuhr empor und griff nach der Maschinenpistole, die stets schußbereit auf dem Nachtkästchen lag. Madelaine setzte sich in ihrem hauchdünnen Nachthemd erschrocken auf. „Jean!“ rief sie entsetzt. Aber der hörte nicht mehr und stand im Pyjama, mit der Waffe in der Hand auf dem Flur. Mit einem Schlag übersah er alles.

Eine Mine war dicht am Eingangstor losgegangen und hatte das Tor zerrissen. Im Hof schrieen bereits die angreifenden Fellaghas. Das schwere Maschinengewehr oben auf dem Turm donnerte los. „Der alte Mohammed", dachte der Leutnant erleichtert und ließ seine Maschinenpistole mitten in die Angreifer rattern. Die ersten, die bereits die Treppe erklimmen wollten, kamen ins Stolpern und kollerten herab. Irgendwo schrie ein Mensch grauenvoll. „Es muß einer von meinen Leuten sein, dem sie jetzt die Kehle durchschneiden", dachte der Leutnant flüchtig.

Aus dem Raum neben ihm stürzte der Funker. „Geh zurück und hol Hilfe!" brüllte der Leutnant.

Der Funker nickte verstört und wandte sich wieder um. „SOS, SOS, sie haben das Tor in die Luft gejagt", immer wieder glitten seine unruhigen Finger über die Tasten. Plötzlich schrie er auf und griff ins Leere. Ein Abpraller hatte ihn getroffen. Er sah plötzlich nichts. Seine Hände griffen in Blut. Der Querschläger hatte ihm beide Augen zerfetzt. Er schrie wie ein Tier.

„Hierher!" brüllte der Leutnant, „Mohammed gib Feuer auf die Nachkommenden!"

Mohammed gab keine Antwort, aber sein MG spuckte den Tod nach allen Seiten. Salah und Benour stürmten herauf und riefen: „Nicht schießen!"

Hinter ihnen schrie einer: „Es ist eine Finte, sie wollen Sie töten!"

Der Leutnant stand seinen beiden Männern wortlos gegenüber. Er hatte die Maschinenpistole im Anschlag. Mit einem Mal erinnerte er sich an die SAS-Station, die den Namen des Brigadier Guy Ferron trug, jenes Ferron, den seine eigenen Männer umbrachten, ehe sie zu den Fellaghas überliefen.

„Es war Youssef, der die Mine angebracht hat", sagte Salah tonlos. „Dadurch kamen sie herein. Beinahe alle sind schon tot, sie überrumpelten uns im Schlaf. Es ist Youssef, der jetzt schreit."

„Kommt!" befahl der Leutnant heiser. Beide huschten an ihm vorbei und stellten sich neben ihn. Auch Ahmed kam noch durch. Das waren alle. Vier Mann und ein Leutnant. Und der Funker.

Der Leutnant ließ die drei die Treppe halten und stieß den Funkraum auf. Der Funker wand sich noch immer schreiend auf dem Boden. „Ich sehe nichts“, sagte er plötzlich flüsternd, als ihn der Leutnant anschrie, „ich sehe nichts.“

Entsetzt starrte der Leutnant in die blutigen Augenhöhlen. „Aber funken können Sie, Caporal“, sagte er streng.

„Zu Befehl“, versetzte der Blinde mit zusammengebissenen Zähnen und tastete sich zurück an den Apparat. Dicht neben dem Offizier schrie die junge Frau auf. Sie hatte sich hastig angezogen und blickte nun fassungslos auf das Bild, das sich ihr bot. „Er ist blind“, stammelte sie.

„Halt' den Mund!“ herrschte er sie an und sagte dann begütigend: „Hilf ihm hinaus auf die Plattform, dort können wir uns vielleicht bis zum Morgengrauen halten.“

Die junge Frau griff zitternd nach dem schluchzenden Mann. „Sie haben geantwortet“, versuchte er zu melden, „gleich rückt das Alarmbataillon aus.“

Langsam zogen sich die sieben Menschen auf die Plattform zurück.

„Die Munition“, stammelte der Leutnant plötzlich, aber der alte Mohammed verzog grinsend den Mund. Er deutete auf die schweren Kisten, die er unter der Zeltplane aufgestapelt hatte.

„Wieso?“ fragte der Leutnant erstaunt.

„Ich hatte Dich gewarnt und ich wußte, daß ich die Nachtwache auf dem Turm haben würde.“ Er lächelte überlegen. „Youssef redete so merkwürdig, man würde uns verzeihen und so, aber Du hast ja nichts wissen wollen, mon Lieutenant.“

Der Leutnant gab keine Antwort. Unter ihnen explodierte eine geballte Ladung, aber sie richtete an dem schweren Turm keinen besonderen Schaden an. Über die enge Treppe konnten sie nicht kommen. Die war mit einem Mann leicht zu halten und sie konnten dies zu dritt besorgen. Mohammed bestrich unterdessen mit seinem MG die Gegend, aber er achtete darauf, nur auf Ziele zu schießen, die er trotz der Dunkelheit ausmachen konnte.

„Geben Sie mir ein Gewehr", bat der Funker, „und die Richtung! Ich will auch schießen."

„Und auch ich", sagte Madelaine bestimmt, „wir müssen alle etwas tun!"

Der Leutnant wehrte ab. „Legt Euch hin, damit Ihr nicht getroffen werdet. Wir brauchen jetzt niemanden. Wenn es nötig wird, kommt jeder dran."

Er flüsterte mit Mohammed. „Wenn es mich erwischt, dann mußt Du die Sache hier halten. Im Morgengrauen wird das Bataillon da sein." Der Alte nickte schweigend. Die Fellaghas versuchten nun mit einem Granatwerfer die Plattform zu erreichen, aber sie schafften es nicht. Schließlich ließ das Schießen nach.

Nach einer Weile rief aus dem Dunkel eine Stimme: „Lieutenant, kommen Sie herunter, wir geben Ihnen und Ihrer Frau freien Abzug."

Der Leutnant erkannte die Stimme. Es war Youssef.

„Warum?" fragte er ironisch.

„Sie waren immer gerecht, und Sie taten niemand etwas Böses. Sie taten nur Ihre Pflicht."

„Aber Du Hurensohn, Du nicht, Du hast Deine eigenen Landsleute viehisch abgeschlachtet!" schrie der Leutnant, „kannst Du Dich noch erinnern?"

Es kam keine Antwort mehr von Youssef. Hoffentlich konnte einer der Fellaghas französisch.

Tatsächlich rief nun ein anderer: „Wir wollen verhandeln!"

„Nicht, solange ich eine einzige Patrone habe", gab der Leutnant grimmig zur Antwort.

„Dann sprengen wir den Turm einfach in die Luft!"

„Soviel Dynamit habt ihr gar nicht!" trumpfte der Leutnant auf, aber es war ihm nicht wohl dabei. So viel war dazu wieder nicht nötig, und da sie schon innerhalb der Station waren, konnte es ihnen leicht gelingen. Das wäre doch ein demonstrativer Erfolg für sie, die ganze Arbeit im Bezirk wäre dann dahin! Die Straßen hätten nie gebaut werden brauchen, keine Schulen hätten

eingerichtet werden müssen, in die sich die Kinder ja so nicht getrauten, und kein einziger Verwundeter hätte müssen verbunden werden. Es war alles umsonst! Was sollte er tun? Ratlos blickte er um sich.

„Meinetwegen nicht", sagte die junge Frau tapfer, „ich will lieber hier oben sterben, als ihnen in die Hände fallen!"

Die vier Araber blickten zu Boden. Sie wußten, daß so oder so der Tod auf sie wartete.

„Nicht", hauchte der blinde Funker, „nicht ergeben, dann sind wir alle verloren!"

„Ich habe mir immer gewünscht, einen Sohn von Dir zu haben", sagte der Leutnant nun leise zu seiner jungen Frau, „einen Sohn und einen Garten ... Nun haben wir beides nicht." Sie schwieg.

Schritte tappten auf der Treppe. „Nun, Monsieur Lieutenant?" fragte eine Stimme, schon dicht unter ihnen.

Der Leutnant band vier Handgranaten zu einem Bündel und zog ab. Die geballte Ladung flog donnernd die Treppe hinunter, Tod und Verderben bringend. Trotzdem wirkte die Detonation beruhigend. Unten erklangen Schreie und Verwünschungen. Dann wurde es plötzlich still.

Man hörte kurz danach plötzlich einen Meißel irgendwo arbeiten. „Sprenglöcher", flüsterte der Blinde. Die anderen sagten nichts. Madelaine ergriff den Arm ihres Mannes. Sollte sie es ihm jetzt sagen? Aber er horchte hinaus in die Nacht und hatte kein Ohr für sie. Sie senkte den Kopf. „Und doch ist es gut, daß ich da bin, wie hätte ich das in Paris überleben sollen?" so hockten sie nun, eng aneinander gepreßt und schwiegen. Seine Augen gingen immer wieder zur Treppe, von welcher der Feind kommen konnte, aber er kam nicht.

Die Zeit stand still. Es war, als würde es nie einen Morgen geben. Nur selten zerrissen Feuerstöße des überschweren MGs die Ruhe.

Eine Stunde nach der anderen verran. Plötzlich hob der Leutnant witternd den Kopf. Im Osten war am Himmel ein schwa-

cher Schein aufgekommen. Er sah auf die Uhr. In kurzer Zeit würde es zu grauen beginnen, dann war schnell der Tag da. Dann war auch sicherlich bald die Rettung nahe. Er faßte neuen Mut und drückte überglücklich seine junge Frau, die apathisch vor sich hingedöst hatte, an sich. „Bald", flüsterte er, „bald ist es soweit!"

„Sehr viel Dynamit", ärgerte sich der Capitaine der ALN-Kompanie unten im Kellerraum.

Der politische Kommissar zuckte mit der Schulter. „Der moralische Erfolg entscheidet, nicht der militärische", sagte er gelassen, „und die Politik hat den Vorrang, Kamerad, das weißt Du."

Der Capitaine murrte. „Wieviel Brücken könnten wir mit diesem Dynamit sprengen."

Der politische Kommissar gab keine Antwort.

Ein Lieutenant meldete: „Fertig!"

Die beiden erhoben sich. Sie warfen keinen Blick auf die toten Moghaznis, unter ihnen Youssef, der sogleich, nachdem der Leutnant ihn denunziert hatte, vernommen worden war und sich sehr schnell verplappert hatte. Er war neben seinen Kameraden, die er so schmählich verraten hatte, zusammengebrochen. – Leise verließen sie den Raum. Die Lunte war sehr sorgsam entbrannt. Nicht zu kurz und nicht zu lang.

Dann schlichen sie, einer nach dem anderen, über die freie Pläne, die jetzt noch im Dunkeln lag. Der Alte am Maschinengewehr hatte ebenfalls gegen Osten geschaut, aber nicht wegen der Sonne, die bald aufgehen mußte, sondern wegen eines irrlichternden Scheines. Waren das nicht die Lichter der Kolonne, die heranrückte? Er blickte genauer hin. Dabei übersah er die dunklen Gestalten, die über die Fläche weghuschten. Hätte er sie gesehen, wäre der Leutnant sofort hinuntergestürzt, um wenigstens den Versuch zur Rettung zu unternehmen. So aber rief Mohammed glücklich: „Sie kommen!"

Der Leutnant erhob sich: „Schieß", befahl er, „damit sie wissen, daß sie sich beeilen müssen!"

Der Commandant, der das Alarmbataillon führte, reckte sich

im Jeep empor. „Gott sei Dank“, rief er gutgelaunt, „Wir kommen noch zurecht!“

In diesem Moment hatte die Lunte die Zündung erreicht. Es gab einen Donnerschlag und krachend flog der Turm gegen den Himmel.

Als das Bataillon heran war, konnten sie nicht einmal mehr eine Leiche finden. Sie waren wie weggeblasen . . .

*

„Josef“, sagte die Frau am Morgen sorgenvoll, „wir sollten es doch aufgeben!“

„Bist Du verrückt?“ fuhr er auf, „ich aufgeben? Nie!“

„Sie haben sogar weiter im Süden heute Nacht eine SAS-Station gestürmt!“

„Wird wohl geschlafen haben, der Monsieur Capitaine oder Lieutenant!“ brummte der alte Josef. Er hatte die Ferme von seinem Vater geerbt, der wieder von dem seinen, der damals aus Metz hierher nach Algier gekommen war, wo es zwar keine Preußen, aber sonst mancherlei Schwierigkeiten gab. Nicht umsonst waren die Lothringer als Dickschädel verschrieen. Sie setzten sich durch die Messard, auch in Algier. Ihre Ferme ist die beste und vor allem die ertragreichste weit und breit. Und jetzt aufgeben? Das wäre ja gelacht! Er blickte seine Frau verwundert an. Sie war doch sonst nicht so? Aber seit die Tochter in Constantine verheiratet war und nur sehr selten zu Besuch kommen konnte, weil die Verkehrssicherheit – verdammt und verflucht – unter jeder Kanone war, und der Sohn bei den Alpenjägern in Savoyen diente, war sie nicht mehr die selbe. „Wir werden es schon schaffen“, sagte er gutmütig, „wirst es sehen!“

„Juliette wird ein Baby kriegen und ich bin nicht einmal bei ihr“, fuhr sie auf, „nur weil die Sicherheit so groß ist, daß wir nicht einmal fahren können, wann wir wollen, sondern nur dann, wenn eine Panzerkolonne abgestellt werden kann.“

Das war natürlich ein wunder Punkt. Der alte Josef wischte sich umständlich den Mund ab, obgleich er gar nichts gegessen oder getrunken hatte. „Du hast auch keinen bei Dir gehabt, als

die Kinder kamen", murrte er, aber sie erkannte am Klang seiner Stimme, daß er unsicher war. „Was hättest Du auch in der Stadt, wo überall die Plakate hängen, von denen man nicht sagen kann, ob man sie verfluchen oder in den Himmel heben soll."

Sie lächelte. Juliette war stets von ihr verwöhnt worden und jetzt sollte sie sie im Stiche lassen?

Er dachte schon gar nicht mehr an die geplante Fahrt. In allen Communes mixtes, den gemischten Gemeinden, hingen diese Plakate, die die Macht Frankreichs demonstrieren sollten, in Wahrheit aber seine ganze Ohnmacht verkündeten: „... zwischen 19 Uhr und 5 Uhr ist jeder Fußgänger- und Fahrzeugverkehr auf dem Boden der Gemeinde verboten. Nach Einbruch der Dunkelheit sind alle öffentlichen Einrichtungen wie Läden, Friseurgeschäfte, Kinos und Cafés zu schließen! Mit der Durchführung dieser Bestimmungen sind die Polizei, die Gendarmerie und die Armee beauftragt ..."

„Und ich gehe nicht!" brauste er plötzlich wieder auf, „sie sollen nur kommen!"

Die Frau blickte mißtrauisch hinüber zu den vier Soldaten, die sich auf der breiten Bank vor dem Haus, im Schatten der großen Weinhecke, rekelten. Hoch über dem flachen Dach der Ferme erhob sich ein hölzerner MG-Turm, dessen Maschinengewehr die vier Soldaten zum Schutz der Ferme bedienen sollten. Monsieur hatte einen primitiven Scheinwerfer montiert und bediente ihn, die doppelläufige Jagdflinte dabei umgehängt. Wenn sie kommen – die Frau seufzte, wenn sie wirklich kommen würden, wenn sie die Ferme, wie so viele andere still legen wollten, dann halfen die vier wackeren Etappenkrieger auch nichts und nicht einmal Monsieurs Doppelläufige. Die Frau sah das ganz genau und machte sich nicht die geringsten Illusionen. „Wenn die Herren der Regierung nicht imstande sind, die Sicherheit der Produktion aufrechtzuerhalten, Josef", sagte sie zitternd, „wie willst Du allein die Sache meistern?"

Der Bauer fuhr wütend herum, aber als er ihr sorgenvolles Gesicht sah, verstummte er. Er wußte ganz genau, sie hatte recht.

Sie hat eigentlich immer recht gehabt, seit er sie heiratete. Von diesem Tag an war es immer besser gegangen, sie hat einen scharfen Verstand und wußte ihre Beobachtungen ihm immer recht geschickt beizubringen. Nun aber konnte er ihrem Rat nicht folgen. Sie stammte aus Marseille, wo er sie während seiner Militärzeit kennengelernt hatte und er wußte, sie konnte nicht fühlen wie er, der mit diesem gesegneten Stück Land aufgewachsen war. Er war auf seine Vorväter stolz und hatte alles getan, um ihr Werk fortzusetzen und zu vergrößern. Die Politik kümmerte ihn nicht viel. Er war gegen die Kommunisten, er war für „L'Algérie française", das war ja jeder, der hier aufgewachsen war. Er hatte bisher mit den Arabern auch keinerlei Schwierigkeiten gehabt. Natürlich mußte bei ihm gearbeitet werden, aber wer arbeitete, hatte auch zu essen. Zweifelnd schaute er hinüber in die Richtung des Stalles, wo sich seine fünf arabischen Arbeiter versammelten. „Ob die mir auch die Gurgel durchschneiden würden?" dachte er mehr neugierig als besorgt. Aber wer konnte in die Seele eines anderen Menschen blicken und schon gar in die eines Moslems?

„Mittag", sagte er wie beiläufig, „mittag geht ein Convoi, da fährst Du eben doch in die Stadt und siehst nach, was Juliette macht und ob das Baby bald da ist, – ich meine der Bub", verbesserte er sich sogleich, denn es konnte doch gar nichts anderes werden als ein Bub.

Die Frau stutzte und blickte ihn forschend an. Aber er verzog keine Miene und schrie hinüber: „He, Ali, worauf wartest Du? Fahr den Traktor heraus!"

„Wenn Du meinst?" zögerte die Frau. Sie überlegte nun, ob sie nicht doch bleiben sollte. Aber am Sonnabend fuhr ja wieder ein Panzertransport aus der Stadt in die Region heraus, der fuhr beinahe regelmäßig. Es waren also nur zwei Tage. „Am Sonntag", sagte sie hastig, „am Sonntag bin ich wieder da." Der Gedanke an ihre Tochter, die nun knapp vor der Niederkunft stand, hatte sie gepackt.

Er lachte: „Beeil Dich nicht so, Fathma wird die Küche schon

hinkriegen. Packe tüchtig ein und bringe ihnen genug mit, auch Wein, es wird davon in der Stadt nicht allzuviel geben." Er drehte sich um und stapfte schwerfällig an den Soldaten, die ihm ein fröhliches Scherzwort zuriefen, vorbei und fuhr alsbald mit seinen arabischen Arbeitern auf die Felder.

Die Frau reiste nachmittags ab.

Der Abend kam, alle, die zur Ferme gehörten, waren wieder zurück. Fathma trug, rot vor Eifer, das Essen auf, das der Patron heute zusammen mit den vier Soldaten einnahm.

Sie schenkten den dunklen Rotwein ein und aßen und tranken. Das war denn doch etwas anderes, als das tägliche Quart pinard réglementaire! Aber ehe sie noch fertig waren, erschien Fathma, die alte, langjährige Küchenhilfe, unter der Tür der großen Stube. „Sie sind weg!" keuchte sie, nun beinahe weiß im Gesicht vor Angst.

Der Patron drehte sich langsam um. „Wer?" fragte er scharf.

„Alle!" stieß Fathma hervor, „alle! Nicht einmal die Kinder sind zurückgeblieben. Auch der junge Yasin ist verschwunden." Sie schluchzte. Yasin hatte immer das Wasser geholt und geholfen das Geschirr spülen.

„Merde au l'eau", fluchte der älteste der Soldaten, „nun ist es soweit!"

„Was ist soweit?" fragte naiv ein anderer. Die übrigen lachten.

„Bald kommt ein süßes Fellaghasmädchen und wünscht Dir einen recht guten Abend!" rief der ältere Soldat mit gespielter Fröhlichkeit. „Ich denke wir richten uns darauf ein. Es ist klar, die Brüder haben Lunte gerochen, vielleicht sogar etwas gehört und nun sind sie einfach abgehauen."

Dem Patron gab es einen Stich. So war es, der Soldat hatte recht. Sie waren weg. Alle. Selbst Ali, der es bei ihm zum Vorarbeiter gebracht hatte, und der ihm ergeben schien. Wie hieß doch ein arabisches Sprichwort: „Die Hand, die Du nicht abhacken kannst, die sollst Du küssen!"

Nun, so war es ja auch nicht. Sie hatten nicht versucht, ihm

die Hand abzuhacken, aber sie hatten ihn nicht gewarnt. Die Soldaten hatten sich eilig erhoben. Sie schleppten die drei schweren Munitionskisten aus dem Schuppen zusätzlich auf den Turm.

Der Patron dachte: wir müssen zu essen und zu trinken haben, es kann lange dauern, ehe Hilfe kommt. „Fathma!" rief er beinahe lustig, „wir wollen ebenfalls unsere Munition auf das Dach schleppen! Los, richte eine große Kiste zusammen, Brot, Fett, Obst, – Fleisch wird ja ohne Kühlschrank nichts helfen – ich gehe einstweilen in den Keller –"

Er wandte sich um und wollte schon die Kellerstiege hinuntersteigen, da merkte er erst, daß Fathma ihm keine Antwort gab. Er blieb wie angewurzelt stehen. Langsam ging er zurück. Aber sein Gang durch die Küche war, das wußte er nun, ein unnötiger Kontrollgang. Fathma war ebenfalls davon. Sie hatte das Bündel mit ihren Habseligkeiten zusammengerafft und mitgenommen. Nur die leere Bettstatt war zurückgeblieben.

Der Patron stand vor der Kammer und lächelte. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Er ging langsam in die Küche zurück und rief dann zwei Soldaten zu Hilfe, die mit ihm alle verfügbaren Lebensmittel, eine stattliche Batterie Flaschen und ein Faß Wasser auf das Dach schafften. Erleichtert blickten sie hinunter. Die Sonne war gerade untergegangen. Bald würde die Nacht hereinbrechen.

Der Patron blickte starr in die Runde. Auf den nahen Hügeln und zwischen den Obstplantagen war keine Menschenseele zu sehen. Die ganze Landschaft war wie leergefegt. Der Patron erkannte nun, warum so viele aufgaben. Diese Stille und diese Leere waren beinahe nicht auszuhalten. Irgendwo mußten sie doch stecken? Sicher hatten sie die Ferme schon umstellt und beobachteten genau ihre Bemühungen. Aber wo waren sie?

Der ältere Soldat suchte mit seinem Feldstecher ebenfalls aufmerksam die Gegend ab. Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht", rätselte er, „vielleicht hat sich die Alte geirrt?" Die anderen schwiegen. Sie wußten längst, daß das nicht der Fall war.

„Ob sie von der Anhöhe kommen?" fragte der Jüngste.

Der Patron warf einen schnellen Blick hinauf. Dort hatte der Vater den Boden unter den Pflug genommen, er war als Dreikäsehoch dabeigewesen. Er sah noch das Bild vor sich, als wäre es gestern gewesen. Damals hatte es noch keine Traktoren gegeben, sondern Pflüge, von drei Ochsen gezogen. Der Vater hatte nicht wenig geflucht und zu viert hatten die Araber die Steine aus dem Feld getragen und aufgehäuft. Die lagen noch immer dort, die Steinhaufen; vielleicht nahmen bald die Fellaghas dort Deckung und beschossen die Ferme und ihn. Warum? Weil er dabei war, als der Vater neuen Kulturboden erschloß, der letzten Endes auch den Arabern Brot gab?

Er war immer dagegen gewesen, die Araber zu behandeln wie Tiere. Er hatte mit seiner Meinung auch nicht hinter dem Berg gehalten, wenn er Ungerechtigkeiten sah. Aber war er die Regierung? Er hatte Algerien weder erobert noch entwarf er die heutigen Gesetze. Er bearbeitete nur seinen Grund und Boden, an dem sein ganzes Herz hing. Aber gerade das sollte wohl nicht mehr sein. Bloß weil er ein Franzose war. Josef Messard griff nach seiner Flinte. Sie war geladen.

„Ist es erlaubt?“ fragte der ältere Soldat und entkorkte die erste Flasche „a votre Santé!“ Der Patron nickte. Die Flasche ging in die Runde. Aber viel trank keiner; nur nicht müde werden. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen.

„Wie still es ist“, flüsterte der Junge. Keiner gab ihm Antwort. Sie hockten still am Maschinengewehr und der Patron schwenkte versuchsweise seinen Scheinwerfer im Kreise. Es klappte vorzüglich. Die Soldaten schmunzelten. Der Alte war richtig nach ihrem Geschmack. Der jammerte nicht und gab auch nicht auf. Er stellte sich.

Die Zeit verrann. Zögernd hatten sie eine zweite Flasche aufgemacht und ausgetrunken. Gerade als sie die dritte öffnen wollten, es war schon gegen drei Uhr morgens, hob der Patron witternd seine Nase. Das roch doch nach Feuer?

Die Soldaten aber verneinten. Sie konnten nichts bemerken. Der Patron aber wurde immer unruhiger. Dann schrie der Junge

plötzlich: „Feuer! Dort am Stall!“ Tatsächlich schlug eine helle Lohe beim Stallgebäude empor. Den Patron überlief es eiskalt. Den Stall hatte er vergessen! Wären die anderen dageblieben, hätte er leicht den Stall schützen können, aber so waren sie durch Mutters Blumengarten herangekommen und hatten das Feuer gelegt.

Er sprang auf und lief zur angelehnten Leiter.

„Patron“, schrie der ältere Soldat, „bleiben Sie doch hier, Sie rennen den Banditen ja direkt in die Arme!“

Aber Josef sah und hörte nichts. Im Stall stand ja auch Stella. Die Araberstute war sein ganzer Stolz! Jetzt freilich war sie schon alt, aber sie waren ein gutes Stück Weg zusammengegangen, beziehungsweise geritten. Er überquerte den Hof, während die Soldaten auf dem Dach und auf dem Turm die Sicherungsflügel ihrer Maschinenpistolen herumwarfen. Sie lauschten angestrengt in die Nacht, die nun allmählich durch das brennende Dach des Stallgebäudes erhellt wurde.

Der Patron hatte sein Jagdgewehr in der Hand, er wußte es aber gar nicht, so automatisch hatte er es getan. Mit raschem Griff riß er das Stalltor auf und trat durch den Rauch und Qualm auf das nächste Tier zu, das wie verrückt um sich schlug, und schirrte es los. Dann stand er bei Stella, die laut wieherte. Es war schwer, sie loszukriegen, aber es gelang ihm. Die bebenden Flanken des Tieres waren schweißüberströmt, seine Nüstern flogen.

„Komm Stella“, redete Josef Messard seinem Lieblingspferd gut zu, „du kommst einfach dicht unter den Turm, da kann Dir nichts geschehen, komm doch!“

Das Pferd tänzelte und der Bauer versuchte verzweifelt, es von der Stelle zu bekommen. Endlich hatte er es soweit und zerrte es am Lederseil gegen den Eingang. Einige der Tiere hatten sich unterdessen losgerissen und rannten ziellos hin und her.

Gerade als Josef Messard das Eingangstor erreicht hatte, sah er sie. Sie standen auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes und starrten schweigend herüber auf den brennenden Stall.

Automatisch riß der Patron die Flinte herab. „Ihr Hunde!" schrie er in all seiner Verzweiflung und Empörung, „Ihr Hunde, Ihr dreckiges Viehzeug, kommt doch her, schießt mich tot! Was hat Euch das Vieh getan?"

„Nichts", antwortete aus der dunklen Masse eine helle Stimme, „und wir wollen auch Dir nichts tun, denn Du warst ein guter Mann, hast nicht geschlagen und genug zu essen gegeben. Aber Du mußt weg! Alle müssen weg, die Franzosen sind!"

„Ich gehe nicht!" schrie Josef Messard und hob die Flinte, „hier stehe und arbeite ich, weil es mein Grund und Boden ist!"

„Ihr habt ihn gestohlen", sagte die Stimme erbittert, „Ihr habt kein Recht in Algerien zu sein, weil Ihr ein paar Pflanzungen angelegt habt. Ihr tatet es ja doch nur, um mehr zu verdienen. Geh! Wir meinen es gut. Geh morgen und nimm mit was Du willst, es wird Dir gelassen werden. Sonst aber wird es ganz Dein Boden sein – Du wirst auf ihm sterben!"

Die Soldaten auf dem Dach hatten das Maschinengewehr genau in die Richtung in Stellung gebracht, aus der die Stimme aus dem Dunkel kam. Von oben konnten sie die Männer, die dem Patron gegenüberstanden nicht sehen.

„Es wird viel gestorben", versetzte der Patron hart. „Geht weg, oder ihr seid zuerst dran mit dem Sterben."

Ein Schuß von drüben zerriß die Nacht. Josef Messard hob blitzschnell seine Flinte und zog beide Läufe auf einmal ab. Ein Schrei zeigte ihm, daß er getroffen hatte. Wieder schlug eine Kugel dicht neben ihm ein. Er lud sorgfältig und gerade als er abziehen wollte, riß ihn die Stute, mit dem Lederseil, das er um seinen Arm geschlungen hatte, mit hinaus in den Hof. So stand er deckungslos, hell beleuchtet vom brennenden Stall. Die Flinte entfiel ihm und er brach unter einer Salve zusammen. Auch das Pferd überschlug sich und beide kamen zusammen auf den Boden zu liegen. „Stella", flüsterte der Bauer und versuchte dem sterbenden Tier die Mähne zu streicheln, da traf ihn die Todeskugel.

Droben zog nun der ältere Soldat durch. Die Salven rausch-

ten und die Männer im Dunkeln wurden getroffen. Sie taumelten und einige schrieen kläglich auf.

Gerade in diesem Augenblick, es war drei Uhr morgens geworden, erblickte ein kräftiger Junge das Licht dieser problematischen Welt. Die Großmutter, die bei der schweren Geburt tatkräftig beigestanden hatte, blickte das kleine Bündel strahlend an. Es war ein überaus kräftiger Junge.

„Wie soll er heißen?" fragte die erschöpfte Mutter glückselig aus den zerwühlten Kissen.

Die Großmutter fuhr herum. Ihre Augen blitzten. „Josef", sagte sie bestimmt.

Die Tochter lächelte und sagte zögernd: „Ist eigentlich recht altmodisch, aber es soll so sein. Josef nach dem Großvater und Pierre nach dem Vater."

„Altmodisch!" erboste sich die Großmutter, „er muß erst zusehen, daß er so wird wie sein Großvater!"

Der Kampf auf der Ferme dauerte bis zum Morgen. Die Soldaten wehrten sich verbissen, und verbissen griffen die Moudjahidines an. Es fielen drei der Soldaten, der Junge allein war am Leben, als die Kolonne aus der Stadt herangekommen war, die den Gefechtslärm gehört hatte. Von den Algeriern waren zwanzig gefallen, die erste Salve des älteren Soldaten hatte reiche Ernte gehalten.

Die verbrannten Tiere und Stella wurden eilig verscharrt. Die Toten wurden mitgenommen. In der nächsten Nacht wurde die Ferme vollkommen zerstört . . .

*

Seit dem grauenden Morgen hetzten die Legionäre die Fellaghas vor sich her. Jetzt dämmerte es. Es hatte alles ganz einfach begonnen: eine Gruppe von CRS, der französischen Bereitschaftspolizei, hatte, wie so oft, eine Straße überfallartig abgeriegelt und alle Passanten durchsucht. Bei einem jungen Araber hatte man Flugblätten gefunden. Flugblätter der FLN. Der Junge war verhört worden. Nach dem Verhör hatten sie ihn mit

zwei gebrochenen Armen ins Lazarett geschafft. Aber es hatte sich gelohnt. Er hatte den Stützpunkt, wo er die Flugblätter erhielt, preisgegeben.

Die Legionäre hatten den Auftrag erhalten, das Douar, das Dorf, zu umstellen. Die ganze Aktion aber hatte sich sofort ausgeweitet. Die Fellaghas waren mit einer Section drinnen gewesen und hatten sich auf Teufel komm raus gewehrt. Von irgendwelchen geheimnisvollen Spähern alarmiert, war schließlich eine ganze ALN-Kompanie den eingeschlossenen zu Hilfe gekommen und hatte den Einschließungsring aufgebrochen.

Durch Funk verständigt, hatte die Luftwaffe die Verfolgung aufgenommen und Napalbomben abgeworfen. Ganze Strecken der Region brannten in höllischer Glut. Aber sie waren doch zum Teil davongekommen.

Erst am Morgen hatten die Artillerieflieger, die Beobachtung flogen, die Gruppen, die in Eilmärschen den nahen Bergen zustrebten, gesichtet. Eilig begann die Verfolgung. Es galt nun, ihnen den Weg abzuschneiden. Bald würde es soweit sein. Die Legionärskompanie war längst zum Bataillon geworden, das verstärkt durch Spähwagen und Panzer im Einsatz stand. Nun, ehe die Sonne unterging, würden die Rebellen in der Falle sitzen. La Légion est partout! Die Legion ist eben überall.

Der algerische Kompanieführer taumelte. Er hob die Hand. Augenblicklich sanken die wenigen Männer, die ihm noch geblieben waren, zu Boden. Sie waren ausgepumpt, sie waren fertig. Seit dem Morgen hatten sie keinen Tropfen getrunken und natürlich auch nichts gegessen. Solange die Franzosen ihre Autos und Panzerwagen einsetzen konnten, waren sie im Vorteil. Die paar Baazuka waren längst verschossen, die ermatteten Hände waren nicht sehr erfolgreich gewesen, aber einer der Shermans hatte doch gebrannt. Das aber war zu wenig. Nun hatten sie nur mehr ein paar Handgranaten.

„Sie bekommen uns“, sagte der algerische Capitaine mühsam, denn er hatte einen Bruststreifschuß erhalten, der ihn rasend

schmerzte. Er fieberte auch so stark, daß es ihn zeitweise schwindelte.

Die Männer um ihn blickten ausdruckslos. Ein paar murmelten Suren vor sich hin! „Die Wunden des Kriegers erstrahlen am Tage des jüngsten Gerichtes im hellsten Lichte . . ."

„Es gibt nur noch eine einzige Möglichkeit", setzte der Capitaine fort. Einige der Unterführer blickten ihn mit brennenden Augen an. Alle waren verstummt und hingen wie gebannt an seinen trockenen, aufgesprungenen Lippen. „Ein paar von uns müssen hier die Bluthunde der Legion stellen. Vielleicht zehn, das würde genügen, zehn Mann und zwei Maschinengewehre." Er blickte forschend im Kreise herum.

Der Caporal von der zweiten Section, die beinahe ganz aufgerieben worden war, hob die Hand. „Ich", sagte er ruhig. Zwei seiner Brüder waren am Morgen gefallen, besser gesagt, sie waren durch diese Teufels-Napalbomben verbrannt. Er wollte sowieso nicht mehr weiterleben.

Sogleich fuhren alle Hände empor. Der junge Capitaine lächelte. „Nicht", stöhnte er, „nur zehn – mit – mir – selbstverständlich. –" Er blickte den Caporal zwingend an. „Du führst die anderen in die Berge." Der Caporal biß sich auf die Lippen. Aber er nickte gehorsam. Dann wählte der Fiebernde sorgsam. Er wählte die Verwundeten und die am meisten Erschöpften, die am wenigsten Aussicht hatten, den Nachtmarsch durchzustehen. „Vorwärts", befahl er scharf. „Dahia al Djazair!" Es lebe Algerien!

Der Caporal erhob sich torkelnd und salutierte stramm. „Ein Caporal und dreißig Mann melden sich ab!"

Der junge Capitaine lächelte stolz. Das war seine Kompanie! Dann kümmerte er sich nicht mehr um die Abmarschierenden. „Los!" hetzte er aber die Müden auf, „wir wollen es ihnen nicht so leicht machen. Jede Stunde die wir länger halten, bringt die anderen den Bergen näher. Dort sind sie gerettet."

Der eine Verwundete küßte den kleinen Koran, den er an einer Silberkette um den Hals trug und brachte das erste MG

in Stellung. Die anderen gruppierten sich nach dem Befehl ihres jungen Offiziers. Sie brauchten nicht lange zu warten.

Die erste Garbe lag genau richtig. Die Gruppen der angreifenden Legionäre fielen wie Korn im Schnitt. Sofort blieben die Verfolger stehen. Die Kompanie, die die Spitze führte, schwärmte weit aus. – Der algerische Capitaine lächelte versonnen. „Zeit", betete er, „Allah, schenk uns nur so viel Zeit wie möglich!"

Dann riß er das andere MG weiter nach rechts und er hatte wieder richtig kombiniert, denn gerade dort wollte der Commandant, der das Legionärsbataillon führte, die Moudjahidines umgehen. Der erste Panzer, der sich mühsam durchs schwere Gelände vorwärts bewegte, wurde durch eine geballte Ladung kampfunfähig. Nun wurde es ernst.

„Sie haben sich gestellt!" frohlockte der Commandant, „wir haben sie! Nur nichts überstürzen, wir haben Zeit!"

Der fiebernde junge Capitaine sandte ein Dankgebet zum Himmel. Die Franzosen richteten sich auf einen längeren Kampf ein. Die Algerier schossen und schossen. Aber vorsichtig, um nur ja keine Munition zu verschwenden.

Der Commandant befahl, den Einschließungskreis ganz dicht zu ziehen, und erst im Morgengrauen anzugreifen.

Der junge Offizier der Algerier fieberte nun so stark, daß er zeitweilig die Besinnung verlor. Er bat seinen Nachbarn, ihn, falls er bewußtlos sein sollte, wenn die Legionäre angriffen, zu erschießen. Mit Tränen in den Augen versprach es ihm dieser.

Am Morgen griffen die Franzosen an. Zuerst die Flugzeuge. Die B-26 spieen Tod und Verderben auf die kleine Kuppe und wühlten die Erde um. Die Mistair taten das Ihre. Dann schoß die eilig nachgezogene Artillerie die Kuppe sturmreif. Als die Kompanien endlich antraten, lebten nur noch zwei: der Offizier und ein Soldat. Der junge Capitaine verschoß die letzten Gurte und traf mit traumwandlerischer Sicherheit. Es fielen zwei der angreifenden Kompanieführer und ein Dutzend ihrer Männer. Endlich traf ihn die Sprenggranate eines Panzers, der, durch das

Gelände stark behindert, nur mühsam ins Geschehen eingreifen konnte.

Der junge ALN-Soldat, der noch am Leben war, weil er auch seine allerletzte Patrone verschossen hatte, stand dem sprachlosen Commandant trotzig gegenüber. Sie hatten ihn, obgleich sie einige Hundert waren, gefesselt und verhörten ihn. „Nur zehn Mann!“ sie konnten es einfach nicht glauben.

Der Junge lachte und sagte: „Die anderen sind längst in den Bergen!“

Da riß der Commandant wütend die Pistole hoch und schoß ihn mitten durch die Stirn.

Aber er war darüber nicht froh. Denn selbst der Tote lächelte noch ...

Der Kriegsgrund

Die Geschäfte Bacri's und Busnakh's – Der Schlag mit dem Fliegenwedel – Abd el Kader – Die mißlungene Missionierung

So sieht der Alltag in Algerien 1958 aus. –

Es wäre aber ein großer Irrtum, zu glauben, erst seit dem 1. November 1954 befände sich Algerien im Widerstand gegen Frankreich. In Wahrheit begann der algerische Freiheitskampf in dem Augenblick, als am 16. Juni 1830 französische Truppen als Okkupanten auf der Halbinsel Sidi Ferudsch an Land gingen.

Vor 1830 war Algerien formell ein Teil des osmanischen Reiches. In Wirklichkeit waren die Bindungen Algeriens zu Istanbul sehr locker, und Algerien bildete einen beinahe unabhängigen Staat, von einem Dey, der von den Befehlshabern der türkischen Janitscharen aus ihren Reihen auf Lebensdauer gewählt wurde, regiert. Sein Amt und seine Würde waren nicht erblich. Die vier Provinzen wieder wurden von vier Statthaltern des Dey, den Beys, geführt.

Die Bevölkerung im Hinterland und in den Bergen lebte, wie zum Teil heute noch, von der Viehzucht und von der Landwirtschaft. In den Städten bestand eine blühende Handwerkskultur. Algerien hatte damals nicht weniger als 2000 Schulen und die vier Universitäten von Algier, Constantine, Tlemcen und Mezouna. Diese vier mochten im Verhältnis zu den damaligen europäischen Universitäten zwar etwas rückständig gewesen sein – aber nichts hätte sie gehindert, sich modern zu entwickeln, wie dies in der Türkei kurz darauf unter Sultan Abdul Medschid begonnen wurde. An den Küsten gab es sehr viele Fischer, vor allem Korallenfischer und auch – Seeräuber. Diese Seeräuber lieferten und liefern selbst heute noch die moralische Grundlage für den französischen Überfall auf Algerien. Allerdings gab es in diesen

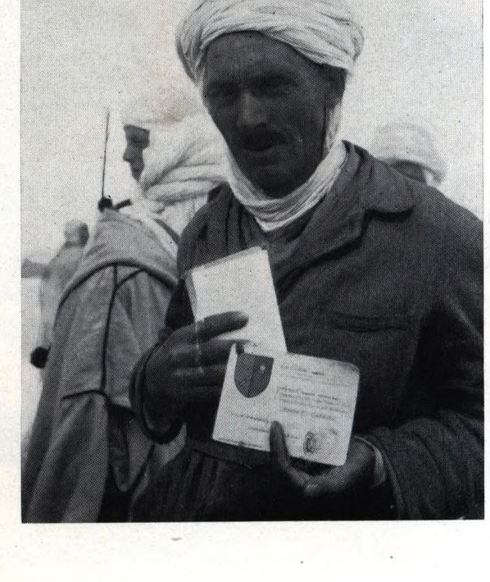


Die erschreckte algerische Bevölkerung flüchtete in hellen Scharen nach Marokko oder nach Tunis, wo sie meist unter primitivsten Verhältnissen dahinvegetiert. Längs der algerisch-tunesischen Grenze stehen tausende solcher Zelte.



Dies ist Ali Chorfi, der mir immer wieder seine kaum verheilte Narbe an der Kehle zeigen wollte.

Ratlos hielt mir der ehemalige Carporal Aribia Amar die Urkunden seiner Auszeichnungen, die er im Dienste Frankreichs erwarb, entgegen. Er kann die Welt nicht mehr verstehen.





Belaid Baalouk, der siebenjährige Bauernjunge, der allein von seiner großen Familie übrigblieb.

Tagen in allen Mittelmeerländern Seeräuber. Islamitische wie christliche, und ihr Handwerk wurde zeitweise sogar durch besondere Kaperbriefe legalisiert.

Bei der Seeräuberei ging es um zwei Dinge: Um Raub von Schätzen und Waren und um den Menschenraub. Die Unglücklichen, die den Menschenjägern in die Hände fielen, wurden Sklaven.

Ein wesentlicher Beweggrund für die Sklavenräuberei war die damalige Schiffahrt, die in der Hauptsache aus Galeeren bestand. Zum Betrieb einer Galeere brauchte man durchschnittlich 250 Ruderer. Da das Dasein dieser Ruderer dem der Hölle nicht unähnlich war, fanden sich meist nur Verbrecher, die auf der Galeere dem Henker entflohen, oder Selbstmordkandidaten bereit, Galeerendienste zu leisten.

Also mußten die Ruderer anders beschafft werden. In Frankreich z. B. wurden die königlichen Richter angewiesen, möglichst viele Galeerenstrafen zu verhängen, um so die Flotte mit Ruderern zu versorgen. Die Richter waren gute Untertanen, und daher brauchte die französische Flotte um menschlichen Nachschub nicht zu klagen. Diese angeschmiedeten Landstreicher, Hochstapler, Mörder, Rebellen und Tagediebe lebten zwar ein Hundeleben, aber für ihr Seelenheil wurde auf den französischen Galeeren gesorgt. Eigene Geistliche hielten auf den Schiffen die Galeerenmessen ab.

Das britische Parlament ging einen Schritt weiter und beschloß feierlich, daß im Bedarfsfalle Seeleute, die nicht zur Kriegsmarine gehörten, mit Gewalt zum Dienst auf den Kriegsschiffen gezwungen werden konnten. Ein britischer Parlamentarier rief damals mit frommem Augenaufschlag aus: „Das Gesetz ist furchtbar, aber es ist gut!"

Christliche Staaten unterhielten also auf christlichen Schiffen christliche Sklaven genauso wie muselmanische. Ja mehr noch: christliche Sklavenhändler fingen und kauften und verkauften christliche Sklaven zu allen möglichen Zwecken, genauso wie muselmanische Sklavenhändler auch mit muselmanischen Sklaven

handelten. Natürlich betrieben sie ihr Geschäft auch mit Sklaven anderen Glaubens. Den christlichen Sklavenhändlern war lediglich aufgetragen, keine christlichen Sklaven an Muselmanen zu verkaufen. Abgesehen davon, daß aus Gewinnsucht diese Anordnungen laufend durchbrochen wurden, behalfen sich die katholischen Sklavenhändler einfach damit, daß sie z. B. griechisch-orthodoxe Sklaven als nichtchristlich bezeichneten.

Es ist eine geschichtliche Lüge, wenn man die Dinge um Algerien 1830 so darstellt, als hätten allein muselmanische Seeräuber Sklaven gefangen und gehalten. Sie befanden sich bei ihrem traurigen Handwerk in bester Gesellschaft der ersten christlichen Staaten des Abendlandes. Nicht nur Frankreich, England, Spanien, Italien, Griechenland – um nur einige zu nennen – betrieben Sklavenhandel und auch gelegentlich Seeräuberei, sogar der Heilige Vater zu Rom beteiligte sich noch kurz zuvor am Sklavengeschäft. Auch die päpstlichen Galeeren brauchten Ruderer, und die päpstlichen Agenten durchstreiften das nächtliche Rom, um Opfer zu fangen oder zu übertölpeln. Der Papst war noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts im Besitz von Sklaven.

In England wurde das Sklavenhalten erst 1807 verboten, in Nordamerika 1865 und in Brasilien gar erst 1888.

Frankreich, das doch 1830 zu seinem Feldzug gegen Algerien aufbrach, um „getreu seiner Jahrhunderte alten Tradition sein Blut zu vergießen, um die anderen Nationen von dem erniedrigenden Joch zu befreien, das auf ihnen lastete“, hatte mit demselben Algerien nicht nur beinahe 300 Jahre lang Handel und Wandel betrieben, sondern mit ihm auch zahlreiche Sklavengeschäft gemacht. In seinen Kolonien hob Frankreich erst 1840 die Sklaverei auf.

Es ist sicher, daß christliche Sklaven vor 1830 auch in Algerien ein furchtbares, menschenunwürdiges Dasein führen mußten; allerdings führten zur selben Zeit nicht nur muselmanische, sondern auch christliche Sklaven in christlichen Staaten dasselbe entsetzliche Dasein. Die Sklaverei wurde sowohl vom Islam,

als auch vom Christentum offiziell in jener Zeit gleichermaßen geduldet und verteidigt. Im Koran war das Sklaventum verankert. Aber nicht nur im Koran. Die römisch-katholische Kirche billigte das Sklaventum nicht nur offiziell, sie verhängte auch als besondere Strafe: Sklaverei. Clemens V. drohte den Venezianern, mit denen er wegen Ferrara Krieg führte, sie zu Sklaven zu machen, und Papst Gregor XI. befahl sogar, die Florentiner, mit denen er in Streit lag, zu fangen und sie zu Sklaven zu machen. Papst Paul III. drohte, als sich der englische König Heinrich VIII. mit der englischen Kirche von Rom löste, alle Engländer, die ihrem König die Treue hielten und diesen Schritt guthießen, zu Sklaven zu machen. Papst Pius V. erklärte die 7000 muselmanischen Kriegsgefangenen der Schlacht von Lepanto zu Sklaven. Die Geschichte hat hunderte solcher Beispiele. Man darf sie nur nicht unterschlagen.

Es geht aus diesen Beispielen einwandfrei hervor, daß die „Barbaresken" von Algerien ihr trauriges Handwerk des Sklavenfangens und der Seeräuberei gemeinsam mit ihren christlichen Zeitgenossen betrieben. Die Fahnen des Halbmondes und des Kreuzes flatterten über der zeitgenössischen Sklaverei friedlich nebeneinander. Der Kampf Frankreichs gegen die Sklaverei war nur der Vorwand für den wahren Kriegsgrund, für die Raubgier.

Frankreich hatte seit 1793 aus Algier große Mengen von Getreide, Pferden und Lederzeug bezogen. Der damalige Dey Hussein, der zum Teil an diesen Lieferungen, neben algerischen Grundbesitzern und jüdischen Getreidegroßhändlern, beteiligt war, wartete vergebens auf die Bezahlung. Frankreich aber ließ sich Zeit und erstattete lediglich Abschlagzahlungen. In Frankreich raste die Revolution. Man hatte keine Zeit, Schulden zu zahlen. Dann kam der Korse, und sein militärisches Genie und die dröhnenden Marschtritte seiner Grenadiere zwangen der Welt ein neues Gesicht auf. Napoleon Bonaparte erkannte sehr schnell die große strategische Bedeutung Nordafrikas und besonders Algeriens für Frankreich, und er entsandte, als ihm die leidige

Schuldengeschichte gemeldet wurde, 1807 einen seiner besten Capitaine, Boutin, an die algerische Küste, um den besten Landungsplatz zu erkunden. Napoleons Späher führte den Auftrag aus und meldete, daß die Halbinsel Sidi Ferudsch der geeignetste Platz für die Landung sei.

In den Weiten der russischen Steppe ging dann nicht nur der Traum vom französischen Weltimperium unter, sondern auch der geplante Kriegszug nach Algerien.

1819 entschloß sich die französische Regierung endlich, die Schuldsumme, die mit Zinsen und Zinseszinsen auf die phantastische Höhe von 18 Millionen Goldfranken angestiegen war, zu zahlen. Eine Kommission reiste nach Algerien, bemängelte die Güte der einstigen Getreidelieferungen und handelte dem Dey, der dringend Geld brauchte, schließlich die Gesamtforderung auf sieben Millionen Gold-Franken herunter. Ehe es aber zur Bezahlung kam, starb der gichtkranke, dicke Ludwig XVIII., der alles „dem Frieden eines guten Essens opferte".

Sein Bruder, der Herzog von Artois, bestieg als König Karl X. den französischen Thron. Und wieder zahlte Frankreich keinen Sou. Die beiden algerischen Getreidejuden Bacri und Busnakh, die wesentlich an der Forderung an Frankreich beteiligt waren, hatten in Frankreich à conto dieses Guthabens, beträchtliche Schulden gemacht. Ihre Gläubiger trieben die Forderung vom französischen Staat ein, so daß Bacri und Busnakh ihr Geld indirekt erhalten hatten. Sie blieben in Frankreich und hüteten sich, dem Dey noch einmal unter die Augen zu treten.

Der Dey schäumte vor Wut und verlangte die Bezahlung. Er schrieb an den französischen König einen scharfen Brief, der unbeantwortet blieb. Bei einem diplomatischen Empfang aus Anlaß des Beiram-Festes in Algier fragte Dey Hussein den französischen Konsul Pierre Deval, wieso der König von Frankreich ihm keine Antwort gäbe. Deval antwortete auffahrend: „Sie werden keine Antwort bekommen, denn mein König korrespondiert nur mit Rangesgleichen."

Der Dey geriet darüber in heftige Erregung und schlug Pierre

Deval mit dem Fliegenwedel, den er gerade zur Hand hatte, ins Gesicht.

Der Konsul erhob sich augenblicklich und sagte eisig: „Der Schlag trifft nicht mich, sondern den König von Frankreich“, und verließ die Audienz.

Dey Hussein verbot Pierre Deval bei Todesstrafe sich jemals wieder bei ihm blicken zu lassen. Wenige Tage später nahmen französische Schiffe den Konsul und alle Franzosen, die in Algier wohnten, an Bord. Es war ihnen kein Haar gekrümmt worden.

Anschließend verhängte die französische Flotte eine Blockade über die algerischen Häfen, die keine wesentlichen Erfolge aufweisen konnte. Lediglich, als ein französisches Kriegsschiff an der Küste scheiterte, metzelten die Küstenbewohner die Franzosen nieder und brachten ihre Köpfe nach Algier. Dey Hussein, der durch die verhängte Blockade überaus gereizt war, erwarb diese Köpfe für 50 000 Francs und stellte sie öffentlich als Siegestrophäen aus. Dieser Vorfall erregte nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa.

Allerdings konnte sich Dey Hussein darauf berufen, daß das Erwerben von abgeschlagenen Köpfen der Feinde im Grunde eine französische Praxis war. Wenige Jahre zuvor hatte Napoleons Bruder und von seinen Gnaden König Jérôme von Westfalen auf den Kopf des deutschen Freiheitshelden Major von Schill einen Preis von 20 000 Francs gesetzt. Als Schill nach heldenhaftem Kampf gegen die Übermacht bei Stralsund 1809 fiel, schnitt ihm einer der Franzosen den Kopf ab und brachte ihn König Jérôme. Dieser zahlte nicht nur die Belohnung aus, sondern stellte den Kopf in seiner kurzfristigen Residenz zu Kassel öffentlich zur Schau.

Dey Hussein hatte längst erkannt, daß die Interessen Frankreichs und Englands sich diametral gegenüberstanden. Britische Schiffe durchbrachen immer wieder die französische Blockade, trieben mit dem Dey Handel und bestärkten ihn in seiner starren Haltung gegen Frankreich.

In Frankreich hatte sich unterdessen die innenpolitische Lage empfindlich verschlechtert. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit bedrohte das Land. Ein Ventil für die gärende Unzufriedenheit der Masse mußte gefunden werden. In seiner Thronrede vom 2. März 1830, als der Zwischenfall von Algier eigentlich schon zu verjähren begann, griff König Karl X. den Schlag mit dem Fliegenwedel wieder auf und teilte den überraschten Franzosen mit, er habe beschlossen, „mit Hilfe der Vorsehung durch die notwendigen Maßnahmen die Ehre Frankreichs wiederherzustellen".

Zur Zeit der drohenden innenpolitischen Katastrophe war in Paris ein für Algerien verhängnisvoller Umstand eingetreten. Jakob Rothschild, der Chef des weltberühmten Handelshauses, hatte von den großen finanziellen Anlagemöglichkeiten durch Beherrschung der Getreideproduktion Algeriens erfahren und sich bereit erklärt, den französischen Feldzug zu finanzieren.

Am 25. Mai 1830, im Morgengrauen, segelte die französische Expeditionsflotte unter Admiral Duperre mit einhundertvier Kriegsschiffen und dreihundertfünfzig Handelsschiffen aus Toulon ab. An Bord befanden sich, unter dem Kommando des Grafen Bourmont, sechzehn Infanterieregimenter als Kerntruppen mit einhundertdreiundachtzig Geschützen, alles in allem 37 639 Mann Landtruppen, 27 000 Matrosen und 3 853 Pferde. Bourmont folgte den Vorbereitungen Kaiser Napoleons genau. Während der Hafen von Algier mit seinen gewölbten Kasematten, die zum Teil zehn Fuß dicke Mauern hatten, von 237 Geschützen gesichert war, befand sich auf der Halbinsel Sidi Ferudsch nur eine einzige Batterie. Man hatte nämlich in Algier den französischen Zeitungen entnommen, daß die Landung der Invasionstruppen auf Sidi Ferudsch erfolgen sollte. Dey Hussein hatte felsenfest geglaubt, daß dies eine Kriegslist sei und seine ganze Verteidigung auf den Hafen von Algier konzentriert.

Am 13. Juni, bei Sonnenaufgang, lag vor den Franzosen das weiße Häusermeer von Algier. Sie landeten angesichts der Stadt in der Bai von Sidi Ferudsch ohne nennenswerten Widerstand und griffen am selben Tag noch Staoueli an, wo sich ihnen die

türkischen Truppen des Beys entgegenwarfen. Sie wurden von den Franzosen, die ihnen nicht nur an Ausrüstung, sondern auch an Zahl weit überlegen waren, überrannt. Dey Hussein war gezwungen, am 5. Juli 1830 seinen Vertrag mit den Franzosen zu schließen, in dem das französische Heer ihm zusicherte, daß er und die Türken mit ihren Familien Algerien verlassen könnten und daß ferner die Religion der Bevölkerung und ihre Rechtsordnung respektiert würden.

In Paris beeilte sich das Kabinett Polignac am 20. Juli zu beschließen, Algerien zu behalten. Der Vertrag des geschlagenen Dey Hussein und der Beschluß des Kabinetts Polignac bilden die rechtliche Grundlage des „L'Algérie française".

Auch die finanzielle Seite des Unternehmens war ein voller Erfolg für Frankreich. Der algerische Staatsschatz des Dey, der den Franzosen in die Hände fiel, hatte einen Wert von 50 Millionen Francs. Er bestand zum Großteil aus Goldmünzen. Die erbeuteten Geschütze und die Munition, die für drei Jahre ausreichten, stellten einen weiteren Wert von 25 Millionen Francs dar. Der größte Erfolg aber war die strategische Stellung, die nun Frankreich dies- und jenseits des Mittelmeers einnahm. Napoleon sagte einmal: „Ein Fuß auf dieser Stelle in Afrika wird den Engländern zu denken geben." Nun war Frankreich in Algerien.

Nachdem die regulären algerischen Streitkräfte, das heißt die türkischen Truppen des Dey auf Grund des Waffenstillstandes eingeschifft waren, um nach der Türkei zurückzufahren, schien alles in bester Ordnung. Das osmanische Reich war durch den verlorenen Krieg gegen Rußland 1827/28, und vor allem durch den Verlust seiner Flotte durch die Katastrophe von Navarino, so geschwächt, daß es nicht eingreifen konnte. Ägypten, das in jener Zeit unter der Herrschaft des Albaners Mohammed Ali in Konflikt mit dem türkischen Sultan lag, der seinerseits von England gefördert wurde, unternahm nichts. Die britische Regierung protestierte zwar formell gegen die französische Festsetzung in Algerien, ließ aber ihrem Protest keine Taten folgen.

Fürst Metternich, der Staatskanzler Österreichs, wandte sich zwar anfänglich gegen die Algerienpolitik Frankreichs, stellte aber auch seine Proteste ein, als der Vatikan in Wien vorstellig wurde, ja nichts gegen die Ausdehnung der katholischen Kirche in Afrika zu unternehmen. Der alte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen protestierte durch seinen Botschafter in Paris. Aber auch Preußen konnte ernsthaft nichts unternehmen.

Karl X. half der algerische Sieg wenig. Die Revolution, die alsbald ausbrach, ließ seinen Thron zusammenstürzen, den nun der Herzog Louis Philippe von Orleans als König Louis Philip I., der „Bürgerkönig", einnahm.

Der Sieger von Algier, Graf Bourmont, fiel der neuen Ordnung in Frankreich sogleich zum Opfer und wurde abgelöst. Sein Nachfolger wurde ein bewährter napoleonischer General, Clauzel, der nicht nur auf allen Schlachtfeldern Europas, sondern auch in San Domingo erfolgreich gekämpft hatte. Für ihn war die Sachlage vollkommen klar: Algerien mußte zur Gänze erobert und eine neue Kolonie Frankreichs werden. Er besetzte unverzüglich Medea und Blida, um die militärische Situation Algiers zu sichern, und stellte die ersten einheimischen Bataillone aus dem Stamm Zuaua auf, die späteren Zuaven. Clauzel begann als erster damit, algerische Truppen für die Bekämpfung ihrer eigenen Landsleute zu drillen. Mitten in weitreichenden Planungen fiel er aber einer Pariser Intrige zum Opfer und wurde abgelöst. Nun kam General Berthezène. Aber auch er konnte sich nur kurze Zeit halten, dann folgte als Generalgouverneur Savary Duc de Rovigo. Er hatte seine besondere Eignung für diesen verantwortungsvollen Posten dadurch erworben, daß er in Paris Fouché als Polizeiminister abgelöst hatte.

Das Volk in Algerien zeigte sehr bald, daß es nicht bereit war, die französische Herrschaft zu dulden. Der Bey von Constantine, Hadj Ahmed, nahm den Kampf gegen die Franzosen auf und machte ihnen acht Jahre lang die Inbesitznahme des westlichen Teiles des Landes unmöglich.

*

Der eigentlich Widerstand der Algerier aber begann im Mittelstück und in Teilen des Westens des Landes. Hier versammelten sich die angesehensten Männer der arabischen und berberischen Bevölkerung im Jahre 1830 zu einem großen Kongreß in der Moschee von Maskara. Sie riefen hier den 24jährigen, ob seiner Tapferkeit und Frömmigkeit bekannten Emir Abd el Kader Mohi-Eddin al Haschimi zu ihrem Führer aus. Er war der Sohn eines angesehenen Großgrundbesitzers, Mohi-Eddin Hassan al Haschimi, und hatte mit seinem Vater alle heiligen Stätten des Islams besucht.

Abd el Kader erkannte den Waffenstillstand, den der Dey für sich und seine Türken abgeschlossen hatte, für die einheimische Bevölkerung, die ihn zu ihrem Oberhaupt als Emir al Muslimin, das heißt Befehlshaber der Gläubigen wählten, nicht an. Er sammelte die Freiwilligen, die in hellen Scharen zu seinen Fahnen eilten, warf sich dem französischen General Desmichel entgegen, besetzte Medea und Miliana und siegte dann an der Macta am 26. Juli 1835 über General Trezel.

Das Geheimnis seiner ungeheuren Popularität verdankte Abd el Kader vor allem den Franzosen, die den Vertrag, den sie mit Dey Hussein geschlossen hatten, rasch brachen. 1830 hatte der französische Befehlshaben in der Stadt Algier verkündet: „Die Freiheit aller Klassen der Bevölkerung, die verschiedenen Religionen, ihr Eigentum, Handel und Gewerbe, werden niemals angetastet werden.“ Zwei Monate später beschlagnahmten die Franzosen alles Eigentum der Türken und alles Wakhf-Land. Die Wakhf-Güter, in Algerien „Habous“ genannt, sind Stiftungsgüter nach islamischem Recht, deren Ertrag entweder für fromme Zwecke oder zum Unterhalt bestimmter Familienangehöriger verwendet werden muß. So gab es Habous, von deren Erträgen der Großmufti von Algerien, die Imame, die Muezins und die Professoren des islamischen Rechtes erhalten wurden. Die Einnahmen dieser Habous wurden aber auch zum Bau von Brunnen, zur Unterstützung von Pilgern oder für die heiligen Städte Mekka und Medina verwendet.

Während das Volk in Algerien über solche Maßnahmen, die ihre religiösen Gefühle aufs tiefste verletzten, zu murren begann, ließ der Herzog von Rovigo als Militärgouverneur die schönste Moschee der Stadt Algier beschlagnahmen. Die Truppen drangen in die Moschee ein, als sich dort über 4000 Algerier zum Freitagsgebet versammelt hatten. Wer sich dem Ansinnen der französischen Soldaten widersetzte, wurde niedergeschossen. Die Moschee wurde zur Kathedrale von Algier erklärt und eingeweiht.

Schon in diesen ersten Phasen des algerischen Widerstandes erwiesen sich die Franzosen als die besten Propagandisten für den Freiheitskampf. Immer mehr Männer brachen auf und stießen zu Abd el Kader.

Die Franzosen versuchten nun mit aller Gewalt der schnell um sich greifenden Volksbewegung Herr zu werden. Die Kommandeure setzten für die Ermordung von Arabern und Berbern Kopfgeld aus: 10 Franc für jeden Toten. Gefangene Frauen wurden gegen Pferde eingetauscht oder, zum Hohn auf den proklamierten Kriegsgrund, als Sklaven verkauft.

Der französische Geograph Reclus berichtet, daß die französischen Truppen der algerischen Bevölkerung in den Kriegsjahren 1830–1845: 18 720 000 Schafe, 3 604 600 Kühe und 917 320 Kamele geraubt haben. Eine Untersuchungskommission, die vom französischen Parlament nach Algerien gesandt wurde, um die Ursache dieses gewaltigen Kolonialkrieges zu ergründen, stellte nüchtern fest:

> *„Wir haben alles religiöse Eigentum konfisziert, dazu einen großen Teil des Eigentums der Bevölkerung, das wir zu respektieren versprochen hatten. Wir haben das Volk von Algerien gezwungen, uns 100 000 Francs als Zwangsanleihe zu zahlen. Wir haben die Eigentümer gezwungen, sogar die Kosten für das Niederreißen ihrer Häuser und ihrer Moscheen zu zahlen; wir haben das Eigentum des Staates weggenommen, wir sind ohne Respekt und ohne Erlaubnis in die Moscheen und Friedhöfe eingedrungen. Wir haben viele Men-*

schen getötet, die Schutzbriefe von uns besaßen, wir haben die Bewohner ganzer Dörfer abgeschlachtet, nur auf geringen Verdacht hin, und dann haben wir uns von ihrer Unschuld überzeugt, wir haben Menschen mit gutem Gewissen, die in ihrem Lande hochgeachtet waren, verurteilt, nur weil sie den Mut hatten, sich bei uns zu melden und uns guten Rat zu geben, der uns den Haß der Bevölkerung erspart hätte. Unsere Richter haben sie verurteilt und zivilisierte Menschen haben sie gehenkt. Wir sind an Barbarentum weit über das hinausgegangen, was diese Völker je getan haben, bei denen wir den Anspruch erhoben haben, wir seien in ihr Land gekommen, um sie zu zivilisieren.“

Diesen Erkenntnissen folgten jedoch keine Konsequenzen. Im Gegenteil. Besonders General Remilleau, der Befehlshaber der Stadt Algier, zeichnete sich durch unmenschliche Grausamkeiten aus. Der französische Historiker Christian schildert in seinem Buch „Französisch-Afrika“:

„Die französischen Soldaten hatten Befehl von General Remilleau bekommen, die Stadt Algier am 16. April 1832 nachts zu verlassen, um den friedlich in seinen Zelten schlafenden Stamm El Ufiya zu vernichten. Sie begannen damit, wahllos alle Frauen, Männer und Kinder abzuschlachten. Bei der Rückkehr trugen die Soldaten die Köpfe der Ermordeten auf ihren Lanzen und Bajonetten. General Changarnier bekannte offen: ‚Das einzige bißchen Vergnügen, das ich meinen Soldaten in der Wüste verschaffen kann, ist, die Araber umzulegen.‘“

Das spanische Bataillon der Fremdenlegion, das sich bei dieser „Aktion“ besonders auszeichnete, erhielt vom Fürsten Rovigo dafür eine Prämie von 10 000 Francs ausbezahlt. Zwei Kaids des unglücklichen Stammes aber, die als Unterhändler nach Algier kamen, wurden, ohne daß man sie anhörte, sofort erschossen.

General de Saint Arnaud operierte westwärts Algier und erhielt zu seiner Unterstützung Colonel Pléssier zur Verstärkung

entsandt. Pléssier stieß mit seiner Einheit im Tale Harrasch und Bourqeka auf den erbitterten Widerstand des Stammes Uled Rhia. Er wollte sich den französischen Soldaten, deren Grausamkeiten nun in aller Munde waren, nicht freiwillig übergeben. Die Frauen, die Kinder und das Vieh versteckten die Männer in großen Felsenhöhlen und nahmen den ungleichen Kampf auf. Zwei Tage lang wehrten sie sich verzweifelt, wurden dann aber dennoch immer mehr in die Höhlen zurückgedrängt. Hier verteidigten sie sich mit Erfolg, da alle Höhlen in einen Eingang mündeten und dieser mit wenigen Scharfschützen gehalten werden konnte. Colonel Pléssier ließ von einem erhöhten Felsen aus den Eingang mit Reisig zuschütten und bei Einbruch der Dunkelheit entzünden. Über der Schlucht erhob sich alsbald eine lodernde Feuersäule, riesiger Qualm zog in die Höhle. Hilflos schrieen die eingeschlossenen Kabylen und das Vieh. Allmählich gingen die Schreie in Stöhnen und Röcheln über.

Am Morgen drangen die französischen Soldaten widerstandslos in die Höhlen ein und zählten gegen 700 Männer, Frauen und Kinder. Alle waren qualvoll erstickt. Natürlich auch das gesamte Vieh.

Der Weg war frei. Die Truppen marschierten weiter. Diese „Affaire des Grottes“ rief wohl in gewissen Kreisen Frankreichs Entrüstung hervor, geändert aber wurde nichts damit.

Nach der Schlacht an der Makda eroberten die Franzosen vorübergehend Maskara, mußten sich dann aber wieder zurückziehen. Schließlich waren sie sogar gezwungen, mit dem Emir einen Vertrag am 30. Mai 1837 zu Tafna zu schließen, da Abd el Kader Constantine wieder entsetzt und die französische Besatzung verjagt hatte. Die Franzosen mußten sich auf die Städte Algier und Oron, einen Teil der Küste und das Tal von Elmenega zurückziehen.

Abd el Kader ging unverzüglich daran, in West- und Mittelalgerien den ersten nationalen, algerischen Staat zu schaffen. Er schuf eine für die damalige Zeit moderne Verwaltung und baute ein Heer auf, dessen Ausbildung er geflüchteten italieni-

schen und polnischen Emigranten anvertraute. Für seine Geschützgießerei holte er sich Werkmeister aus Deutschland.

Frankreich sah mit tiefer Besorgnis dieser Entwicklung zu und versuchte immer wieder, Waffentransporte in den Staat des Emirs zu unterbinden. Schließlich kündigte Frankreich den Vertrag.

Darauf rief Emir Abd el Kadar den „Heiligen Krieg auf den Pfaden Gottes“ aus. Frankreich ernannte General Bugeaud zum Oberbefehlshaber in Algerien. Die französischen Truppen rückten mit großer Macht heran und siegten 1840 nach wechselvollen Kämpfen bei Miliana. Sie nahmen Taza und die alte Berberstadt Taghdempt. Abd el Kader war nun gezwungen, mit seinem Heer und den dazugehörigen Familien, dem wandernden Heerlager, einen Bewegungskrieg gegen die Franzosen zu führen. Trotzdem siegte Abd el Kader im September 1843 bei Sidi Brahim, so daß Frankreich genötigt war, eine neue riesige Armee heranzuführen. Mit dieser wurde Abd el Kader bei Tagin am 23. Dezember 1847 umzingelt und nach schweren Kämpfen von General Lamoriciere gefangengenommen.

Bei den Übergabebedingungen hatte Herzog Heinrich Aumale, Sohn des Bürgerkönigs, als Statthalter von Algerien Abd el Kader und seiner Familie die Wahl seines Wohnsitzes freigestellt. Wie aber er und seine Mitarbeiter die Waffen niederlegten, wurde er festgenommen und mit seiner Mutter und den Kindern nach Frankreich gebracht. Von dort kam er in das Gefängnis nach Ville de Pau an der französisch-spanischen Grenze. Einer seiner Gefängnisgefährten war Prinz Napoleon. Dieser versprach ihm, wenn er Kaiser werden sollte, würde er ihm die Freiheit geben. Als der Prinz einige Jahre später als Napoleon III. den Thron bestieg, stand er tatsächlich zu seinem Wort und ließ Abd el Kader frei. Der Emir ließ sich in Damaskus nieder. Zahlreiche seiner Mitarbeiter und deren Familien wanderten von Algerien nach Syrien aus.

Mehr als hundert Jahre später kehrten viele der Urenkel die-

ser algerischen Auswanderer in ihre Heimat zurück. Als Freiheitskämpfer in der Armee, der ALN.

Die tragische Niederlage Abd el Kaders beendete aber nicht den Widerstand in Algerien. Was unter der türkischen Herrschaft niemals bestanden hatte, war unter Abd el Kader geworden: eine staatliche und militärische Tradition Algeriens.

Die Franzosen, siegestrunken, versuchten so viel als nur möglich aus Algerien herauszupressen. Ihre Taten stachelten immer aufs Neue den Widerstand der Algerier auf. In der kleinen Kabylie sammelten sich die empörten Bauern 1845 um Bou Maaza, den „Ziegenbock", der zwei Jahre lang seinen Kampf gegen die Franzosen führte, bis er und die Seinen gefangen und erschossen wurden.

Wieder in der Kabylie brach 1851 ein Bauernaufstand aus, der drei Jahre lang den Franzosen Widerstand bieten konnte. Er wurde von Bou Baghla, dem „Vater des Maulesels", geführt.

1852 leistete Ben Abdallah Widerstand, 1857 führte Lalla Fathma, die Tochter eines kabylischen Bauern, ein Jahr lang dreihundert Männer und Frauen zum Kampf gegen die Franzosen. Als sie schließlich von der Übermacht überwältigt wurden, starben die Männer vor den Hinrichtungspelotons und die Frauen kamen in die Gefängnisse.

1859 brach der Aufstand der Familienvereinigung Beni Snassen aus, in dem vor allem Berber- und Nomadenstämme im Westen von Algerien den Franzosen schwere Gefechte lieferten, um ihre Weidegründe vor dem Zugriff zu retten. Die Rebellion umfaßte bis zu fünfzehntausend Mann. Als die Franzosen endlich Herr blieben, wurde der Großteil der Aufständischen niedergemacht.

1863 brach der Aufstand der Ouled Sidi Cheik, der Söhne, aus, deren Chef El Bach-Agha Soliman Ben Bou Bakr war. In den Kämpfen, die El Bach-Agha lieferte, erwies es sich zum erstenmal, daß die eingeborenen Truppen, die die Franzosen aufgestellt hatten, das in sie gestellte Vertrauen nicht rechtfertigten. Sie erschossen ihre weißen Offiziere und Unteroffiziere und

schlossen sich dem Zehntausend-Mann-Heer El Bach-Agha's an. Fünf Jahre dauerte der Kampf, bis es zur Entscheidung kam. 1869 stellten die Franzosen die Aufstandsgruppe bei Djebel-Amour. Es kam zu einem erbitterten Kampf, in dessen Verlauf El Bach-Agha und Colonel Boberetti aneinander gerieten. Sie zogen beide ihre Pistolen und schossen. Beide trafen tödlich. Der Kampf war aus.

Saint-Arnaud, der 1833 als junger Offizier nach Algerien kam und es 1851 als General verließ, schilderte die fünfzehn Jahre seines Feldzuges in Algerien eingehend. Diese Briefe Arnauds sind ein Dokument der Zivilisationstätigkeit Frankreichs in Algier:

> *„Die Plünderung, die anfänglich nur von den Soldaten durchgeführt wurde, ist jetzt an die Offiziere übergegangen und es ist der reichlichste Teil der Beute sogar in die Hände der Generalstabsoffiziere gelangt."*

Im Mai schrieb er:

> *„Wir werden in der Provinz Oran bis zum Ende des kommenden Juni zu kämpfen haben. Man muß alle Städte ruinieren. Überall wirst Du das französische Heer mit den Fackeln in der Hand, um alles zu verbrennen und zu verwüsten, sehen können . . . Die Stadt Maskara war schön und bedeutend, aber Marschall Clauzel befahl sie zu verbrennen und zu verwüsten. Wir befinden uns mitten in den Bergen, zwischen Melila und Cherchel, wir schießen nur selten mit unseren Gewehren, sondern verbrennen ganze Siedlungen und Dörfer. Der besiegte Feind entwischt leider mit seinen Herden . . . Die Gegend von Beni Menasser ist wunderschön, es ist eine der strahlendsten und reichsten Landschaften, die ich je in Afrika gesehen habe; die Städte liegen sehr nahe beieinander. Wir haben alles verbrannt und zerstört. Wieviel Frauen und geflüchtete Kinder sind an Kälte und Elend zugrunde gegangen! Wir haben nicht mehr als fünfzig Tote und vierzig Verwundete. Zwei strahlende Heere haben sich getroffen: das erste marschierte von Mosdaganem am 14. ab*

und das zweite von Blida am 22. Mai. Sie waren zweihundertfünfzig Kilometer marschiert, wobei sie alles bei ihrem Durchmarsch verbrannt und zerstört haben. Wir sind nicht dazugekommen, irgendein Gefecht zu liefern. Hinter uns blieben ungeheure Feuerbrände; die Fruchtgärten und Ölbaumhaine sind völlig abgehackt.“

Nach solchen Methoden kann man sich vorstellen, wie die Liebe der Algerier zu Frankreich stieg.

In Europa kam das Schicksalsjahr 1870 herauf. Frankreich hatte vorsorglich algerische Jugendliche in Massen in seine Turco-Regimenter gelockt und gepreßt. Bei Metz mußten sie unter Marschall Bazaine die Hauptlast der Kämpfe tragen. General Wimpfen versuchte vergebens, mit stark dezimierten Turco-Brigaden den Vorstoß des bayerischen Korps aufzuhalten.

Aber auch die französische Republik führte nach dem Sturz Napoleons III. 1871 große Aushebungen durch. Diese Rekrutierungen beunruhigten große Teile Algeriens. Die überwiegende Mehrzahl der Ausgehobenen war entweder überhaupt nicht oder als Krüppel zurückgekommen.

Frankreichs Regierung, die vor den preußischen Kanonen nach Tours geflüchtet war, erließ auf das Betreiben ihres Ministers Isaac Crémieux im Oktober 1870 ein Gesetz, durch das die seit vielen Generationen in Algier lebenden siebzigtausend Juden mit einem Schlag die französische Staatsbürgerschaft erhielten. Minister Crémieux selbst gehörte der mosaischen Religion an und hatte mit dieser Gesetzesvorlage, die er durchbrachte, seinen Glaubensgenossen in Algier zu Hilfe kommen wollen. Durch dieses Gesetz erhielten die algerischen Juden das Wahlrecht und damit den sichtbaren Vorrang über die Algerier. In den Geschworenengerichten, in denen bisher nur die französischen Kolonisten saßen, waren jetzt auch die algerischen Juden vertreten, die nun gemeinsam über die Algerier Urteil sprachen. Dies wirkte auf die Algerier wie ein Peitschenschlag.

Der bedeutendste Mann Algeriens zu dieser Zeit war ein vornehmer alter Großgrundbesitzer, Mohammed Mokrani. Sein

Kampf- und Schicksalsgenosse wurde der ob seiner Gelehrtheit weit und breit verehrte Cheikh Haddat. Es war jedermann klar, daß Algerien die Niederlagen und die neue Schmach rächen mußte. Aber El Mokrani, ein Mann von hohem Ehrgefühl, gab das Zeichen zum Ausbruch des Kampfes erst in dem Augenblick, als die deutsch-französischen Feindseligkeiten abgeschlossen waren. Er erklärte, es sei gegen die Ehre eines Kämpfers, einen Feind von rückwärts anzugreifen, wenn er sich vorne schlagen muß.

In wenigen Tagen griffen, als El Mokrani den Befehl des Kampfes übernommen hatte, hundertfünfzigtausend Araber und Berber zu den Waffen. Sie schlossen Fort National ein, überfielen die kleineren Posten und schnitten Kolonnen und Transporte ab. Schließlich griffen sie in breiter Front an und warfen die Franzosen immer weiter zurück, bis sie schon angesichts der Stadt Algier operierten. Ein eisiger Schreck durchzuckte die Franzosen. In El Mokrani war Abd el Kader wieder auferstanden und es schien, als ob sich der ganze Abwehrwille Algeriens in diesem Heer der Freiheit vereinigte.

Zu den bisherigen Beweggründen der großen Truppenaushebungen und des Crémieux-Gesetzes war noch ein dritter aktueller Anlaß für den Widerstand gekommen. Frankreich forderte in Elsaß und in Lothringen seine chauvinistischen Volksangehörigen auf, nicht unter der schwarz-weiß-roten Fahne zu leben und als Kolonisten nach Algier auszuwandern. Hunderte von Familien siedelten sich in den Departements Algier, Oran und Constantine an. Sie durchsetzten entweder die Ortschaften, oder sie gründeten eigene. 1871 zählte man bereits achthundertdreiundsechzig Familien, allerdings enthält diese Zahl nur solche, die behördliche Landkonzessionen erhielten. Mit jenen, die sich als Handwerker, Kaufleute, Beamte oder Berufssoldaten in den Städten niederließen, waren es beinahe zweitausend Familien. Die älteste Siedlung dieser Colons, wie sie nun hießen, war Belle Fontaine, östlich der Stadt Algier. Die französischen Generale waren die lebhaftesten Befürworter dieser Besiedlungspolitik, als deren Vater General Bugeaud angesprochen werden kann, der

offen sagte, daß ihn weit weniger die wirtschaftliche Seite der Kolonisation, als die Sicherung und Verteidigung des Landes interessierte.

Im Laufe der siebenjährigen Tätigkeit Bugeauds wuchs die europäische Einwanderung sprunghaft an. Sie stieg von achtundzwanzigtausend auf einhundertneuntausend, außerdem vermehrten sich die Kolonisten von tausendfünfhundert auf über fünfzehntausend. Immer mehr lockte der unendliche Grund und Boden, der im Rahmen der „offiziellen" Kolonisation – zum Unterschied der „freien", wo jeder sich seinen Platz aussuchen konnte aber auch bezahlen mußte –, zugewiesen wurde.

Später traten noch andere Motive als Ansporn zur Kolonisation hinzu. In Südfrankreich brach eine Rebenkrankheit aus, viele Weinbauern verarmten. Sie legten in Algerien als Colons die Grundlage zur algerischen Weinproduktion. Seidenbauern aus der Umgebung Lyons fuhren übers Meer, als unter den Seidenraupen eine verheerende Seuche ausbrach.

Natürlich begann, ehe der Grund und Boden noch gesichert, zum Teil nicht einmal erobert worden war, sofort eine wilde Grundstückspekulation aus. Die Armee sah diesem hemmungslosen Treiben mit Entrüstung zu. General Bro schrieb damals:

> *„Die Kolonisation läuft auf Spekulation hinaus. Es wird spekuliert wie auf der Börse mit Papieren oder mit Kaffee. Blida wurde an tausend Kolonisten verkauft, ehe es noch erobert war. Ebenso die Mitija-Ebene. Man verkauft Ländereien, ohne sie gesehen zu haben, man verkauft viel mehr als da ist. Wir vergießen unser Blut bei der Eroberung von Bodenbesitzungen für ein Häufchen Habenichtse, die in Algerien spekulieren, während die Armee kämpft und ihnen auch noch die Straßen baut."*

Trotz dieser bitteren und sicherlich sehr objektiven Betrachtungen, die von den Nachkommen des kritischen Generals bis in unsere Tage in geradezu verblüffender Gleichheit wiederholt werden, entwickelte sich die Kolonisierung immer mehr. Neben der wirtschaftlichen Entwicklung wurde jede Ferme ein Fort

für Frankreichs Vormachtstellung in Algerien. Das blieb so bis in unsere Tage.

Generalgouverneur Clauzel förderte die Besiedlung wo er nur konnte. Zu den französischen Chauvinisten aus Lothringen und Elsaß kamen bald Siedler aus Italien, Malta und vor allem von der Insel Korsika. Zusammen mit den französischen Emigranten aus den alten deutschen Reichslanden Elaß-Lothringen bildeten sie, da sie sich schnell naturalisieren ließen, jenen harten, tüchtigen, aber auch rücksichtslosen Typ der Colons, die heute mit ihren Nachfahren die französische Politik in Algier wesentlich bestimmen.

Die Algerier, die zum Großteil Viehzüchter waren, erkannten die furchtbare Gefahr, die ihnen durch die systematische Kolonisation der Franzosen drohte: den Verlust der Weideplätze. Immer mehr scharten sie sich um El Mokrani, gegen den Frankreich nun all seine Truppen, die nach dem deutschen Sieg in Europa frei geworden waren, warf. Trotzdem hing das Schicksal Frankreichs an einem Faden. Da fiel in der großen Schlacht bei dem Dorfe Bouira El Mokrani im Kampf. Wohl übernahm einer seiner Unterführer, Bou Mezrag, die Fahne und die Führung, aber der Sieg war vertan. Nachdem das Heer über sechzigtausend Mann im Kampfe verloren hatte, brach der Aufstand zusammen.

Frankreich nahm furchtbare Rache. Tausende von Männern wurden füsiliert, fünfhundert Gefangene, unter ihnen Cheikh Haddad mit seinen beiden Söhnen, lebenslänglich nach Neukaledonien deportiert. Aber nicht genug damit, Frankreich legte der Bevölkerung der Kabylie eine Sühnezahlung von 36 000 Goldfrancs auf und beschlagnahmte zur Strafe 500 000 ha fruchtbaren Kulturboden. Der französische Besitz in Algier wuchs. Man vergaß dabei nicht die Interessen des Hauses Rothschild: der Transport des Getreides von Algerien nach Frankreich wurde in Zukunft wesentlich in die Hände der mit Rothschild verbundenen Großgetreidefirma Dreyfuß und Co. gelegt.

In den folgenden Jahren verarmten die algerischen Klein-

und Mittelbauern infolge des französischen Steuersystems immer mehr, sie waren zum Teil sogar gezwungen, ihren Grund an die Colons zu verkaufen, um den Verfolgungen der französischen Steuereinnehmer zu entgehen. Im selben Maße wie die Verproletarisierung der algerischen Mittelschicht vor sich ging, wuchs die Feudalklasse der Colons, die nun ausreichende und billige Arbeitskräfte aus der algerischen Landwirtschaft bekamen.

Die großen französischen Landgesellschaften kamen so schnell und billig zu riesigen Gütern. So besitzen die „Société Générale Algérienne“ siebzigtausend Hektar, die „Société de la Petite Kabyle“ zwanzigtausend Hektar, und die messieurs Rossier und de Quedibonne achtzehntausend und dreizehntausend Hektar Land.

Die Entwicklung führte schließlich zu jenem Stand, der bis zur Stunde in Algier die Wirtschaft beherrscht. Rund 24 000 Franzosen besitzen 2 730 000 Hektar besten Kulturboden, während 632 000 Algerier 7 672 000 Hektar Land bearbeiten. Auf einen einheimischen Bauern kommen daher im Durchschnitt zwölf Hektar Land mit einem Höchstproduktionswert von fünf Hektar, auf einen Colon hundertfünfundzwanzig Hektar, davon hundertundacht Hektar produktives Land.

Das frappanteste Beispiel für diesen Gang der Dinge zeigt die Familie Borgeaud, naturalisierte Schweizer, die nicht nur zweitausend Hektar Kulturland besitzen, sondern auch Anteile an der „Société de l'Afrique du Nord“, die Majorität bei der „Société Bastos“, welche das Zigarettenmonopol für Algier beherrscht. Die Familie ist außerdem an der Ausbeutung der Wälder von Algerien und am Abbau der Phosphate maßgeblich beteiligt. Neben einem riesigen Weinexport-Handel besitzt die Familie die Zeitung „Dépeche Quotidienne“, vormals „Dépeche Algérienne“. Riesige französische Banken, vor allem die „Société Génerale Algérienne“, und die „Banque Union Parisienne“, kontrollierten die Ausbeutung der reichen Bodenschätze.

Die erdrückende Mehrheit der Algerier aber stand und steht außerhalb dieses großen Geschäftes, das sich vor ihren Augen in

ihrem Land abwickelte. Sie dienten überwiegend als besitzlose, ländliche Lohnarbeiter, unter armseligsten Verhältnissen. Aber keine Änderung der Lage war abzusehen. Der Blutzoll, den Algerien unter Abd el Kader und unter El Mokrani der Freiheit geleistet hatte, war zu groß, um einen neuen Kampf zu wagen.

*

Die größten Religionen unserer Zeit, die schließlich einen Großteil der Erde geistig eroberten, kamen weder aus dem Westen, noch aus dem Osten. Und auch nicht vom Norden. Sie hatten alle ihre Wiege im Vorderen Orient. Die Bibel der Juden und Christen und auch das Neue Testament der Christen waren hier entstanden. Alle Arten des Christentums, außer dem Protestantismus, der auch nur ein Kind dieses hier entstandenen Christentums ist, und der Islam wurden im Orient geboren.

Allein Gautama Buddha kam aus Indien.

Zu aller Zeit mühten sich diese orientalischen Relgionen, die übrige Welt zu missionieren. Die Mauren trugen den Halbmond bis weit nach Spanien und Süditalien hinein, ja die Heere des Islam stießen bis vor Wien vor. Die tapferen Herzen der Söhne Bosniens und der Herzegowina sind die letzten Inseln des Propheten in Europa.

Die Christen wieder waren zumindest vom gleichen fanatischen Streben besessen, der Welt die Lehre des Nazareners nahe zu bringen. Es ist sicherlich kein bloßer Zufall, daß ihr bedeutendster Philosoph und Theologe in Souk-Ahras in Algerien geboren wurde und Zeit seines Lebens in Karthago wirkte, Aurelius Augustinus. Der größte Kirchenfürst der Christen kam aus Afrika.

In den unendlichen Weiten der Wüste entstand schließlich der Islam, dessen Glanzzeit die Menschheit bedeutende Lehren und einen wesentlichen Beitrag zur Kulturgeschichte verdankt.

Das Aufeinanderprallen beider großen Religionen, des Christentums und des Islam, war ein schicksalhafter Kampf; er entschied letztlich über das Antlitz unserer ganzen Entwicklung bis

tief in unsere heutige Zeit hinein. Die Entscheidung, ob ein wesentlicher Teil der Welt nach kämpferischem Geist oder dem der Demut und Unterordnung ausgerichtet werden sollte. Da sich diese Welt des Kreuzes aber auch des Schwertes bediente und noch dazu in der Lage war, die fortgeschrittene Zivilisation in diesem Kampfe ins Treffen zu führen, siegte das Christentum über den stürmisch vordrängenden Islam, und so wurde die Bibel und nicht der Koran für einen Großteil dieser Erde zum Buch der Bücher.

Die französische Kolonialpolitik erkannte sehr schnell, wie man diese geistige Auseinandersetzung im Interesse ihrer allerdings sehr weltlichen Ziele erfolgreich nutzen konnte. Schon General de Bourmont, der jenen Unterwerfungsvertrag mit dem unglücklichen Dey Hussein geschlossen hatte, befahl seinen ihn begleitenden Militärgeistlichen: „Sie sind gekommen, um mit uns das Tor für das Christentum in Afrika aufzubrechen!“

In diesem Sinne waren auch alle französischen Befehlshaber und Generalgouverneure tätig. Natürlich wirkte die Beschlagnahme islamitischer Moscheen und ihre Verwandlung in christliche Kirchen auf die muselmanische Bevölkerung aufpeitschend. Sie wehrten sich gegen jene Zwangsmissionierung mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, und man muß zugeben, daß sie dabei erfolgreicher waren als die Sachsen und anderen germanischen Stämme, die zum Christentum mit Feuer und Schwert bekehrt wurden. Alle Missionen zusammen konnten keinen nennenswerten Einbruch im Islam erzielen.

Marschall Bugeaud ging einen Schritt weiter als General de Bourmont. Er begann die Waisenkinder der gefallenen Algerier zu sammeln und übergab sie dem Jesuitenpater Brumauld mit den unmißverständlichen Worten: „Versuchen Sie, Christen aus ihnen zu machen!“ Allerdings setzte er gleich hinzu: „Wenn Ihnen das glückt, werden diese jedenfalls nicht in den Busch gehen und auf uns schießen!“

Allein aus dieser unmißverständlichen Begründung geht einwandfrei hervor, daß es im Grunde weniger darauf ankam, den

„Ungläubigen“ das alleinseligmachende Christentum zu bringen, als vielmehr die Tätigkeit der Missionare dem Ziele des französischen Kolonialismus unterzuordnen.

Der wirkliche Kampf gegen den Islam im Maghreb und darüber hinaus in ganz Nordafrika aber begann erst mit Kardinal Lavigerie, der als Erzbischof von Algier den Anstoß zur Gründung des katholischen Kampfordens „Gesellschaft der Weißen Väter“ gab. Diese „pères blancs“ begannen ihre Missionsarbeit 1873, und drei Jahre später formulierte der streitbare Kardinal sehr eindrucksvoll den Auftrag: „Algerien ist ein Tor, das die Vorsehung auf einem barbarischen Kontinent von zwei Millionen Seelen geöffnet hat.“

Es lag auf der Hand, daß der Islam diese Herausforderung aufnehmen und ihr entsprechend entgegentreten würde. Vor allem der strenggläubige Wüstenbewohner sah in dem Versuch, ihm die Religion seiner Vorväter zu rauben, eine große Sünde. Die ersten Missionare der „Weißen Väter“, die hinaus zogen, um die Wüste für das Kreuz zu gewinnen, wurden daher schon drei Jahre nach der Ordensgründung von Tuaregs südlich von El Golea erschlagen. Es waren dies die Patres Paulmier, Ménoret und Bouchand.

Die „Weißen Väter“ wurden nun von fanatischer Begeisterung erfaßt; sie stimmten bei Erhalt dieser grausigen Todesnachricht das Tedeum an, und Kardinal Lavigerie teilte den Anververwandten der drei Toten mit, daß die Patres gefallen wären und schrieb: „Ich weiß, daß Eure vom Glauben erleuchteten Herzen vor heiliger Freude gezittert haben ...“

Das Blut dieser drei Märtyrer aber rief und lockte immer neue Missionare in die Wüste. Die „Weißen Väter“ setzten sich unter Pater Richard nun in Ghadames fest. Sie wurden von einer festen Überzeugung getrieben: daß sie in die Irre gegangene Seelen des Christentums heimzuholen hätten. In Schmuck und Stammeszeichen der Tuaregs kommt nämlich wiederholt ein kreuzartiges Zeichen vor. Nun nahm man an, es handle sich um das Galgenkreuz, nach dem Fisch das Gesinnungszeichen der Chri-

sten. Dazu kommt, daß bei den Tuaregs auch Fische in Schmuck- und Zierform vorkommen. Fische waren bekanntlich auch das erste Erkennungszeichen der Christen.

Nun dürfte es sich hier zweifellos um grundlegende Irrtümer handeln: das Kreuz ist das quadratische Sonnenkreuz, Fische aber kommen auch bei anderen arabischen und berberischen Stämmen vor. Sie galten sicher schon in der vorchristlichen Zeit als Glückszeichen und sind heute bei allen Mittelmeervölkern zu finden.

Wie leicht solche Irrtümer vorkommen können, konnte ich an einem kleinen Beispiel selbst erleben. Ein norddeutscher Philologe, der Algerien und Tunesien bereiste, private Studien betrieb und viel fotografierte, meinte einst zu mir, die Hände, die die Araberfrauen als Anhängsel oder sonstigen Schmuck bei sich tragen, erinnern ihn an jene Hände aus Wachs, die in den katholischen Wallfahrtskirchen in den Alpen an den Altären hängen. Diese wächsernen Hände aber sind reine Dankbarkeitszeichen für eine Errettung von einem Handleiden oder eine Bitte um Genesung von einem solchen, ohne jene mystische Deutung. Die Hand der Fathma, der Lieblingstochter des Propheten, ist aber ein Amulett; ein Aberglaube, der von den Strenggläubigen scharf verworfen wird, was aber nicht hindert, daß trotzdem Hunderttausende glauben, daß die Hand der Fathma sie schützen wird, wenn sie sie tragen. Wieder zwei Ähnlichkeiten, die im Grunde gar nichts gemeinsam haben.

Die Tuaregs benahmen sich auch wenig christlich gegen die Missionare, und sowohl die Patres der Missionsstation des Oberst Flatters als auch wenig später Pater Richard mußten ihr Leben lassen. Die „Weißen Väter" von Ghadames schrieben bei diesen Schreckensnachrichten in ihr Tagebuch: „Unsere Brüder sind glücklich. Sie wurden aus Haß gegen den christlichen Glauben und gegen unser *Vaterland Frankreich* getötet."

Erst zwanzig Jahre später konnte Pater Charles de Foucauld, der berühmteste und erfolgreichste der „Weißen Väter", bei den Tuaregs Fuß fassen, zumindest bei einigen Stämmen. Aber auch

dieser kühne Missionar mußte am Schluß, im Jahre 1916, sein Leben lassen.

Selbst dieser erfolgreiche Missionar war letzten Endes, genau wie seine Mitstreiter und Blutzeugen von den „Weißen Vätern", nur zur Hälfte für die Mission gestorben. Zur anderen für Frankreich. Es ist symptomatisch, daß Foucauld genauso wie sein Freund General Laperrine, der de Foucauld nach Hoggar rief, um den französischen Einfluß zu festigen, wie auch Marquis de Mores-Vallombrosa, der in der Sahara starb, Absolvent der Kriegsschule St. Cyr und der Reitschule von Saumur gewesen waren.

Das Leben dieses großen katholischen Missionars ist voller Buntheit. Er, der schneidige Husarenleutnant, nahm plötzlich seinen Abschied und verschrieb sich der Kirche. Einst mußte er sein glänzendes Regiment verlassen, weil der Kommandeur seine ausschweifenden Gelage nicht länger duldete. Foucauld unternahm zuerst 1883/84 eine Forschungsreise in unbekannte Teile Marokkos und ließ sich dann in Syrien nieder, wo er sechseinhalb Jahre in einem Trappistenkloster lebte. Später studierte er in Rom Theologie und hauste anschließend vier Jahre bei Nazareth in einer einsamen Hütte. Erst dann erschien er wieder unter seinen alten Freunden in Algerien.

Auf der großen Missionsreise durch den Hoggar 1904 wurde der „Weiße Vater" Charles de Foucauld nicht nur von General Laperrine, sondern auch vom Astronomen Villatte, der die Vermessungsarbeiten besorgte, vom Leutnant Nieger, als Erkunder der topographischen Verhältnisse, und einigen weiteren Geologen begleitet. Fürwahr eine recht sonderbare Mannschaft für eine Reise, die letztlich allein für die Errettung der *Seelen* unternommen wurde.

Der Islam seinerseits war aber auch nicht untätig. Schon in den ersten Jahren nach der französischen Okkupation trat der große Orden des Schaduliya auf. Später kamen vor allem die Kampforden der Rahmaniya, der Titschaniya und schließlich der Senussi auf. Ihre Hauptaufgabe war und ist es teilweise noch, die

Tätigkeit der christlichen Missionen, vor allem der „Weißen Väter“, zu paralysieren und unschädlich zu machen. Dieser Kampf der christlichen Missionare mag da und dort dem französchen oder italienischen Kolonialismus geholfen haben. Im Grunde aber wandte sich seine Tätigkeit, besonders die der „Weißen Väter“, gegen Europa, weil sie die muslimischen Gegenkräfte erweckte und sogar mithalf, daß der Islam sich restaurierte.

Darüber hinaus wurde aus dem Einsatz der Missionare ein großes Politikum. Die Senussi sahen in Rom, dem Sitz des Vatikans und dadurch in Italien, das in Afrika als die Hausmacht des Vatikans gilt, ihren Hauptfeind, ohne allerdings Frankreich aus den Augen zu verlieren. Daher standen die Senussi im ersten Weltkrieg, in dem Italien auf Seiten der Alliierten kämpfte, mit ganzem Herzen auf Seiten der Mittelmächte, und es ist nicht ihre Schuld, daß die deutsche Heeresführung diese Möglichkeiten nicht mehr nützen konnte. Im zweiten Weltkrieg aber, als Italien infolge der Achse Hitler – Mussolini auf Seiten Deutschlands stand, halfen die Senussi, die gegen die Deutschen nicht die geringste Feindschaft in ihren Herzen tragen, mit aller Kraft den Briten. Viele der britischen Kommandounternehmungen, vor allem der mißglückte Anschlag auf Marschall Erwin Rommel in seinem Privatquartier bei Sidi Rafa'a, wurden von Senussi geführt. Damals wußten sie nicht, daß der Marschall nur ganz selten in diesem Haus Zeit zur Ruhe fand und gerade in jener Nacht, in der sich der britische Oberstleutnant Geoffrey Keyes ohne Erfolg opferte, bei seiner Geburtstagsfeier in Rom weilte...

Die Italiener vergalten den Senussi ihre Gegnerschaft mit unbändigem Haß. Ob unter dem König, unter Mussolini oder in der Republik, in Italien wird man nervös, wenn der Name Senussi fällt. Während des zweiten Weltkrieges zeigten bekanntlich weder die Flotte noch die Luftwaffe Italiens große Lust, sich zu opfern. Aber Diarabub, der Mittelpunkt der Senussi, wurde, ohne Rücksicht auf die britische Luftwaffe, total bombardiert. –

Frankreich wußte, was es Kardinal Lavigerie schuldig war.

Als er 1892 starb, gewährte ihm der Generalgouverneur der sonst so laizistischen französischen Republik, Paul Cambon, ein feierliches Staatsbegräbnis.

Der politische Widerstand beginnt

Tote die nicht sterben können – Arme Menschen in einem reichen Land – Wanderer zwischen den Welten – Die Assimilierung fand nicht statt

1881 annektierte Frankreich, durch seine algerischen Erfolge gierig geworden, Tunesien.

1912 kam der Großteil Marokkos unter französisches Protektorat. Die Trikolore wehte über dem ganzen Maghreb. Paris war scheinbar allmächtig. Présence française!

Erst 1916, als die Materialschlachten des ersten Weltkrieges die Blüte der deutschen und französischen Nation an der Westfront ausbluten ließen, versuchte Frankreich neuerlich mit aller Gewalt, riesige Truppenaushebungen für seine große Blutpumpe Verdun vorzunehmen.

Diesmal stand der Djebel Aures auf. Aber auch in Süd-Tunis und in der kleinen Kabylie wehrten sich die Dörfer gegen die Zwangsrekrutierungen. Sie wurden mit Kanonen und Maschinengewehren zusammengeschossen. Die überlebenden jungen Männer aber trieb Frankreich auf die Schlachtfelder Europas und lehrte sie, moderne Waffen zu gebrauchen.

In der Zeit zwischen den beiden großen Kriegen herrschte in Algerien so etwas wie Ruhe. Allerdings nur an der Oberfläche. Im Untergrund brodelte es mächtig, und wer Ohren hatte, konnte es hören – wenn er überhaupt hören wollte. Die Ulemas, an ihrer Spitze Abd el Hamid, versuchten im Rahmen ihrer Religion ihren geistigen Widerstand gegen Frankreich. Als sich Abd el Hamid zum Begriff der algerischen Nation bekannte und über die religiöse Problematik hinaustrat, verhaftete die französische Kolonialverwaltung eine Reihe Ulemas und verbot ihnen sogar das Reden in den Moscheen. Allein die Imanen und Muftis durf-

ten ihre religiösen Andachten abhalten. Dies verursachte selbstredend viel böses Blut, führte aber zu religiösen Zwietrachten – genau das wollten die Franzosen –, um sich letzten Endes doch gegen Frankreich zu kehren, dem man die Einmischung in die Religion sehr übel nahm.

Aus den Reihen der politischen Nationalisten wurde 1925 „L'Étoile Nord-Africain", der Nordafrikanische Stern gegründet, der es sich zur Aufgabe machte, für die nationalen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Interessen Algeriens zu kämpfen. Kommunistische Gruppen erklärten ihre Sympathie zum ENA, bis schließlich der ehemalige Fabrikarbeiter Messali Hadj Ben Ahmed, der zu dieser Zeit in der algerischen Politik immer stärker in Erscheinung trat, den kommunistischen Einfluß zurückdrängte und immer offener die nationalen arabischen Ziele der ENA bekannte.

Während die Franzosen merkwürdigerweise in jener Zeit, da der kommunistische Einfluß sich im ENA bemerkbar gemacht hatte, nichts gegen diese erste moderne politische Organisation der Algerier unternahmen, verboten sie nun, da das nationale arabische Element zur Führung kam, am 2. November 1928 die ENA durch ein Urteil der Strafkammer des Seine-Departements. Die Begründung des Urteils war aufschlußreich: „Wegen Beeinträchtigung der Integrität des nationalen Gebietes."

Die Mitglieder des „Nordafrikanischen Sterns" dachten aber nicht daran, sich dem französischen Diktat zu fügen und gingen augenblicklich in die Illegalität. Im Juli 1933 gründeten sie eine neue offizielle Gruppe, die sie „Glorieux Étoile Nord-Africain", Glorreicher nordafrikanischer Stern, nannten. Ihre Kampfzeitung „El Ouma", die Gemeinschaft, bekannte sich offen zur großarabischen Idee.

Natürlich lösten die Franzosen auch diese Gruppe kurze Zeit danach, im Jahre 1934, polizeilich wieder auf. Messali und seine Freunde aber gingen schnell daran, um ein Jahr später wieder eine neue Gruppierung, „L'Union Nationale des Muselmans Nord-Africains", die Union der Muselmanen Nordafrikas, ins

Leben zu rufen. Auch diese ereilte das Verbots-Schicksal, wie ihre Vorgängergruppen. Die Mitglieder dieser Nationalen Union arbeiteten im Untergrund weiter und traten 1937 als „Le Parti du Peuple Algerien", als Partei des algerischen Volkes auf.

Schon in den Namen, die diese politischen Gruppen Algeriens trugen, kann man die innere Wandlung und Weiterentwicklung erkennen. Das Ziel der modernen algerischen Nationalisten wurde immer klarer. Es näherte sich langsam aber sicher der Gefühls- und Gedankenwelt ihrer Vorkämpfer in der Vergangenheit: die Freiheit für Algerien!

Daneben traten seltsame Exponenten Frankreichs in Erscheinung: die französischen Kommunisten. Zwar hatten sich 1921 die weißen Kommunisten Algeriens offen gegen den Nationalismus der arabischen Algerier ausgesprochen, aber Moskau hatte zur gleichen Zeit die „Befreiung Algeriens und Tunis" proklamiert. Da die französischen Genossen opponierten, wurde 1935 Jean Barthel vom 7. Kominternkongreß nach Algerien entsandt, um Dampf zu machen. Barthel forderte die Algerier mit glühenden Worten auf, gegen das französische Kolonialjoch zu kämpfen. Schließlich verhaftet, erklärte er vor dem Gericht, es gelte, „Frankreich aus Algerien zu verjagen". Die nationalistischen Algerier lauschten solchen Worten, die sie selbst nicht auszusprechen wagten, wie einer Hymne. Sie tranken die Parolen dieses Franzosen gierig in sich hinein.

Die Sozialdemokraten der Volksfrontregierung Léon Blums folgten begeistert den Spuren des Kremls. Sie besuchten mit vielen „Kommissionen" Algerien und redeten den Algeriern gut zu, „gegen die weißen Ausbeuter vorzugehen". Aus dem Munde der weißen Vertreter von Paris erfuhren die Algerier, daß die ganze Welt schließlich nur darauf warte, bis sie endlich dieses Sklavenjoch abschüttelten. In Maskara erklärte der Sozialist Lejeue am 10. April 1937 pathetisch: „In Algerien Land zu besitzen, heißt ein Ausbeuter sein!"

Die Algerier horchten auf.

Dann aber kam über Nacht der große Krieg. Die Männer

marschierten, kämpften und starben für irgendeine Fahne, ganz gleich für welche, mit der gleichen Hingabe im Osten wie im Westen. Das große Frankreich zerbrach unter den Tritten der deutschen Wehrmacht, und in Algerien blickten sich die denkenden Menschen vielsagend an. Wilde Hoffnungen wurden wach, Hoffnungen, die sich nicht erfüllten.

Im Rahmen des ersten Kriegsgesetzes verbot Frankreich die „Partei des algerischen Volkes“, Messali und seine Mitarbeiter wurden kurze Zeit danach verhaftet und 1941 zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt, Messali zu 16 Jahren Zwangsarbeit.

Während die deutschen Divisionen nach dem Osten aufbrachen und in der Weite der Steppen ihren Opfergang antraten, ergriff der greise Marschall Henry Philippe Pétain die Zügel Frankreichs, um zu retten, was noch zu retten war. Für Nordafrika war Marschall Pétain von großer Bedeutung. Er wurde von den Moslems als „tapferer Vater“ anerkannt und weit bis in die letzten Mechtas und Duars hinaus geachtet. Als seine Vichy-Regierung Ende 1940 scharfe Maßnahmen gegen die Juden, auch in Nordafrika, ergriff, sahen die seit 1871 zurückgestellten Araber darin einen Akt des gerechten Ausgleiches und ihre eigene Anerkennung. Über diese Begleiterscheinungen des Kriegsablaufes hinweg genoß der Marschall aber in weiten Teilen der nordafrikanischen Welt als Krieger große Verehrung. Er allein wäre vielleicht noch imstande gewesen, den Ablauf der Dinge zu steuern und ihnen sogar die entsprechende Richtung zu geben.

Eben als dieses Vertrauensverhältnis zwischen den Arabern und Frankreich greifbare Formen annehmen wollte, konstituierte sich in London „La France Libre“, das freie Frankreich, für das de Gaulle gerade noch eine Handvoll Franzosen um die letzte Trikolore versammeln konnte. Die Araber stutzten. Der tapfere „Vater“ war gar nicht unumschränkter Herr?

Im Handumdrehen sprang der Funke, den Charles de Gaulle in London in seinem Emigrantenquartier entzündet hatte, auch auf das restliche „freie“ Frankreich über. Dazu gehörten, da Tunis sehr bald von deutschen Truppen unter dem Feldmarschall Al-

bert Kesselring besetzt wurde, vor allem Marokko und Algier. Die erstaunten und amusierten Araber erlebten, wie sich die Pétain- und die de Gaulle-Franzosen erbittert in den Haaren lagen. Die große Chance, mit Marschall Pétain noch einmal, vielleicht in der letzten Stunde gekommen, war vertan.

Aber die Araber des Maghrebs, besonders die Algerier, waren nun einmal für die französische Kriegsführung sehr wichtig. Man brauchte nicht nur entsprechenden Ersatz für die schwachen, mehr symbolischen als realen Truppenverbände, sondern vor allem für den Maquis. Die Franzosen, besonders die Pariser, zeigten erstaunlich wenig Bereitschaft, in dieser aussichtslosen Lage zu kämpfen.

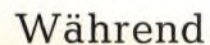
Man brauchte aber darüberhinaus vor allem Frieden und Ruhe in Nordafrika. Die Basis für eine kommende Invasion gegen die Südflanke durfte nicht durch Aufruhr und Partisanenkrieg gefährdet sein. Und schließlich waren doch nicht weniger als 180 000 Araber aus dem Maghreb im ersten Weltkrieg und während der Kämpfe in den Ländern selbst, allein in den letzten Jahrzehnten, für Frankreich gefallen. Dies müßte doch wiederholt werden können, umso mehr, als eben die Franzosen in der Heimat so gar keine Lust zeigten, gegen die deutschen Okkupanten zu kämpfen.

Hauptsächlich aus dem Personenkreis der 500 000 Rotspanier, denen man nach Francos Sieg in Frankreich großzügig Asyl gewährt hatte, kamen die Freiwilligen für den zu organisierenden Untergrundkampf. Es waren noch viele Plätze frei, wenn der Maquis seine Aufgabe erfüllen sollte.

De Gaulle verkündete in Constantine die Gleichberechtigung der Algerier; und in der Konferenz von Brazzaville wurde der gute Wille Frankreichs noch einmal mit aller Deutlichkeit unterstrichen. Viele Araber wurden unsicher. Auf der einen Seite erkannten sie die schwindende Autorität Frankreichs, auf der anderen Seite mußten sie zugeben, daß solche Töne bisher noch nie gesprochen worden waren.

Die Genossen des Zentralkomitees der Kommunistischen





Während

in Algerien die Soldaten der ALN marschieren stehen die Araber und Berber in Marokko und Tunis Gewehr bei Fuß. Ihre Herzen schlagen für den Freiheitskampf ihrer algerischen Brüder.



Auf dem deutschen Heldenfriedhof in Sfax sah ich ein symptomhaftes Bild: der Tunesier Ali Rachid schmückt das Grab eines deutschen Leutnants, der im Afrikakorps fiel und von einem Kriegskameraden besucht wurde.

Partei Frankreichs unterstützten mit all ihren Kräften dieses Spiel. Vergessen waren alle antikolonialen Thesen der kommunistischen Internationale und dahin der Traum von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für die Genossen Algeriens. Jedes Gewehr gegen die verhaßten Deutschen! Das war die Parole. Florimond Bonte, Mitglied des Zentralkomitees, erklärte im November 1943 in einer Sitzung der beratenden Nationalversammlung in Algier: „Gerade jetzt in diesem Augenblick ist es das Empire, sind es alle Söhne des überseeischen Frankreichs, die ihre unlösbare Anhänglichkeit zum Mutterlande versichern. Und in dieser Zusage liegt weder Berechnung noch Zwang."

Unterdessen war in den Reihen der algerischen Nationalisten ein Mann hervorgetreten, der bald eine entscheidende Rolle im algerischen Freiheitskampf spielen sollte: Ferhat Abbas. Auch er hatte einen langen Weg durchschreiten müssen, ehe er das Ziel erkannte: die algerische Souveränität. Aber nun war er bereit, diesem Ziel zu dienen.

Robert Murphy, der persönliche Bevollmächtigte des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, reiste nach Algerien und nahm mit den arabischen Nationalisten selbst Verbindung auf. Es wurde des Langen und Breiten beraten, wie man die Atlantik-Charta auch auf den Maghreb anwenden könnte. Im Hintergrund dieser entgegenkommenden Beratungen, Erklärungen und Versprechungen stand stets die gleiche Forderung: die algerische Bevölkerung zum Kampf gegen die Deutschen aufzurufen.

Ferhat Abbas wurde mißtraurisch. Er erkannte den Hauptgrund der ganzen Kampagne: man brauchte algerische Soldaten. Aber er nutzte die Situation. Er forderte schriftliche Garantien. So entstand ein Programm, in dem die baldige Konstituierung eines unabhängigen algerischen Staates mit einer eigenen Armee festgehalten wurde; dieses Programm wurde am 12. Februar 1943 feierlich unterzeichnet und bekam den Namen „Algerische Charta".

Das allerdings ging dem französischen Befreiungskomitee in London zu weit. Es ernannte sofort General Catroux zum Staats-

kommissar für den Maghreb, und der versicherte gleich mit beunruhigender Eile, es habe doch keinen Sinn, die Geister mit voreiligen Maßnahmen zu verwirren!

Das war eine deutliche Adresse, weniger an die Araber, als an die Amerikaner. Trotzdem war die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten; sie konnte nur noch gebremst werden. Am 7. März 1944 verkündete das de Gaulle-Frankreich eine Reform, nach der das Wahlrecht um ein Weniges erweitert und einigen bevorzugten Kategorien, darunter ehemaligen algerischen Offizieren der französischen Armee, die französische Staatsbürgerschaft verliehen wurde. Die große Masse aber ging leer aus. Die algerischen Volksführer jener Tage, sowohl die Ulemas, wie auch Ferhat Abbas und Hadj Messali, lehnten diese Reform als eine Schwindelaktion ab.

Im August 1944 gründeten Ferhat Abbas und seine Freunde die Vereinigung „Amis du Manifest et de la Liberté“ (AML), Freunde des Manifests und der Freiheit. Daneben aber bestand noch immer die PPA, die Algerische Volkspartei Hadj Messali's.

Man wartete auf das Kriegsende. Dann mußte sich die „Algerische Charta“ erfüllen. Während die deutsche Armee im Osten verblutete und die deutschen Städte in Schutt und Asche sanken, stieg in Marokko, in Tunis, vor allem aber in Algerien eine große Hoffnung auf: sie würden die Freiheit erhalten. Sie würden am Aufstieg ihres Landes teilhaben.

*

Es kam der 8. Mai 1945. Die Sender der siegreichen Alliierten verkündeten die deutsche Niederlage. In Setif war Markttag. Der großen Menschenmasse bemächtigte sich eine freudige Erregung. Nun war es soweit! Nun würde die heiß ersehnte Freiheit kommen! So hatten sie de Gaulles Worte verstanden, so hatte es der Vertreter des mächtigen amerikanischen Präsidenten sogar schriftlich bestätigt. Die AML hatte vom französischen Generalgouverneur Chataigneau die Erlaubnis erhalten, gemeinsam an das Ehrenmal der Gefallenen zu marschieren und Blumen für

die Toten niederzulegen. An der Moschee auf dem Faubourg de la Gare strömten die Menschen zusammen. Die AML forderte alle auf, Knüttel und Dolche abzulegen. Niemand sollte diesem Aufmarsch eine falsche Deutung geben können. Die Leute lachten und kamen willig diesem Wunsche nach; es herrschte helle Begeisterung.

Die muselmanisch-algerischen Pfadfinder, in ihren schmucken Uniformen, bilden die Spitze des Zuges. Hinter ihnen tragen drei Algerier in *französischer* Uniform den großen Kranz, der feierlich am Denkmal niedergelegt werden soll. Hinter ihnen die Fahnen der Alliierten, die britische, die amerikanische, die russische und die französische Trikolore. Mitten darunter eine Fahne, die schon lange nicht mehr in der Öffentlichkeit gezeigt werden konnte: die grün-weiße Fahne Algeriens mit dem roten Halbmond und dem Stern. Der zweiundzwanzigjährige Bouzid hebt sie hoch in den leichten Morgenwind.

Große Spruchbänder werden getragen: „Demokratie für alle!“ „Für eine souveräne algerische Volksvertretung!“ und dann „Befreit unsere eingekerkerten Führer!“

Obwohl Generalgouverneur Chataigneau die Vertreter der AML offiziell empfängt und mit ihnen sogar berät, obwohl ihre Zeitung „Égalité“ legal erscheint und die AML weit über fünfhunderttausend Algerier umfaßt, gibt es nämlich noch immer Verhaftete. Aber das würde nun alles sein Ende finden! Der Sieg der Alliierten über die Deutschen, das war doch der Sieg der Demokratie! Demokratie aber, das heißt doch nicht nur gleiche Pflichten. Diese hatten die algerischen Soldaten erfüllt. Demokratie, das heißt doch auch gleiche Rechte! Ein paar Tage noch und alles, alles, wovon die Väter träumten, wofür sie kämpften und litten, alles würde sich erfüllen!

Der Zug der fünfzehntausend Menschen von Setif setzt sich allmählich in Bewegung. Er marschiert ruhig und feierlich durch die Rue d'Angleterre, passiert die Straße der 3er-Schützen und mündet gegen 9,15 Uhr in die Hauptstraße, die Route Georges Clemenceau, die einst Rue de Constantine hieß. An den Bürger-

steigen drängen sich unübersehbare Menschenmassen. Die Kinder klatschen begeistert Beifall und die Frauen rufen „You-You!"

Die Nationalhymne Algeriens klingt auf: „Min Djibalina –"

Algerien, Algerien – endlich ist die Freiheit nahe. Auf friedlichem Wege. Die Söhne, die dafür sterben mußten, lagen weit weg, in Massengräbern, irgendwo im fernen Deutschland. Natürlich war man nicht der Feind dieser Deutschen, nein, gewiß nicht. Aber Deutschland war weit weg. Und Frankreich und Amerika waren nahe. Ihre Truppen hatten überdies Deutschland besiegt. Es hieß nun klug sein, wie man seit der „Algerien-Charta" überhaupt klug gewesen war. Man hatte den Weg der Realitäten gewählt, und man war damit bis hierher gekommen, bis an die Pforte der Freiheit!

Die Colons sitzen in ihren Cafés, im Carbonnel, im Colombo, und schauen diesem Zug entgegen. So sollte dies also alles gehen? Ihre Gesichter werden düster und verkniffen. Waren die in Paris nun total verrückt geworden?

Der Zug nähert sich dem Café France, gegenüber dem Café Carbonnel. Die Menschen singen nun „Hayou Ifiqya". Der Refrain schallt mächtig durch die Straße: „Oh Ihr Märtyrer der Unabhängigkeit, wir schwören, Euer Werk fortzusetzen und Eurem Beispiel zu folgen!" Da nähert sich der Polizeikommissar Olivieri der Spitze des Zuges und fordert barsch die Entfernung des Spruchbandes „Befreit unsere Gefangenen", und die Entfernung der – algerischen Fahne.

Die Leiter des Zuges erwidern aufgeregt, diese Kundgebung sei behördlich genehmigt. Olivieri reißt seine Pistole heraus und feuert in die Luft.

Augenblicklich stürmen von allen Seiten Polizisten, die in den Nebengassen auf ihren Fahrzeugen in Bereitschaft lagen, heran. Die ersten Schüsse fallen. Der junge Bouzid blickte verwundert zur grün-weißen Fahne auf, dann sinkt er langsam in sich zusammen. Er war der erste Tote von Setif.

Eine ungeheure Panik entsteht. Die waffenlosen Demonstranten laufen auseinander, andere nehmen hinter den Allee-

bäumen und hinter den Arkaden Deckung. Die AML-Führer verlieren nicht den Kopf. Sie umringen den Kranz und sorgen dafür, daß die Toten und Verwundeten geborgen werden.

Vor den schußbereiten Maschinenpistolen der französischen Polizei formiert sich der Zug von neuem. Schweigend marschieren die Algerier auf die Höhe der Rue Sillêgue und legen ihren Kranz nieder. Reden werden keine gehalten. Im Gegenteil, die Funktionäre fordern die Massen nur auf, den Kopf nicht zu verlieren. Noch glauben die meisten von ihnen, daß alles nur eine Mystifikation ist, ein entsetzlicher Irrtum.

Da stürmen die Gendarmen und Mobilgarden heran. Aufs neue krachen die Pistolen und rattern die Maschinenpistolen. Nun gibt es kein Halten mehr! In wilder Flucht stürzen die Menschen auseinander. Sie fliehen in wilder Panik vor der französischen Gewalt. Franzosen, die ihnen im Wege stehen, werden niedergemacht. Mit den Fäusten, mit eilig herangeschafften Messern. Das Blut beginnt zu fließen.

Aber bald ist wieder Ruhe in Setif. Friedhofsruhe. Nur die Tritte der Militär- und Polizeiposten hallen durch die wie leer gefegten Straßen. Die Menschen, Algerier wie Franzosen, haben sich verkrochen.

Aber dann kommt die Nachricht, daß anderswo sich diese Aufmärsche in voller Ruhe vollzogen haben. In Saint Arnaud, in Guelma, in Boughié, in Djidjelli, in Fedj M'Zala und in Brdj Arreridj, überall wurden die Spruchbänder unbeanstandet mitgetragen, überall wurden die Kränze für die Toten in Ruhe niedergelegt. Am Ende beruhte der Fall von Setif doch nur auf einem Mißverständnis?

Außer in Setif – in Oran und der Stadt Algier, hatte man diese Demonstrationen vorsorglich untersagt –, war es nigendwo zu einem Zusammenstoß gekommen. Zur selben Zeit, als in Setif die ersten Schüsse krachten, wurden die beiden Führer der AML von Generalgouverneur Chataigneau persönlich empfangen. Ferhat Abbas und Dr. Saadane waren voller Hoffnungen zu dieser

Unterredung gekommen. Erst gegen 15 Uhr erfuhren sie, was sich in Setif zugetragen hatte.

Dort war unterdessen Präfekt Lestrade Carbonnel aus Constantine eingetroffen. Er beschloß sofort, einzugreifen. Er befahl Strafmaßnahmen, die von Colonel Bourdillat geleitet werden sollten. Während der Generalgouverneur Chataigneau um 13 Uhr den Belagerungszustand über die Wilaya Constantine verhängte und die noch bei ihm weilenden Ferhat Abbas und Dr. Saadane in Haft nehmen ließ, jagte Präfekt Carbonnel bereits mit Alarmeinheiten in die ländliche Umgebung von Setif, in der beinahe nur Araber wohnen. In Périgotville, wo die gesamte Bevölkerung aus Angst vor den anrückenden Franzosen in die nahen Berge geflohen war, schoß der Präfekt einen alten arabischen Gärtner, der zurückgeblieben war, eigenhändig nieder und sagte zu seinen Begleitern: „Das ist es, was man tun muß!"

Um 18 Uhr sind alle bekannten Funktionäre der AML in ganz Algerien verhaftet. Erst jetzt erfolgt der Generalangriff. Die große Jagd auf die führerlosen Algerier beginnt.

Wer Araber ist, ist seines Lebens nicht sicher! Fremdenlegionäre und Senegalschützen, die unter dem Befehl Duvals, General und Divisions-Kommandeur von Constantine, stehen, beginnen die Mechtas wahllos niederzubrennen und zu zerstören. Artillerie fährt auf und schießt die Dörfer in Grund und Boden. Die Munition, die vom Krieg übriggeblieben war, findet hier ihre letzte Verwendung, und mancher, der sich vor den Gefahren europäischer Kriegsschauplätze bewahrte, findet nun hier Gelegenheit, nach Herzenslust zu schießen. Es ist hier auch gefahrlos. Die Duars in den Regionen von Périgotville, Kerrata, les Amouchas und Chevreuil, brennen lichterloh. Die Bomberstaffeln vollenden das blutige Werk der Zerstörung.

Bewaffnete Milizen der Colons durchstreifen die ganze Gegend. In kleinen Gruppen, darunter zahlreiche Halbwüchsige, jagen sie mit ihren Kraftfahrzeugen durch die Wilaya Constantine und treiben überall die Araber zusammen, deren sie habhaft werden können. Der Araber ist vogelfrei! Es fallen unter den

Pistolenschüssen dieser Banditen alte Männer, Frauen und selbst Kinder. Züge und Omnibusse werden angehalten und die Araber gezwungen auszusteigen. Sie werden meist an Ort und Stelle, unter lautem Gejohle der Zuschauer, erschossen.

Capitaine der Reserve Mazucca tobt sich aus. Aber er hat viele Gefährten. In Saint Arnaud sind es Fabre, Pradeille, Rechtenwald, Ilabres und Sacoman, die bei der Ausübung ihres blutigen Handwerkes erkannt werden. In Brodj Bou Arreridj sind es Denial, die Gebrüder Vigliano, Gallia und Gulet. In Setif selbst Colombo, Fontaineau, Barral, Fage, Fillon und viele, viele andere. Sie werden nie vor ein Gericht gestellt werden, im Gegenteil, ihre Taten werden mit der Gloriole des Kampfes umstrahlt.

In Chavreul müssen die unglücklichen Araber, die von den Milizionären gefangen genommen werden, in Gruppen zu je zwanzig Mann ihre eigenen Massengräber schaufeln. Ehe sie fertig sind, krachen die Salven und die nächsten zwanzig Araber müssen zuerst ihre Vorgänger zuschaufeln, ehe sie selbst drankommen. Und es kommen alle dran, die von Franzosen in ihrem Blutrausch erwischt werden. In Guelma ließ der Unterpräfekt Achiary die Algerier in Lastwagen zusammenfahren und in Massenerschießungen in den Kalkwerken von Heliopolis und Millesimo liquidieren.

Wer nicht die für bewährte Kollaborateure ausgegebene, abgestempelte Armbinde trug, wurde von den Truppen des General Duval gnadenlos niedergemacht. Aber oft halfen auch diese Armbinden nicht, besonders jenen nicht, die unter den Bomben der Luftwaffe oder den Granaten des französischen Kreuzers „Duguy Trouin", der wahllos die Küstenorte beschoß, fielen. Die Luftwaffe rühmte sich später in ihrem „Kriegsbericht", vierundvierzig arabische Dörfer dem Erdboden gleichgemacht zu haben.

Entschlossene Araber versuchten sich an Franzosen, die in einsamen Fermen wohnten, zu rächen. Oft an Schuldlosen. Aber auch sie selbst waren ja ohne Schuld.

Am 8. Mai, nachdem der Polizeikommissar Olivieri das Blut-

bad eröffnet hatte, starben einhundertunddrei Europäer. Am Ende des französischen Massakers im blutigen Dreieck von Setif, Guelma und Kerrata waren mehr als fünfundvierzigtausend Araber ums Leben gekommen. Ihr größter Fehler war es gewesen, an die französische Demokratie zu glauben.

Natürlich unterdrückte Paris die Nachrichten, die über dieses Gemetzel in die Weltöffentlichkeit drangen. Und in jenen historischen Tagen, im Siegestaumel über die Vernichtung Deutschlands, fand die Welt ohnedies kaum Zeit, sich des Schicksals der Algerier anzunehmen. Trotzdem gaben die offiziellen französischen Zahlen zu, daß sechs- bis achttausend Araber ums Leben gekommen wären. Amerikanische Reporter, die zuverlässige Nachrichten aus Algerien hatten, schrieben offen, daß Frankreich gegen fünfzigtausend Araber getötet hatte.

Da Frankreich zu diesem Zeitpunkt – ins Lager der Sieger befördert – beschloß, über die Deutschen mit zu Gericht zu sitzen und es wegen seiner Kriegsverbrechen zu verurteilen, bildete man eine Kommission unter General Tubert, die die Vorfälle in Algerien untersuchen sollte. Aber man mußte in Paris denn doch bald erkannt haben, daß auch die tendenziöseste Untersuchung mit einer moralischen Niederlage für Frankreich enden mußte. Denn achtundvierzig Stunden nach ihrer Gründung wurde diese offizielle Untersuchungskommission, auf ausdrücklichen Befehl General de Gaulles, wieder sang- und klanglos aufgelöst.

Zu dieser Zeit waren der französische Kommunistenchef Maurice Thorez Vizepräsident, sein kommunistischer Parteigenosse Cherales Titton Luftfahrtminister und der Sozialdemokrat Tixier Innenminister. Es ging doch wohl nicht gut an, daß man zu einer Zeit, als zehntausende deutsche Soldaten, die im Vertrauen auf die Kapitulation ihre Waffen niedergelegt hatten, wie das Vieh in den Straßen französischer Städte abgeschlachtet wurden, als man hunderttausende Franzosen niedermetzelte und zu Tode folterte, nur weil sie an Deutschland geglaubt haben, – die Taten von Setif, Guelma und Kerrata untersuchen wollte.

Die antikolonialen Kommunisten erwiesen sich als sehr ein-

sichtsvoll, sie sanktionierten dieses ungeheure Verbrechen. Und da sie zu dieser Zeit mithalfen, den grandiosen Schauprozeß in Nürnberg vorzubereiten, hätten die Toten aus der Wilaya Constantine ohnedies nur gestört. Darüber hinaus taten sie noch ein übriges: der Sekretär der kommunistischen Partei Frankreichs, Paul Caballero, schrieb mit heuchlerischem Augenaufschlag im Juni 1945 im kommunistischen Zentralorgan von Paris: „Diejenigen, die die Unabhängigkeit Algeriens fordern, sind bewußt oder unbewußt Agenten eines anderen Imperialismus ..."

Schamloser und infamer wurden die toten Algerier wohl selten beschimpft, als von dieser offiziellen kommunistischen Partei Frankreichs! Diejenigen, die im Glauben an die Versprechungen der Alliierten, an die Demokratie und letzten Endes im Glauben an Frankreich in den Maitagen ihr Leben lassen mußten, wurden im Tode noch als „imperialistische Agenten" beschimpft.

Für Frankreich war nun die algerische Freiheit so gestorben wie die Männer, Frauen und Kinder im Bezirk Constantine. Die französischen Großkapitalisten in Algerien atmeten auf. Es würde keine Bodenreform und schon gar keine Sozialisierung geben! Man würde keine höheren Löhne zahlen müssen und brauchte sich auch weiterhin um keine Sozialgesetzgebung zu bekümmern! Anderswo mochte es so Brauch gewesen sein, in Deutschland vielleicht, das nun erledigt war – glücklicherweise – oder gar in England, wo man auch herumexperimentierte oder im französischen Mutterland. Hier in Algerien blieb alles beim Alten! Hier war der Gewinn noch ein echter Gewinn.

Die Herren Bourgeaud und Gratien Faure, denen allein im Bezirk Constantine zehntausend Hektar besten Kulturbodens gehörte, konnten ruhig schlafen. Sozialismus, der war vielleicht gut in Frankreich – in Algerien blieb es bei den alten bewährten Methoden aus dem vergangenen Jahrhundert.

Es bestand nicht mehr die Gefahr, daß man die Versprechungen erfüllen mußte. Sie waren eilig mit den zahlreichen Toten verscharrt worden. Das sollte sich aber als ein großer und verhängnisvoller Irrtum erweisen.

Diese erschlagenen, verbrannten und geschändeten Araber des Bezirkes Constantine waren nicht gestorben.

Sie lebten weiter und rächten sich furchtbar an Frankreich. Ihr gewaltsames Ende zerstörte die letzten Illusionen über Paris; und man wußte nun, daß es nur einen einzigen Weg gab, um die Freiheit zu gewinnen: den Weg der Gewalt. Ihr Tod ließ vor allem die algerische Jugend nicht ruhen. Hier war die Geburtsstunde des modernen Freiheitskampfes in Algerien. Das Blut jener Stunden kam im eigentlichen Sinn des Wortes über Frankreich.

Die Revolution formierte sich. Nicht lange, und sie würde Frankreich in das Chaos führen und an den Rand des Zusammenbruchs.

*

Bis zu diesem Zeitpunkt war der Widerstand der Araber und Berber in Algerien, genauso wie in Marokko und in Tunis, ausschließlich von starken Rassen- und Stammesgefühlen genährt worden und hatte seine Kraftreserven stets aufs neue aus religiösen Motiven gespeist. Nun aber kam, dank der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung, noch etwas anderes dazu: die soziale Lage.

Früher, ehe die Franzosen kamen, zogen die Nomaden auf dem Hochplateau des Landes und an den Südabhängen des Atlas-Gebirges mit ihren kleinen, flinken Schafherden den Weideplätzen nach. Sie verhüllten ihr Antlitz mit dem Burnus, wenn der Gueblih in die Augen brannte, oder der Schirokko die Kehlen, das Gras und alles, was wuchs, ausdörren ließ. Nur wenn der kühle Barrhi aus dem Norden Erleichterung oder im Winter gar Regen brachte, blickten sie froh dem Tag entgegen. Allein im Norden, in der Nähe des Meeres, wurde Getreide gebaut.

Heute, nach der intensiven Zivilisationsarbeit eines Jahrhunderts, ist Algerien, das heißt Nordalgerien, ein blühendes Agrarland geworden. Im Süden allerdings hat sich nur wenig geändert.

Die weißgekalkten Fermenhäuser stehen inmitten wogender

Felder und reifender Wein- und Obstplantagen. Die rotblühenden Oleander, dicht neben den schlanken Zypressen, zaubern ein prachtvolles Bild vor unsere Augen. Der Colon, die dunkelblaue Baskenmütze meist verwegen ins Genick geschoben, steht stolz vor seinem Haus und blickt in die fruchtbare Weite, über die dunkle Geier langsam kreisen und nach Nahrung ausspähen.

Hier in der Küstenregion, die durch den Kleinen Atlas vor den heißen Winden aus dem Süden geschützt wird, wächst praktisch alles: Datteln, Oliven, Clementinen, Mandarinen, Orangen, Feigen, Bohnen, Karotten, Tomaten, Melonen, Artischoken, Getreide und Wein. Roggen und Weizen verdrängen immer stärker die Gerste; daneben wird jedes andere Getreide gebaut, vor allem Mais. – Die rote Burgunderrebe gedeiht besonders im Raume von Oran, in Marcaro, aber auch bei Algier und Constantine. – Nicht zu vergessen die Kartoffeln, die schon ausgeliefert werden, wenn in Europa die Stauden noch gar nicht blühen.

Aus diesem Obst- und Gemüsereichtum entwickelte sich bald eine Konservenindustrie, die allerdings empfindlich unter Zuckermangel leidet. Zucker gibt es nicht in Algerien.

Olivenöl aber gibt es im Jahre etwa fünfzehntausend Tonnen. Allerdings werden, anscheinend aus Gründen der höheren Preispolitik, nur etwa fünftausend Tonnen im Inland verbraucht. Zehntausend Tonnen gehen ins Ausland und werden, in Raffinerien kunstgerecht verschnitten – wieder eingeführt.

Neben den Weinbergen, Gemüsefeldern und Obstplantagen gibt es hier noch einen Reichtum: den Tabak. Der Anbau wird fast ausschließlich von Arabern durchgeführt. Der Getreideanbau dagegen liegt völlig in den Händen der Colons, ebenso der Weinbau, da der Moslim schon aus religiösen Gründen keinen Alkohol erzeugen darf.

An die Küstengebiete grenzt gegen Süden das beinahe tausend Meter hohe algerische Hochplateau, zerklüftet und nichts als eine ungeheure Weidefläche. Hier wächst auch das zellulosehaltige Alfagras, ein wichtiger Rohstoff für die Papierindustrie. Die Viehwirtschaft, einst ein Träger des Reichtums Algeriens, ist

heute weit hinter der Bedeutung des Obst-, Wein- und Gemüsebaues zurückgeblieben. Ende 1948 betrug der Viehbestand nur mehr: 200 000 Pferde, 23 000 Maultiere, 280 000 Esel, 720 000 Rinder, 2,2 Millionen Ziegen, 250 000 Kamele und etwa 4 Millionen Schafe. Laut französischen Qellen betrug allein der Schafbestand 1887 zwölf Millionen. Da die Araber keine Schweine halten, nur das Schaf, kann man an dieser Zahl das verhängnisvolle Absinken des arabischen Wohlstandes in der Aufwärtsentwicklung der wirtschaftlichen Zivilisation erkennen.

Neben der Agrarwirtschaft stellt auch der algerische Wald einen beachtlichen Wert dar. Besonders die Korkeichen, die in Algerien ein Sechstel der Welterzeugung der Korkindustrie hervorbringen; die Cypern, Zedern und Thuyahölzer, die sich hervorragend für kunstvolle Möbel eignen; und vor allem die Nadelhölzer, die das Nutzholz stellen, sind für die algerische Volkswirtschaft sehr wichtig. Die Verpackungsindustrie – die ihrerseits durch den rasanten Aufstieg des Obst- und Gemüsebaues vorwärtsgetrieben wurde –, die Böttchereien, die immer mehr Fässer herstellen müssen, sowie die Zechen, die Grubenholz benötigen, stellen große Anforderungen an den algerischen Wald.

Ja, und wer weiß eigentlich, daß achtzig Prozent der berühmten Bruyère-Pfeifen aus dem Holz eines Strauches, der in der algerischen Heide wächst, hergestellt werden?

An das Hochplateau schließt sich der Hohe Atlas, dessen Nordabhang bewaldet ist, der Südhang aber besteht aus kahlen Felsen. Und dahinter liegt die Sahara, eine endlos flimmernde Sandwüste – und Steppen.

Nicht nur die Landwirtschaft und die Viehzucht, auch der Bergbau ist sehr ertragreich. Die Gesellschaften, deren Hauptaktionäre zumeist Rothschild und Peyerimhoff sind, fördern ererfolgreich. 1938 wurden in Algerien für dreihunderteinundsechzig Millionen Francs Eisenerze, für siebenundvierzig Millionen Phosphate, für vierzehneinhalb Millionen Blei und Zinn gefördert. Für dreihundertundsiebzehn Millionen wurde Eisenerz exportiert. Das algerische Eisenerz, das nur wenig Silizium und fast

kein Phosphat enthält, ist hochwertig und konkurrenzfähig mit dem wertvollsten Erz Europas, dem schwedischen. Seit 1939 werden auch die Kohlenflöze systematisch abgetragen. In den Kohlenzentren Colomb – Béchar – Kenadza wurden 1939 schon 18 518 Tonnen Kohle gefördert.

Der Krieg und seine Anforderungen, die Nachkriegszeit, in der die Industriezentren des deutschen Ostens ausfielen, ließen die Industrie in Algerien in ungeahntem Tempo emporschnellen. Allein an Kohle wurden schon 1945 166 024 Tonnen gefördert. Betrugen die Gesamtausfuhren Algeriens 1938 noch 5,6 Milliarden Francs, so standen sie 1949 schon auf rund 89 Milliarden. Man kann wohl sagen: in und an Algerien wurde verdient – und nicht zu knapp.

Wie aber lebten und leben jene Menschen, die ja eigentlich die wirklichen Herren dieses Landes sind? Welchen Anteil haben sie an diesem erfreulichen Aufschwung, den die französische Zivilisation brachte?

Es gibt eine unbestechliche Berichterstatterin, die wahrhaft objektiv urteilen läßt: die Statistik. Sie berichtet, übrigens aus französischen Quellen, daß in Frankreich vor dem Kriege jährlich pro Kopf der Bevölkerung einundzwanzig Kilogramm Fett verbraucht wurden; und daß zur gleichen Zeit auf die muselmanische Bevölkerung sieben Kilogramm Fett entfielen. Genau ein Drittel. Dabei arbeiten, im Unterschied zur französischen Bevölkerung in Frankreich, über achtzig Prozent der muselmanischen Algerier in der Landwirtschaft.

Nur sechshundertzweiunddreißigtausend muselmanische Algerier besitzen Grund und Boden. Sie sind meist Kleinbauern, vor allem Gemüsebauern. Alle anderen arbeiten als landwirtschaftliche Arbeiter bei den Colons oder auf den französischen Großgrundbesitzungen der Gesellschaften. Die fünfundzwanzigtausend Colons und Gesellschaften besitzen sechzig Prozent des guten Kulturbodens. Flächenmäßig ist natürlich weit mehr Boden in der Hand von muselmanischen Algeriern; dabei handelt es sich aber in der Hauptsache um Weideland oder Grund, der

erst nach einer ausreichenden Bewässerung zum Ertrag kommen könnte. Diese Bewässerungsanlagen erfordern aber einen Riesenaufwand an Kapital, den aufzubringen die Kleinbauern nicht in der Lage sind. Sogar die Colons sind oft nicht im Stande, ausreichende Bewässerungsanlagen zu schaffen. Daher ist heute noch in Algerien von fünfundzwanzig Millionen Hektar Ackerland kaum eine Million Hektar bewässert.

Für die Massen der algerischen Landarbeiter gibt es zwar einen Höchstlohn, der täglich dreihundert Francs, etwa drei DM betragen soll. Nun arbeiten die Algerier nicht allein, sondern stets mit ihrer ganzen Familie. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Dafür bekommen sie alle zusammen dreihundert Francs, den Lohn für eine Person, für das Haupt der Familie, denn dieser gilt als offizieller Arbeitnehmer.

Ich machte mir die Mühe und befragte gegen dreißig algerische Landarbeiter. Kein einziger ihrer Patrons zahlte den Höchstlohn. Es gibt gute und einsichtsvolle Patrons, die etwas mehr Lebensmittel hergeben – der Lohn wird zum Großteil in Naturalien ausbezahlt – andere wieder wollen auch an ihren Landarbeitern noch verdienen. Bezeichnenderweise sind die kleinen Colons weit sozialer und menschlicher als die Großgrundbesitzer und die Gesellschaften. Aber auch unter den Colons herrschen starke soziale Unterschiede. Während die einen, die auf besonders gutem Boden siedeln konnten, sich rassige Reitpferde halten, in modernsten Autos herumfahren und sich auch sonst jeden entprechenden Luxus leisten, müssen andere wieder hart arbeiten, um sich behaupten zu können. In der Regel scheint der Reallohn eines algerischen Familienarbeiters über zweihundert Francs nicht hinauszugehen. Nun, auch bei bescheidenster Lebensführung – die Landarbeiter gehen meist buchstäblich in Lumpen – ist dieses Einkommensniveau unerträglich. Dazu kommt noch der nagende Gedanke, daß die Franzosen Fremde sind, und der Reichtum, den sie einstecken, ihnen eigentlich gar nicht zusteht; wenigstens nicht in den Augen der Algerier.

Eine Arbeitslosenunterstützung, als Sicherung bei Arbeits-

losigkeit, gibt es für diese Massen der muselmanischen Landarbeiter nicht. Es gibt nur für einen kleinen Teil der algerischen Arbeitnehmer eine Sozialversicherung. Schon vor dem Kriege hatten von den fünfundzwanzigtausend französischen und sechshundertzweiunddreißigtausend algerischen landwirtschaftlichen Arbeitgebern nur fünfzehntausendachthundertfünfundsiebzig ihre Landarbeiter sozialversichern lassen. Dadurch sind rund hundertachtzigtausend algerische Landarbeiter versichert. Die anderen Unternehmer negieren jede Aufforderung zur Erfüllung ihrer Arbeitgeberpflichten. Die französischen Behörden unternahmen auch nichts, um diese Sozialversicherung, die doch Gesetz ist, zu erzwingen.

Trotzdem konnten die Sozialversicherungs-Gesellschaften aus dieser trostlosen Situation noch erstaunliche Gewinne ziehen. Sie schienen einen besonderen Ehrgeiz dareinzusetzen, wenigstens in dieser Hinsicht ihren europäischen Kollegen nicht nachzustehen. 1950 kassierte die Sozialversicherung für algerische Landarbeiter 585 208 717 Francs. Diese Beträge wurden von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu gleichen Teilen bezahlt. Die Versicherung kann für Geburtshilfe, ärztliche Behandlung, Operationen, Krankenhausaufenthalte, Invalidität und bei Todesfällen in Anspruch genommen werden. Von den eingenommenen Millionen wurden jedoch nur 3 222 350 Francs an Versicherte ausbezahlt; ein Teil der restlichen 582 Millionen ging an die Krankenhäuser, Apotheken und Ärzte. Den Großteil verschlang die Verwaltung ...

Für wahr, auch eine „Sozialversicherung“!

Man kann trotzdem immer wieder in französischen Berichten lesen, wieviel für den Gesundheitszustand der Algerier getan wird. Dabei wird auch stets die Zahl der vorhandenen Krankenhäuser erwähnt. Es sind dies hunderteinundzwanzig – für etwa zehn Millionen Menschen.

Es ist eine traurige Tatsache, daß dem Algerier 1950 zum Leben mehr Getreide zur Verfügung stand als heute. Ein erschrekkendes Ergebnis im Zeitalter der Traktoren und landwirtschaft-

lichen Maschinen. Mehr noch: eine totale Pleite der Zivilisation! Man kann verstehen, daß der algerische Bauer für den Fortschritt, an dessen Errungungenschaften er keinerlei Anteil nehmen kann, nichts oder nur sehr wenig übrig hat.

Es wird gelegentlich von oberflächlichen Leitartiklern darauf hingewiesen, daß sich die Bevölkerung Algeriens auf Grund der zivilisatorischen Leistungen der französischen Kolonialmächte so sehr vermehrte. Nun, *alle* Völker haben sich rapide vermehrt, seit die Seuchen bekämpft und zurückgedrängt werden. Natürlich bekämpfen die Franzosen auch in Algerien die Seuchen. Das ist verständlich. Sie leben in diesem Land, schufen sich gute Erwerbsmöglichkeiten und mußten daher schon in ihrem eigenen Interesse entsprechende Schutzmaßnahmen ergreifen. Daß davon automatisch auch die Araber profitieren, ist nur recht und billig.

Darüber hinaus ist es eine bekannte Tatsache, daß gerade in wirtschaftlich ärmeren Ländern, dort, wo die Menschen oft nur dahinvegetieren, der Lebenswille besonders ausgeprägt ist. Sonst wäre es wohl unverständlich, daß sich die indische und chinesische Bevölkerung, die in keinem oder in einem mehr als bescheidenen Maße an der Zivilisation Anteil hat, so explosiv vermehrt.

Die Sterblichkeit aber zeigt erschütternd die wirkliche soziale Lage in Algerien. Es liegt eine Liste von Todesmeldungen der Stadt Algier vom 23. Februar 1956 vor. Das Lebensalter der verstorbenen Europäer betrug: siebzig, sechsundachtzig, sechzehn, dreiundsiebzig, siebenundsiebzig, fünfundzwanzig, fünfundachtzig und vierundsiebzig Jahre. Das der Araber dagegen: neun Monate, zehn Monate, sieben Tage, fünfzehn Monate, sechs Tage, zehn Monate, neun Monate ein Tag, zehn Monate, vierzehn Monate, ein Jahr, sechs Tage, achtundvierzig Jahre, zehn Monate.

Diese Zahlen sprechen eine recht deutliche Sprache; es bedürfte gar nicht der Erläuterung, daß die Ursache dieser hohen Kindersterblichkeit – Hungerödeme sind ...

So darf es niemanden wundern, wenn zu den nationalen, rassischen und religiösen Beweggründen der algerischen Revo-

lution auch noch die sozialen Probleme kommen. Hier geht es neben der Erfüllung der nationalen und religiösen Forderungen vor allem darum, daß diese Menschen, echte Stiefkinder der Zivilisation, satt werden.

*

Es gibt nur zwei Möglichkeiten, um diesem Elend ein Ende zu bereiten: die Industrialisierung Algeriens und die Heranbildung geeigneter Frachkräfte aus dem Reservoir der arbeitslosen Algerier. Weder das eine, noch das andere geschah in ausreichendem Maße.

Nicht nur die private Industrie blieb auf halbem Wege stehen und verschiffte lieber die Rohstoffe Algeriens nach Frankreich, um sie dort zu verarbeiten, – auch der Staat vergaß seine zivilisatorischen Pflichten.

Nirgendwo gibt es so viele Analphabeten wie in Algerien: sechsundneunzig Prozent! Eine erschreckende Zahl für ein Land, das sozusagen zu unserem Lebensraum gehört, das in wenigen Stunden mit dem Flugzeug oder sogar mit dem Schiff erreicht werden kann und das ein „Teil Frankreichs" sein soll!

Der Schulzwang ist mehr als platonisch, da es nicht nur an Lehrkräften, sondern auch an Schulraum fehlt. 1948 konnten von den 2,2 Millionen Kindern knapp 340 000 eine Schule besuchen, weil einfach die Möglichkeiten dazu nicht vorhanden waren. Damals gab es noch keinen Aufstand und keine FLN, die sich heute gegen den französischen Schulunterricht, der einen Teil der französischen Infiltration darstellt, wehren. 1955 konnten 436 677 muselmanische Kinder in Algerien die Schule besuchen.

1954 konnten von den beinahe zehn Millionen Algeriern genau fünfhundersiebenundfünfzig Studenten die Universitäten besuchen. Die nicht eine Million starke französische Bevölkerung sandte zur selben Zeit viertausendfünfhundertfünfundvierzig Studenten auf die Universitäten. Diese Angaben, die alle französischen Statistiken entnommen sind, besagen, daß auf zweihundertsiebenundzwanzig Franzosen in Algier ein Student kam.

Auf sechzehntausenddreihundertzweiundvierzig muselmanische Algerier entfiel ebenfalls ein *einziger* Student. Das kann man ja nicht gerade als kulturelle Gleichberechtigung bezeichnen!

Diese algerischen Studenten, die nun mühsam und meist unter schweren finanziellen Opfern ihrer ganzen Familie studierten, erkannten schneller und gründlicher, wie es in Wahrheit um Algerien stand. In ihnen lebten französische Kunst und Kultur, sowie gleichermaßen die Liebe und Hingabe zur eigenen Rasse und Religion. Dieser Zwiespalt ließ sie eine Lösung leidenschaftlicher wünschen als die Anderen. Daher wurden viele dieser Studenten und Studentinnen zu Bannerträgern der Revolution.

Neben ihnen erwuchs dem Freiheitskampf noch eine getreue und hingebende Menschengruppe: die Aus- und Rückwanderer. Getrieben vom Hunger und der wirtschaftlichen Aussichtslosigkeit, schifften sich jeden Monat vier- bis zehntausend Algerier ein und reisten ins Land der Hoffnung, nach Frankreich. Diese Pilgerer des Hungers bevölkerten bald ganze Bezirke von Paris – die algerischen Quartiere zwischen der Place St. Michèle und der Place Maubert sind berüchtigt – und setzten sich vor allem in den Vororten Nanterre, St. Denis, Boulogne-Billancourt und Gennevilliers fest. Bald waren, allein in Paris, dreihunderttausend Algerier. Sie ergriffen jede Möglichkeit, Arbeit zu finden und packten einfach überall zu. Für sie war der Tagesverdienst von fünfhundert Francs, etwa fünf DM, – ein Wunder. Sie lungerten in den zahlreichen Bistros herum, aber die Gastwirte hatten und haben mit ihnen keine Freude, denn nicht nur ihre Religion verbietet ihnen den Genuß von Alkohol; sie geizen auch so mit jedem Sou und senden alles, was sie nur irgendwie entbehren können, in die heimatlichen Dörfer, um ihre Familien zu unterstützen. Viele dieser Algerier in Paris hungern sich mit zweihundert Francs am Tag durch und senden alles ersparte Geld nach Hause. Sie wissen, daß ihre Frauen, Mütter und Kinder noch viel mehr darben müssen.

Aber nicht nur in Paris, auch im lothringischen Diedenhofen, in Lyon und Lille, sowie in Roubaix arbeiten Algerier. Alles in

allem befinden sich wahrscheinlich eine Million in Frankreich. Sie halten zusammen wie Pech und Schwefel, und nur Verräter, die Kollaborateure, sind ihres Lebens nicht sicher.

Stirbt einer von den Algeriern in Frankreich, so legen seine Kameraden zusammen, um ihm die letzte Ehre würdig erweisen zu können, oder gar seinen Leichnam in die Heimat zu überführen. Haben sie – für ihre Begriffe – genug verdient, oder halten sie es einfach vor Heimweh nicht mehr aus, so reisen sie wieder zurück nach Algerien. Es gab Tage, da Auswanderer und Rückwanderer sich zahlenmäßig die Waage hielten. Diese Rückwanderer haben, so oder so, in Frankreich viel gesehen und, ob sie wollten oder nicht, viel gelernt.

Von Algerien aus gesehen, war Frankreich für sie, trotz allem, was geschehen war, sozusagen die höhere Gewalt, etwas, das nahe den Sternen lebt. Man konnte es lieben oder hassen, es war immer über einem, und trotz allem Haß, konnte man den Blick doch nur mit dem Wunsche erheben, so zu werden, wie – die Franzosen.

Nun, diese algerischen Auswanderer erlebten einen Anschauungsunterricht, der drastisch und lehrreich für sie war.

Die weißen Frauen, die im Maghreb – außer im Bordell – für einen Mann unerreichbar waren, sind in Frankreich für die jungen, schlanken, sehnigen Algerier keinesfalls unerreichbar. Die Franzosen haben nie großen Wert auf Rassentrennung gelegt, und man kann in Paris sehr viele Mischlinge sehen; sie wehrten sich nur sehr heftig gegen eine finanzielle und wirtschaftliche Gleichstellung, nicht gegen eine biologische. Hier fiel die erste Wand, die Algerier und Franzosen trennte.

Dann der Alkohol! Auch wenn der Muselmann vielleicht da und dort seine Gesetze bricht, im Grunde weiß und fühlt er, daß im Alkohol die Sünde sitzt. Sie sehen nun die Franzosen sich in den rund dreihunderttausend Bistros, sprich Kneipen, versammeln und Alkohol trinken. Sie trinken ihn sehr ausgiebig, laut Statistik pro Jahr und Nase der Erwachsenen einunddreißig Liter reinen Alkohol! Fünfzehn Prozent der Männer und fünf Prozent

der Frauen fallen in die Kategorie der schweren Alkoholiker. Ein volles Drittel der Franzosen trinkt über „das Maß“. Dreißig Prozent der Verbrechen, beinahe vierzig Prozent aller Verkehrsunfälle und dreißig Prozent der Arbeitsunfälle entstehen in Frankreich durch Alkoholgenuß.

In den Quartieren erkannten die Algerier die weißen Häuser der Colons nicht wieder. Von den 1 167 900 französischen Familien in Paris verfügen fünfunddreißig Prozent nur über einen Raum. 200 000 Wohnungen werden in Frankreich als „infect“ bezeichnet, das heißt stinkend, verpestet – und weitere 200 000 Wohnungen gelten offiziell als ungesund. In Paris selbst sind sogar vierzig Prozent der Wohnungen ungesund! 300 000 möblierte Zimmer, die „garnis“, sind amtlich unbewohnbar. Sie werden aber trotzdem bewohnt, diese unbewohnbaren Räume, einfach deshalb, weil keine anderen vorhanden sind. In 200 000 Wohnungen gibt es kein einziges Fenster. Es ist sehr dunkel in der „ville lumière“, der Stadt des Lichtes, wie die Franzosen ihr Paris so stolz bezeichnen.

Die Algerier drängen sich in diesen licht- und luftlosen Elendsquartieren zusammen und fühlen beinahe so etwas wie Mitleid mit den Franzosen, die so gar nicht dem gepredigten und gepriesenen Vorbild der „grande nation“ gleichen. Kein Wunder, wenn sie sehr überheblich und überlegen auf diese Massen blicken, die beinahe noch armseliger hausen als sie in ihren Hütten in Algerien.

Sie erzählen, zurückgekehrt, von diesem elenden Leben in Paris –, und Frankreichs Stern verblaßt immer mehr.

Plötzlich springt ein irrlichternder Gedanke hoch, und sie fragen sich halb im Zweifel, halb zitternd vor Wut: „Leben die Kolonialfranzosen vielleicht nur d e s h a l b so gut, weil sie in unserem Lande leben, weil sie unseren Boden, den sie unseren Vorvätern geraubt haben, bebauen?“

Sie, die nur die unterste Gosse und die Elendsquartiere Frankreichs sahen, die allerdings mehr Menschen beherbergen, als man zu glauben bereit ist, lernten in Frankreich nur die Schattenseiten

kennen. Sie hatten keine Gelegenheit, oder nur in geringem Maße, die Villen und Palais der französischen Gutsituierten oder Millionäre zu sehen, oder gar dort zu wohnen. Sie müssen ja einfach glauben: Frankreich, das ist nur Armut und Hunger, Prostitution und Tuberkulose! Und mit einemmal fühlen sie sich in ihrer primitiven Bescheidenheit der ganzen Zivilisation haushoch überlegen. Dieses Gefühl der Überlegenheit breitet sich sehr bald auch auf andere Gebiete des Denkens aus.

Die Überlegenheit der Franzosen im besonderen und der Europäer im allgemeinen erkennen sie nur in einem einzigen Fall an: in der Wissenschaft und in der Technik, also der zivilistischen Seite und Endform der „Kultur". Die Automobile, die Traktoren, die Flugzeuge und, last not least, die Maschinengewehre, Panzer und Kanonen, – das sind für sie die greifbaren Wunder europäischer Zivilisation. Hier haben die „rumi", die Europäer, seit den Zeiten der Römer wirklich etwas geleistet! Die Römer und ihre Kultur-Epoche ist im ganzen Maghreb so lebendig, daß jeder Europäer kurz „rumi" heißt, Römer. Allerdings verlor dieses Wort im Laufe der Zeit sehr seinen Klang der Bewunderung und gilt heute beinahe als Schimpfwort.

Nun, die Franzosen waren zu bequem, um auch nur ihre Traktoren zu führen und ihre Autos selbst zu lenken. Sie richteten ihre intelligentesten Landarbeiter dazu ab. Der Drang, andere für sich kämpfen und sterben zu lassen, brachte Frankreich früh dazu, auch Algerier, Marokkaner, Tunesier im Gebrauch von Maschinengewehren, Maschinenpistolen, Panzern und Kanonen zu drillen und sie zu lehren, wie man automatisch Menschen vom Leben zum Tode bringen kann.

Die Araber des Maghreb waren, wie anderswo die Inder, Malayen, Indonesier und Tonking-Chinesen sehr aufmerksame und eifrige Schüler, bis sie alles konnten. Dann sagten sie sich: wir können Traktoren führen, Auto fahren und mit den modernen Waffen umgehen. Also sind wir den Europäern gleich. Wir brauchen sie nicht mehr!

Dieses Wissen, besser gesagt, dieser Glaube, überfiel sie wie

ein Rausch. Er beherrscht heute ihr Fühlen und Denken stärker als alles andere. Laßt uns die Franzosen aus dem Lande jagen, sagen sie sich, dann wird das bessere Leben uns gehören, uns allein!

So einfach ist das aber nicht. Hier begehen die Araber des Maghreb einen schweren Gedankenfehler. Sie vergessen, daß vor der rein technischen Beherrschung aller zivilisatorischen Errungenschaften der schöpferische Geist notwendig war, der all diese Dinge hervorbringen konnte. Daß es auch für die Europäer ein weiter, weiter Weg von der Steinaxt zu den Düsenbombern war. Sie begreifen es einfach nicht, daß die Technik nicht mit der Praxis begann, sondern mit der Idee. Daß man erst auf Grund dieser Idee, mit den Gesetzen der Logik und mit Hilfe des göttlichen Funkens, in der Lage war, die guten und bösen Produkte dieser Zivilisation hervorzubringen. Dies ist ein Weg, der nicht abgekürzt und auf dem nichts übersprungen werden kann.

So stehen diese wissenden Algerier, die die Praxis der Zivilisation und ihre Technik beherrschen, trotzdem zwischen den Dingen und schon gar nicht darüber. Sie können noch lange keine Maschine erfinden, wenn sie auch deren Handhabung vortrefflich meistern. Auch sie werden eines Tages in diese Geheimnisse eindringen, genauso wie die Europäer, aber sie werden, ebenso wie diese, einen langen Weg bis dorthin noch zurücklegen müssen.

Heute stehen sie zwischen den Welten, an der Schwelle.

Eine größere und tiefere Tragik kann es in unserer, wahrlich an dramatischen Erscheinungen so reichen Zeit, kaum geben!

*

Im September 1948 beschloß die französische Nationalversammlung endlich das schon seit mehr als einem Jahr zur Debatte stehende „Statut organique“ für Algerien, das Algerien-Statut. Durch dieses Statut wurde für Algerien eine lokale Abgeordnetenkammer, die Assemblée algérienne, mit zwei Kollegien zu je sechzig Delegierten geschaffen. Diese beiden Kammern sollten allerdings nur beratenden Charakter haben und keinerlei legis-

lative Gewalt ausüben. Schon darin zeigte sich die verschwommene und unklare Regelung der berechtigten Forderungen Algeriens nach Gleichberechtigung. Der französische Generalgouverneur blieb auf alle Fälle für alle Entscheidungen der Assemblée algérienne oberste Instanz. Er konnte die Ratschläge annehmen oder sie verwerfen.

Eine Schein-Demokratie nach altem, bewährtem Muster: Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß! Dazu kam, daß das erste Kollegium nur von französischen Siedlern und Bürgern, die in Algerien lebten, gewählt werden konnte, und von jenen bevorzugten algerischen Bürgern, die entweder lokale Würdenträger, Inhaber von Diplomen, ehemalige Offiziere oder Unteroffiziere der französischen Armee waren, oder zumindest die vierte Klasse eines Gymnasiums absolviert hatten.

Die Abgeordneten des zweiten Kollegiums konnten dann von den übrigen Algeriern gewählt werden. Durch ein raffiniertes Wahlsystem war es Praxis, daß auf eine französische Stimme beinahe neun algerische kommen mußten, um gleichwertig zu sein.

Dazu kam, daß die Kolonialfranzosen Algeriens sofort leidenschaftlich sogar gegen dieses Statut protestierten und es sabotierten, wo sie nur konnten, so daß Wahlschwindeleien am laufenden Band vorkamen. Nur so konnte es geschehen, daß in einer Stadt mehr Gesamtstimmen abgegeben wurden, als es überhaupt eingeschriebene Wähler gab, in der anderen wieder keine einzige Stimme auf die algerisch-nationalen Gruppen entfiel, obgleich jeder wußte, daß gerade dort eine Zentrale dieser Gruppe war.

Selbst das seriöse Munzinger-Archiv in der Deutschen Bundesrepublik mußte daher sagen: „Dieses algerische Statut ist ein Musterbeispiel für den Versuch, eine Umwälzung, der von der offiziellen Ideologie aus kein Widerstand geleistet werden kann, mit so vielen Bremsen zu versehen, daß sie nicht zu einem Erdrutsch führt.“

Dabei wollte doch Frankreich gerade mit diesem Statut in Al-

gerien der ganzen Welt zeigen, was es sich eigentlich unter der „Französischen Union“ vorstellte. Der Name war in unverkennbarer Anlehnung an das britische Commonwealth schnell gefunden worden. Weiter aber geschah nichts. Die „Französische Union“ blieb eine einzige Frage. Nun sollte die Antwort gegeben werden, eine Antwort, die niemanden befriedigte, weder die Algerier noch die Kolonialfranzosen.

Zwar erklärte der Generalgouverneur Marcel Naegelen auf der ersten Sitzung der algerischen Abgeodnetenkammer mit bewegten Worten: „Keinem der Algerier sollen von jetzt ab die elementarsten Menschenrechte versagt werden, aus acht Millionen Algeriern sollen acht Millionen gleichberechtigte Menschen werden. Ich bin nicht nach Algerien gekommen, um ein geknebeltes Volk zu überwachen, sondern um ihm volles Selbstvertrauen einzuflößen und um die zugesagten demokratischen Versprechen zu erfüllen. Dieses Versprechen wollen wir nicht umgehen!“ – Aber sonst folgte nichts. Mußten die großartigen Worte des Generalgouverneurs nach den blutigen Tagen von Setif schon sehr merkwürdig geklungen haben, so erweckte die Praxis, die diesen neuerlichen Versprechungen folgte, keinerlei neue Hoffnung und Glauben an die demokratische Fassade des französischen Kolonialismus. Dazu kam, daß die Kolonialfranzosen sofort alles aufboten, um nur ja eine Entwicklung im Sinne dieser, ohnedies nicht ernst gemeinten, Versprechungen zu verhindern.

Wer es wagte, von der Selbständigkeit Algeriens zu sprechen, wurde rücksichtslos verhaftet. Denn so weit ging die französische Demokratie nicht!

Aber das Algerien-Statut hatte allen Algeriern die französische Staatsbürgerschaft gebracht. Der Weg nach Frankreich war für sie nun offen. Vor hundert Jahren waren Tausende französischer Bauern nach Algerien ausgewandert. Nun wanderten Algerier nach Frankreich aus. Beide hatte hauptsächlich die soziale Notlage getrieben. Die Franzosen einst, die Algerier jetzt.

Nur selten drang in die Weltöffentlichkeit eine Nachricht über die so verheißungsvoll begonnene Entwicklung in Algerien,

die nicht aus dem Pariser Informationsministerium stammte. Es fehlte in diesen Jahren nicht an Warnungen, die eigentlich hätten aufhorchen lassen müssen; aber sie wurden nicht gehört.

Obgleich die algerische „Mouvement pour le Triomphe des Libertés Démocratiques", MTLD, nicht verboten war, wurden ihre Funktionäre und Redner von der französischen Polizei mit größter Hartnäckigkeit verfolgt. Ein im Dezember 1951 in Blida abrollender Prozeß gegen sechzig Mitglieder der MTLD war ein grelles Blitzlicht auf die tatsächlichen Verhältnisse in Algerien.

Khidder Mohammed, ein unermüdlicher Streiter für die algerische Freiheit, sagte aus:

„Man fesselte mich an Armen und Beinen und schob dann einen Knüttel unter den Kniekehlen und den Armen durch. Dann setzte man mich nackt auf eine Flasche, deren Hals in meinen After eindrang, während die Polizeiinspektoren Dupuis und René Tavera mit allen Kräften auf meine Schultern drückten. Zwei Tage später wurde ich in einen anderen Raum gebracht. Dort wurde ich wieder nackt ausgezogen und gefesselt. Dann wurde ich solange in einer mit kaltem Wasser gefüllten Badewanne untergetaucht, bis ich ohnmächtig wurde. Am Nachmittag und am nächsten Morgen wurde ich der selben Prozedur unterworfen. Die vierte und letzte Vernehmung dieser Art fand am Nachmittag statt. Dann wurde ich so zusammengeschlagen, daß meine rechte Schulter ausgekugelt wurde. Nach diesen Folterungen, denen keine Menschenseele gewachsen ist, unterschrieb ich alle gewünschten Erklärungen."

Hanini Salah:

„Gebt mir irgendeinen Polizisten – wenn ich das mit ihm tue, was ein Polizist mit mir getan hat, wird er beeiden, Vater und Mutter erschlagen zu haben!"

Mohammed Challi:

„Einer der Polizisten hat in meiner Anwesenheit gesagt: Selbst wenn der liebe Gott persönlich herkäme – bei uns würde er zum Sprechen gebracht!"

Vor diesem Prozeß, bei dem es Strafen bis zu sechs Jahren regnete, gab es Prozesse in Bone, Bougie und Oran. Überall waren Algerier unter den unglaublichsten Beschuldigungen verhaftet und verurteilt worden. Nie hatten sie recht erhalten. Als der Verteidiger Stibbe in Blida von algerischen Patrioten sprach, sagte der Staatsanwalt Humber zynisch: „Dieser Schweinebande werde ich schon die Krawatte stramm ziehen!“

In Wahrheit stand ja die algerische Freiheitssehnsucht vor Gericht, und ihr sollte die „Krawatte stramm gezogen“ werden!

Das war die traurige Wahrheit von Gleichberechtigung, Freiheit und Demokratie in der liberalen Epoche in Algerien. Zuchthaus und Folterung zu einer Zeit, da es überhaupt keine Gefahr gab. Es gab keine Fellaghas, kaum Attentate und noch keine Revolution. Die Freiheitssehnsucht allein wurde gehetzt und sollte erwürgt werden: ein gefahrvolles und riskantes Unternehmen!

*

Frankreich hätte theoretisch eine Möglichkeit gehabt, um Algerien wirklich aufzusaugen: die Assimilation. Schon in der französischen Revolution war jene Gesellschaft der Freunde der Schwarzen entstanden, „Societé des Amis des Noirs“, die in der französischen Kolonialpolitik eine so verhängnisvolle Rolle spielte, daß dies sogar Danton und auch Brissot vor dem Revolutionstribunal vorgeworfen wurde. Robespierre, der groteskerweise ein Gegner der Negerbefreiung war, beschuldigte diese Gesellschaft, sie habe durch die Negerbefreiung – die französischen Kolonien zu Grunde richten wollen.

Sicher aber ist, daß die Franzosen seit eh und je keinen Wert auf besondere Rassereinheit legten. Dieser Weg stand also für Frankreich auf alle Fälle offen und mußte eine Chance bieten.

Kaiser Napoleon III. schwärmte, dank seiner beiden Blitzbesuche in Algerien, so sehr von der Assimilierung, daß er sogar das Wort von der „Verschmelzung der Rassen“ prägte, und sich gleichermaßen als Kaiser der Franzosen wie der Araber fühlte.

Allerdings waren seine Begriffe so verworren wie die ganze Politik, die Frankreich in all den Jahrzehnten in Algerien betrieb. In einem Schreiben an den damaligen Generalgouverneur Marschall Pléssier Duc de Malakoff, ausgerechnet jenen Mann, der als Colonel die unglücklichen Kabylen des Stammes Uled Rhia in ihren Höhlen erstickt hatte, erklärte er:

„Algerien ist keine eigentliche Kolonie, es ist ein arabisches Königreich. Die Einheimischen genießen meinen Schutz mit gleicher Berechtigung wie die Kolonisten, und ich bin in gleichem Maß Kaiser der Araber wie Kaiser der Franzosen."

Pléssier mag sich das Seine gedacht haben. Zum Glück starb er kurze Zeit danach, und es blieb ihm erspart, in höchste Ungnade zu fallen. Aber auch seinem Nachfolger, Marschall Mac Mahon, erklärte der schwärmerische Kaiser in einem langen Brief unter anderem:

„Algerien ist ein arabisches Königreich, eine europäische Kolonie und ein französisches Kriegslager."

Natürlich verstand niemand den Sinn dieser Zeilen, von denen fraglich ist, ob der Schreiber selbst wußte, was er damit ausdrücken wollte. Eines ist sicher: er wollte, wie so viele, einen Ausweg suchen, einen Ausweg, den es gar nicht gab.

Bei der gewünschten Verschmelzung der Rassen stellte sich nämlich französischerseits sehr bald ein unüberwindbares Hindernis dar: die mangelnde Gebärfreudigkeit der französischen Frauen. In ganz Frankreich schäumte die Lebensfreude über – wie heute noch –, Frankreich ist das Hauptquartier der Liebe auf Erden. „Faire l'amour" gilt den Franzosen mehr als alles auf der Welt. Aber als Affäre ohne sichtbare Folgen. Die Geburtenziffern Frankreichs sanken beständig. Einmal – als man ihm die entsetzlichen Verlustziffern von Austerlitz entgegenhielt – hatte Napoleon achselzuckend geantwortet: „Eine Nacht in Paris wird den Verlust wieder gutmachen!" – Das ist aber schon lange her . . .

Selbst wenn die Algerier auf diese „Verschmelzung" eingegangen wären, hätte das Resultat wohl nur eine Afrikanisierung

Frankreichs, aber keine Verschmelzung, keine Assimilation ergeben. Zum Glücke Frankreichs dachten die Algerier nicht daran, den Franzosen auf diesen schwankenden und außerdem phantastischen Wegen zu folgen.

Zwischen der Planung aller Assimilationsbestrebungen und ihrer Verwirklichung stand eine beinahe unüberwindbare Barriere: die Religion, der Islam. Der Araber lehnt es keinesfalls ab, sich mit Berbern, Hamiten oder Negern zu mischen, – wenn der Betreffende oder die Betreffenden dem rechten Glauben angehören. Der Islam ist die große, verbindende Basis, auf der die Rassenassimilation in Afrika vor sich geht. Aber auch nur er *allein.*

Der Franzose blieb, auch wenn man auf dem Papier der gleiche Staatsbürger war wie er, der rumi; ein Römer, einer der zu einem anderen Gott betet.

Dazu kommt der starre Konservativismus der muselmanischen Frau. Längst ist die Polygamie, bis auf wenige Ausnahmen, in Algerien verschwunden. Schon allein das Absinken der großen Vermögen erzwang die Einehe, schneller und gründlicher als die westliche Zivilisation. Der Unterhalt von mehreren Frauen kann nicht mehr bestritten werden. Aber die dominierende Stellung der muselmanischen Frau innerhalb der Familie blieb unangetastet. Sie lehnte meist den näheren Kontakt mit den Franzosen ab; sie blieb in der Regel auch dann unsichtbar im Hintergrund, wenn der Mann mit den Franzosen geschäftliche oder gar politische Verbindungen unterhielt.

Im Jahre 1952 wurden in Algerien etwa neunzigtausend Ehen geschlossen. Davon waren genau einhundertdreiunddreißig Mischehen. Und dies bei den Franzosen, die, wie gesagt, keinem Rassenstolz huldigen, wie die Praxis in allen ihren anderen Kolonien bewies. Also kam die Ablehnung aus den Reihen der Muselmanen, auch derer, die durch französische Schulen gegangen waren.

Aber nicht nur die Algerier lehnten die Assimilierung ab. Auch die Colons boykottierten sie erfolgreich. Wenige Tage, ehe Mendès-France stürzte, fand im Palais Bourbon eine große De-

batte über Algerien statt. Hier endlich wurde offen und eindeutig ausgesprochen, wie es mit dem ganzen Algerien-Statut und all den reformistischen Neuerungen stand, welche Realitäten sie besaßen beziehungsweise *nicht* besaßen.

Die Colons befürchteten immer, daß die völlige Integration mit ihrer Stimmengleichheit nichts weniger zur Folge haben würde, als daß mehr als einhundert muselmanische Abgeordnete ins Pariser Parlament einziehen würden. Damit wäre die Vorherrschaft der Franzosen in Algier so oder so zu Ende.

Dazu käme noch, da mehr als Zweidrittel der Algerier unter zwanzig Jahre alt sind und der Geburtenüberschuß im Jahr etwa dreihunderttausend Seelen beträgt, daß schon von der Generationsfrage her allein die Muselmanen Algerien übernehmen würden. Jede ehrliche Integration mußte zwangsläufig zur Übernahme der Macht durch die Muselmanen führen. Kluge Rechner stellten fest, daß, bei der Lebensaktivität der Algerier, sich diese bis 1980 verdoppeln, die Franzosen sich aber höchstens um einige Hunderttausende vermehren würden. Sie würden dann höchstens noch ein Zwanzigstel der Bevölkerung ausmachen, während sie heute noch etwa ein Zehntel darstellen. In jener Debatte wurde ausgesprochen, was schon seit Jahrzehnten wie ein drohendes Schreckgespenst die Kolonialfranzosen ängstigt: Die Muselmanen werden Algerien überschwemmen!

Der Abgeordnete Ben Djellul rief erregt dazwischen:

„*Sind wir vielleicht keine Franzosen?*"

General Aumeran, Abgeordneter der Colons, entgegnete scharf:

„*Ich verbitte mir diesen Zwischenruf. Niemand kann bestreiten, daß ich in den Mohammedanern genauso gute Franzosen sehe!*", und fuhr dann gelassen fort: „*Wie ich schon sagte, drohen wir in Algerien von den Mohammedanern überschwemmt zu werden ...*"

Der Abgeordnete Ben Hamed rief erschüttert aus:

„*Sie öffnen einen Weg von Blut und Tränen!*"

Nein, die Assimilation war stets nur ein Schlagwort der höheren Kolonialpolitik in Algerien, oder die irrlichternde Phrase einer höchst unrealistischen, schwärmerischen Minderheit, die nichts zu sagen hat.

Da es sich also über hundertunddreißig Jahre erwiesen hatte, daß es im Maghreb für die Franzosen keine Assimilation mit den Algeriern gab, hätte man nur noch eines machen können, um Nordafrika für alle Zeiten für Frankreich zu sichern: die Araber und Berber verdrängen! So wie das mit der Bevölkerung in Kanada, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Australien geschehen ist. Sie in Reservationen halten.

Dazu aber fehlte Frankreich die biologische Kraft der Angelsachsen. Sie wollten wohl die Araber und Berber verdrängen, aber ihre ganze Kolonialpolitik bewies, daß sie dazu nicht im Stande waren. Im Gegenteil, die arabische und berberische Bevölkerung überflügelte die Franzosen bald und drängte sie dank ihrer biologischen Kraft beinahe an die Wand. Deshalb vermochten die Franzosen nur sich *dazwischen zu schieben* und mit harter Ellenbogenpolitik immer mehr Raum zu gewinnen.

Diese Ellenbogenpolitik, die wohl Stöße austeilte, aber nicht in der Lage war, den Gegner – die einheimische Bevölkerung – wegzufegen, hat Frankreich in die heutige Situation gebracht. Da die Assimilation nicht gelang, die Kraft fehlte, reinen Tisch zu machen, blieb den Franzosen keine andere Möglichkeit, als den einmal beschrittenen verhängnisvollen Weg weiterzugehen. Sie erkannten bald, wo ihre Grenzen lagen, und versuchten in ihrer Erbitterung mit polizeilichen und gerichtlichen Maßnahmen, mit Terror und Gewalt die Dinge zu korrigieren. Sie ahnten nicht, daß sie gerade damit den Gang der Dinge beschleunigten.

Die brutalen Maßnahmen gegen die politischen Diskussionen und Polemiken blieben nicht ohne Wirkung auf die algerischen Kreise. Immer mehr verloren jene an Boden, die noch eine friedliche Lösung mit Frankreich anstrebten und diese predigten. Jene aber gewannen die Oberhand, die der Überzeugung waren, daß

in Zukunft die Franzosen nichts mehr in Algerien zu suchen hätten, und daß diese Zukunft nicht erbetttelt oder eingehandelt, sondern erkämpft werden müsse.

Aber noch war die Stunde nicht da. Zwar warfen Demonstranten in Oran auf Autos, in denen sich französische Politiker befanden, Steine, und demonstrierten an verschiedenen Orten gegen die grausame Ermordung des Gewerkschaftsführers Ferhat Hached im nahen Tunesien. Aber alles war im Grunde recht harmlos und ungefährlich. Attentate in verschwindender Zahl entsprangen dem individuellen Terror. Von einem organisierten Kampf war keine Rede.

Die Wahlkampagne zur Algerischen Versammlung im Januar 1954 verlief sehr ruhig. Die MTLD hatte auf eine Beteiligung verzichtet. Allein die „Union démocratique du Manifest algérien", mit Ferhat Abbas an der Spitze, stellte sich zur Wahl. Aber wieder triumphierten Fälschung und Betrug.

Trotz dieser verzweifelten und ernsten Lage entbrannte zwischen den algerischen Revolutionären ein erbitterter Konkurrenzkampf. Ferhat Abbas, der erst im März 1946 wieder in Freiheit gekommen war, gründete, an Stelle der „Freunde", die „Union démocratique du Manifest algérien", UDMA, während Messali's PPA unter dem Namen „Mouvement pour le Triomphe des Libertés Démocratiques", MTLD, arbeitete.

Sehr bald ergaben sich innerhalb der Nationalisten Algeriens schwere Differenzen über die Verschiedenheit der Auffassungen, welcher Weg endlich zum Erfolg und zur Freiheit führen würde. Die reformistischen Versuche der gemäßigten Nationalisten wurden bald von den Vertretern einer größeren Gruppe als illusionistisch und verwerflich bezeichnet. Immer stärker rang sich die Auffassung durch, daß nur der *Kampf* allein zum Erfolg führen könnte.

Nach dem Blutbad von Sétif hatten sich kleine verzweifelte Gruppen gebildet, die auf eigene Faust den Widerstand gegen Frankreich aufnahmen. An den Häuserwänden von Sétif und in der kleinen Kabylie erschienen Parolen, die die Algerier warn-

ten, den Franzosen zu glauben, was diese auch immer versprechen würden. Der Kampf allein könne noch zur Freiheit führen!

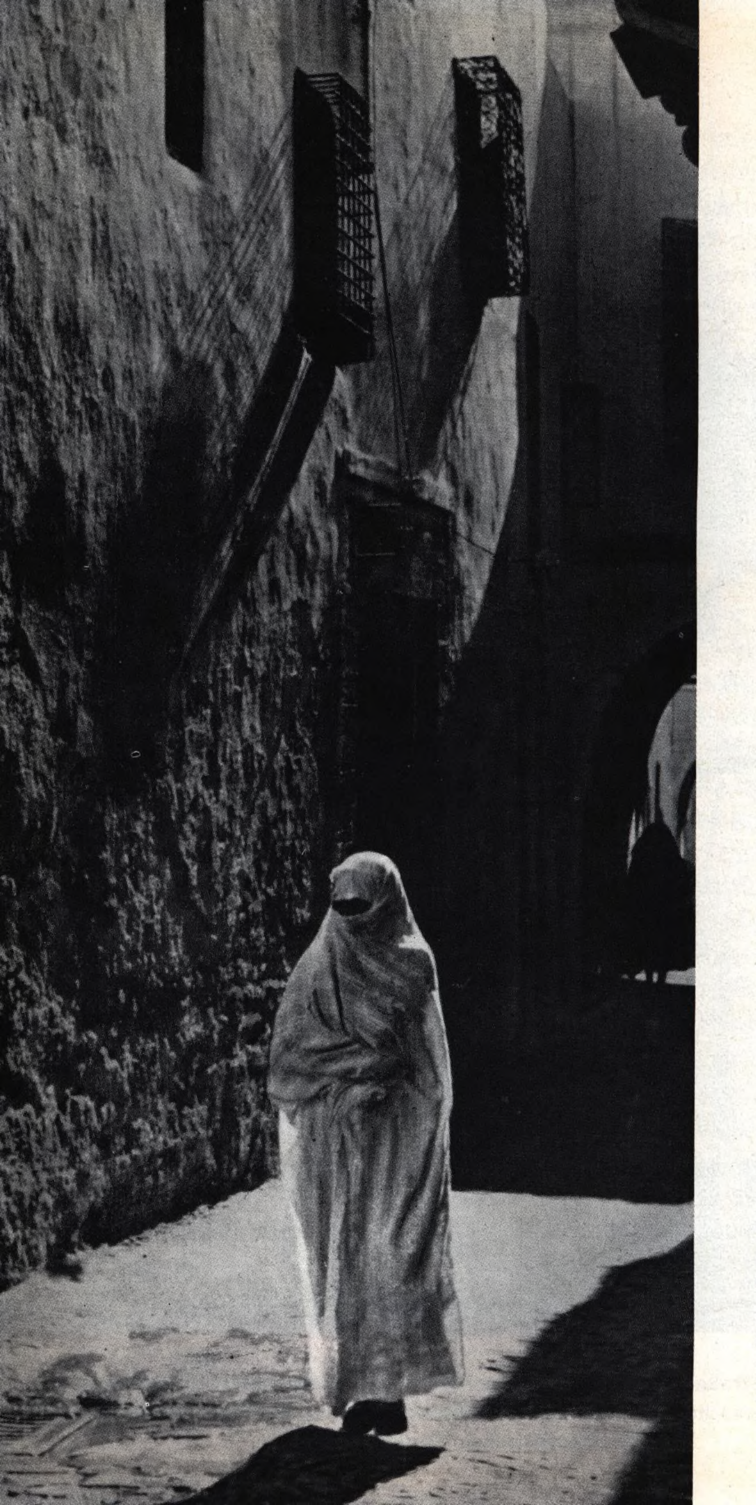
Die Fernsprechleitungen in Saida und Hassenvilliers wurden erstmalig durchschnitten und gestört. Da und dort fielen sogar Schüsse und es kam zu Verlusten unter den Franzosen. Handelte es sich auch offenbar um kleinere Gruppen, die man genau genommen nicht als politische bezeichnen konnte, so gab es doch Aufregung und Sorge genug. Natürlich schlugen die Franzosen sofort hart zu. Sie schlugen, wie oft, zu Unrecht zu und förderten die Entwicklung mit aller Macht. Wie immer: unfreiwillig.

Sowohl in der PPA, als auch in der UDMA entstanden Oppositionen, die heftig gegen die Reformisten angingen. Messali machte kurzen Prozeß und schloß rebellierende Kampfgefährten aus der PPA aus. Trotzdem verlor er weiter an Einfluß. Da er jahrelang als französischer Gefangener fern vor Algerien hatte leben müssen, entfernte sich seine Gruppe immer mehr von der gemäßigten reformistischen Generallinie Massalis. Als die Gründung einer eigenen kämpferischen Partei beschlossen werden sollte, versuchte Hadj Messali einzugreifen und stellte sich den entschlossenen Nationalisten. Der Kampf, der im August 1953 begann, endete ein Jahr später mit dem Ausschluß Hadj Messalis und seiner Freunde aus der eigenen Partei. Die Gegner warfen Messali vor, er habe sich in der Gefangenschaft von den Franzosen beeinflussen lassen oder sei gar bestochen, auf jeden Fall aber vom rechten Weg abgewichen. Der rechte Weg könne nur der „Pfad Gottes“ sein, der heilige Krieg gegen Frankreich.

Gerade zu dieser entscheidenden Zeit gelang es Ben Bella, Anfang 1953, aus dem Gefängnis in Blida zu entfliehen. Ben Bella war ein eiskalter und realistischer Kämpfer. Er hatte in der französischen Armee seine militärische Grundausbildung genossen, hatte es bis zum Sergeant-Chef gebracht und sich entsprechende Auszeichnungen unter der Trikolore erworben. Nun, da er längst erkannt hatte, daß Frankreich der Untergang für Algerien sei, war er zum erbittertsten Feind der Franzosen geworden. Er sammelte seine Freunde Boudiaf Mohammed, Ben Bou-



Immer wieder werden die Straßen, so wie hier in der Stadt Algier, überfallartig abgeriegelt und die Straßenpassanten untersucht. Auch die Kinder unterliegen den strengen Kontrollmaßnahmen der französischen Truppen.



Alle Assimilierungsversuche schlugen fehl. Aber auch die militärischen Aktionen konnten den Widerstandswillen der Bevölkerung nicht brechen. Überall im Maghreb ist die Kasbah das Zentrum der Nationalisten.

laid Mostafa, Ben Mahidi Larbi und Dideuche Mourad. Sie beschlossen, angesichts der zersplitternden Machtkämpfe innerhalb der algerischen Gruppen das einzig Richtige: strikte Neutralität zu wahren und alles auf den Kampf gegen Frankreich zu konzentrieren.

Am 10. Juni 1954 sprachen sie zum erstenmal das Ziel ihrer heißen Sehnsucht aus: die Wiederaufnahme des *algerischen Freiheitskampfes* gegen Frankreich, diesmal mit modernen Mitteln und in der Erkenntnis der Ursachen der bisherigen Niederlagen. Schluß mit der Uneinigkeit! Schluß mit der Zersplitterung! Wir greifen auf ganzer Front an!

Die „Front Libération Nationale“ wurde geboren.

Hadj Messali war von da an keine Konkurrenz mehr. Seine Lehren vom politischen Kampf und der Taktik des Verhandelns verblaßten vor dieser berauschenden Melodie? Kampf! *Kampf gegen Frankreich!*

Alles stand auf der Seite der revolutionären Nationalisten: der Haß des Volkes, der durch die brutalen Polizeimethoden immer aufs Neue entfacht wurde; die Tradition, die unter Abd el Kader begonnen; der Wunsch nach Freiheit, der seit uralten Tagen nie ganz verstummt war; die Sorge über das ständig wachsende wirtschaftliche, soziale Elend; und selbst der Koran – stand nicht in der 47. Sure:

> *„Ihr sollt nicht schwach sein und nach Frieden rufen, da ihr doch die Oberhand habt, weil Gott mit euch ist; nie wird er euch um eure Werke betrügen!“*

Wohlan, sie wollten nicht schwach sein!

Dagegen hatte Messali nichts mehr zu bestellen. Er wurde von der Entwicklung hinweggeschwemmt. Wohl geisterten noch seine Anhänger in Frankreich unter den algerischen Arbeitslosen und Arbeitern herum; in Algerien selbst aber, dort, wo die Entscheidung fiel, verblaßte sein Name, der Jahrzehnte lang mit dem algerischen Freiheitskampf verbunden war. Er hatte, obgleich er noch schnell eine neue Organisation gründete, die „Mouvement Nationale Algérien“, MNA, im neuen Verlauf der Ereignisse

nichts mehr zu bestellen; er hinkte hinter der Entwicklung nach. Er sollte lediglich noch im Zusammenhang mit den Konkurrenzkämpfen zwischen den in Frankreich rivalisierenden Gruppen genannt werden. Er war zu lange fort gewesen. Ihm war das alte Emigrantenschicksal beschieden: mit ihrer politischen Konservengesinnung ausgestattet, die sie auf die freiwillige oder unfreiwillige Reise mitnehmen, kommen sie, schließlich zurückgekehrt, nicht mehr zurecht. Zu Hause gehen die Dinge anders, als man sie aus der Ferne sieht.

Algerien trat seinen großen Kampf ohne Hadj Messali an.

Der Sturm bricht los

Der 1. November 1954 – In Tunis siegte die Vernunft
Mort pour la France

Der 1. November 1954 war ein Tag wie jeder andere auch. Er hatte kein historisches Vorbild und keinen besonderen Anlaß. Es war die Wochen und Monate vorher ruhiger gewesen als bisher. Nichts deutete darauf hin, daß ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen sollte. Man hatte wohl von Agenten gehört, die das Land durchstreiften und die Algerier aufhetzen sollten. Aber das waren unkontrollierbare Gerüchte.

In der klaren Erkenntnis, daß nur noch die Gewalt sprechen und für die Freiheit werben konnte, hatten sich aber die Algerier gerade für diesen Tag vorbereitet. Sie hatten sich auf diesen Tag geeinigt, weil an ihm die Franzosen, die führenden Beamten und vor allem die Kommissare und Kommandeure, in Urlaub zu gehen pflegten.

Im Auresgebirge ging es zuerst los. Die Bergketten dieser gewaltigen Felsenburg, die über tausendeinhundert Quadratkilometer umfaßt und deren Gipfel bis zu zweitausenddreihundert Meter ansteigen, reichen bis zur tunesischen Grenze hin. Die Nordabhänge sind bepflanzt. Weinberge stehen hier, Olivenwälder, in den tieferen Lagen Obstplantagen und Kornfelder. Aus Australien hatten die Colons sogar Eukalyptusbäume geholt, die hier vorzüglich anwuchsen. Aber so freundlich und fruchtbar die Täler auch sind, auf den Höhen herrschen die krumme Esche und das harte Alphagras. Tiefe, vielverzweigte Höhlen, undurchdringliches Niederholz bieten vorzüglichen Schutz für den, der sich verbergen will. Gegen den Süden wird der Djebel Aures zerklüftet, baum- und weglos und wild.

Batna, Biskra und Khenchela sollten im ersten Ansturm ge-

nommen werden. Da aber der Bombenanschlag auf das Kraftwerk von Biskra eine Viertelstunde zu früh erfolgte, wurden die französischen Dienststellen alarmiert und konnten sich eine volle Viertelstunde hindurch telephonisch gegenseitig informieren, daß etwas im Gange zu sein schien. Erst dann wurden die Telephonleitungen planmäßig zerschnitten. Diese Viertelstunde aber wurde von den Franzosen fieberhaft genützt. Nur Khechela konnte überrumpelt werden.

Todesmutig griffen die Algerier, trotz dieses ersten Fehlschlages weiter an. Im Raume von Portes de Fer, bei El Qujla, ging es weiter. Die Stadt Arris wurde durch Baumsperren von der nahen Garnisonstadt Batna isoliert. Die Sprengungen donnerten durch die Nacht. Fermen gingen lodernd in Flammen auf. Der Kampf hatte begonnen. Der wilde, harte Kampf um die Freiheit.

Der Alarm schreckte ganz Algerien auf. Eilig wurden die verfügbaren Truppen zusammengerafft und gegen den Aures geworfen. Die Militärs lächelten. Ein paar Wochen, sagten sie kühl, dann würde der Zauber vorbei sein.

Die Algerier aber hatten aus der hundertjahrelangen Geschichte ihres verzweifelten Widerstandes gelernt. Sie hatten erkannt, daß sie vor allem deshalb immer wieder unterlegen waren, weil sie uneins auf eigene Faust, in einzelnen Stämmen oder Landschaften, losgeschlagen hatten und nie gemeinsam. Diesmal wollten sie diesen Erbfehler nicht wiederholen. Während die Franzosen daran gingen, die kleine Gruppe der Rebellen und Freiheitskämpfer im Djebel Aures einzukreisen, bereiteten sie ihre neuen Schläge vor.

In Batna waren unterdessen Innenminister François Mitterrand gemeinsam mit Generalgouverneur Roger Leonard angekommen, um sich an Ort und Stelle zu orientieren. Die Militärs beruhigten sie. In spätestens drei Monaten würde der Spuk zu Ende sein. Paris könne ruhig bleiben.

Unterdessen sprengten die Moudjahidines die Straße zwischen Batna und Biskra. Die Franzosen mußten den gesamten

Verkehr lahmlegen, da die Kolonnen immer wieder aus dem unwegbaren Gelände angegriffen wurden. Armeeminister Jacques Chevalier gab kleinlaut zu, daß das Auresgebiet praktisch im Aufstand sei. Es schien doch ernster als man zuerst angenommen hatte.

Da brach es in der Kabylie los. Fermen brannten, und nächtliche Überfälle rissen nicht ab. Die Franzosen stutzten. Ehe sie noch richtig umgruppierten, ging es im Osten und Norden von Constantine los. Und dann bei Oran, – und schließlich in und um Algier. Jetzt konnte man erkennen, daß hinter der vermeintlichen Bauernrebellion ein raffiniert durchdachter Plan stand.

In Wahrheit hatten die Moudjahidines sorgfältig zweiundsiebzig Ortschaften ausgewählt und dort dreitausend Männer, die bereit waren, den Kampf aufzunehmen. Es konnten nicht mehr Männer sein, weil nicht mehr Gewehre vorhanden waren. Viele dieser Gewehre der ersten Monate waren Vogelflinten und Jagdgewehre. Nur wenige Militärgewehre waren vorhanden, fast keine Maschinenpistolen und Maschinengewehre.

Trotzdem verstärkten die Franzosen ihre fünfzigtausend Mann, die zu dieser Zeit in Algerien standen, eilig auf achtzigtausend. Gegen ganze dreitausend algerische Freiheitskämpfer! Laufend trafen die Verstärkungen in den Häfen Bone und Philippeville ein.

*

Im nahen Tunesien waren die Dinge anders gelaufen. Hier hatten der Freiheitswille und letztlich wohl auch die Vernunft gesiegt. Das tunesische Beispiel feuerte die Algerier nun an. Es mußte auch für Algerien einen Weg geben! Allah würde sie nicht verlassen! Allerdings hatte es auch in Tunesien lange genug gedauert.

Tunesien war 1881 von Frankreich besetzt worden. Wiederum war das christliche Abendland in Gefahr! Wiederum mußte sich Frankreich „opfern", um Europa vor einer Bedrohung aus Tunis zu schützen! Wiederum entschied die bessere Armee und

die moderne Waffentechnik. Die Verträge von Le Bardo im gleichen Jahr, und in La Marsa zwei Jahre später, zwangen dem ohnmächtigen Bey von Tunis die Anerkennung der französischen Oberhoheit über Tunesien auf.

Die tunesische Landschaft, die gesellschaftliche Gruppierung, alles unterschied sich doch sehr vom nahen Algerien oder gar von Marokko. Tunesien war nicht nur uraltes Kulturgebiet in der megalithischen und vor allem in der phönizischen Zeit, es war das Land der großen Weltstadt Karthago, – es ist Kolonie des machtvollen römischen Reiches gewesen. Heute noch stehen bis an die nördliche Grenze der Sahara auf tunesischem Boden die stolzen Zeugnisse römischer Herrschaft; die herrlichen Ruinen von Dugga oder das Kolosseum El Djem, um nur einige dieser mit römischen Triumphbögen, Tempeln und Theaterruinen so reich ausgestatteten Orte zu nennen. Und die haushohen Bogen der römischen Wasserleitung, die heute noch vor den Toren der Stadt Tunis über die Felder führt, geben eine beredte Kunde von den glanzvollen Tagen Cäsars, des Augustus oder Trajans.

Alle tunesischen Siedlungen und Gründungen, ausgenommen die heilige Stadt Kairouan, entstanden auf römischen Ruinen. Oft benutzten sogar die französischen Colons das alte, aber sehr haltbare Gemäuer als Grundstock für den Bau ihrer Fermen. Und es gibt wohl nichts Erschütternderes als die Tatsache, daß sich jetzt algerische Flüchtlinge in den römischen Ruinen von Heidra verkrochen; die Menschen der Atomzeit kehrten zurück zu den Stätten der ersten europäischen Kultur auf afrikanischem Boden.

Diese Städte haben in Tunesien eine andere Bedeutung als etwa in Algerien oder Marokko. Hier bildete sich die Elite der arabischen Bürgerschaft, während das weite Land – seit es im westlichen Teil, wo die Ausläufer des Atlas die Landschaft bestimmen, oder unten im Süden und Südosten, wo die großen Olivenhaine, die Zitronengärten, Weinfelder, die Obstplantagen und die Palmenoasen liegen, oder gar in der näheren Umgebung der Stadt Tunis bis Le Kef, wo die Getreidefelder und Weingärten sind – von den französischen Colons erobert wurde. Die moderne

Agrartechnik, die bessere Grundbildung der Colons und da oder dort der größere Fleiß und die stärkere Initiative, ließen sehr bald eine grundlegende Umbildung der gesellschaftlichen Struktur des Landes nach der französischen Eroberung vor sich gehen.

Zu Beginn der französischen Herrschaft waren nur fünfhunderttausend Hektar Ackerland bewirtschaftet. Die tunesische Bevölkerung brauchte nicht mehr. Heute sind es beinahe 3,7 Millionen Hektar. Davon befanden sich bald mehr als zwei Millionen Hektar in den Händen französischer Colons. Allein fünfzig Pariser Kapitalisten, die nicht im Traume daran dachten, in Nordafrika „Kulturarbeit“ zu leisten, kauften von den immer mehr verarmenden tunesischen Feudalherren über vierhunderttausend Hektar allerbesten Kulturbodens, um diese riesigen Grundmassen zu vereinigen und ähnlich wie die sowjetischen Kolchosen rationell zu bewirschaften. Dieses konzentrierte Vorgehen des französischen Kapitals bedeutete natürlich eine schwere Schädigung der einheimischen arabischen Bauern und Grundbesitzer. Deren Methoden waren veraltet, ihre Arbeitsweise überholt. Nun wurden ihnen aber die Errungenschaften der modernen Agrarkultur nicht beigebracht, im Gegenteil, die Einheimischen wurden auf Grund ihrer Rückschrittlichkeit planmäßig überspielt und so um ihren Besitz gebracht.

Sehr schnell sanken die tunesischen Bauern und selbst ehemalige größere Grundbesitzer in die traurige Rolle von Tagelöhnern herab, unfähig, sich mit Erfolg gegen die gerissenen Pariser Geschäftspraktiken und agrartechnischen Erfahrungen zu wehren. Mit der Verproletarisierung der tunesischen Bauern aber wuchsen die beherrschenden Städte immer mehr an. Nicht alle waren bereit, den französischen Eindringlingen als Hilfsarbeiter unter armseligen Verhältnissen und Löhnen zu dienen. Sie liefen in die nahen Städte, in der Hoffnung, daß Allah ihnen dort die Chance ihres Lebens schenken würde. Aber für die Meisten ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung. Sie ergaben sich fatalistisch in ihr Schicksal – Allah hat es eben nicht getan – und vermehrten erschreckend die Massen der besitzlosen Gelegenheitsarbeiter und

kleinen Handwerker. Je größer die Städte aber anwuchsen, desto größer wurden die Unzufriedenheit und der Wille, einen Ausweg aus dieser beklemmenden Lage zu finden. Mehr als zweidrittel der Tunesier leben heute in den Städten.

Dort, wo der Boden überreiche Frucht zu schenken bereit ist, entstanden auf engstem Boden neue Gartenbetriebe, die, etwa in Sfax, besonders zahlreich sind und Tausende Menschen als Gärtner ernähren. In den Seestädten im Osten wandten sich immer mehr Menschen dem Meere zu und verstärkten die Zunft der Seeleute, die im flachen Küstengewässer sehr eifrig nach Krabben, Muscheln, Polypen und Schwämmen fischen. Aber nicht alle verproletarisierten Tunesier konnten aufs Meer hinaussegeln oder sich einen Garten zulegen, – daher wuchsen die Städte immer mehr und mit ihnen die politische Unzufriedenheit. Die soziale Rolle dieser tunesischen Städte ist so wenig zu übersehen wie ihre nationale und vor allem religiöse. Hier, in der Masse, fühlte der Tunesier seine Stärke, und hier erwuchs ihm erst das Bewußtsein dieser Kraft.

Kairouan, eine der vier heiligen Städte des Islam, erhebt sich mit seinen weißen Mauern aus einer Steppenebene – beinahe unwirklich. Die Araber aus der Wüste müssen sich in diesem Heiligtum zu Hause fühlen.

Hier stehen die berühmte Große Moschee, die Moschee des Lieblings des Propheten, Sidi Sahab, und viele andere. Rings um die Stadt, zu deren Bazaren viele Kamelkarawanen hinstreben, genau so wie die eleganten Wagen der erfolgreichen Teppichhändler, erheben sich die weißen Kuppeln der Gräber der Heiligen und die zahlreichen Friedhöfe. Sieben Pilgerfahrten nach Kairouan kommen einer Mekkafahrt gleich. Der siegreiche Eroberer des Maghreb, Sidi Okba Ben Nafi, gründete diese Stadt bereits um 670. Seither strahlt sie ihren Einfluß auf den Islam aus.

In Europa wurde diese seltsame und heute noch unerhört lebendige Stadt aber weit weniger wegen ihrer Bedeutung für den Islam bekannt, als vielmehr wegen ihrer Teppiche. Hier werden

die berühmten dicken, wolligen Alusha und die hart geknüpften Mergoum hergestellt, deren schwarz-weiße Muster schon seit tausend Jahren nach gleicher Methodik und Zeichnung gewebt und geknüpft werden.

Was Kairouan an religiöser Bedeutung besitzt, das birgt die Stadt Tunis für die soziale und nationale Politik des Landes. Weder Algerien noch Marokko haben eine Stadt von einem solch zentralen Einfluß. Es besteht nicht der geringste Zweifel: Tunis ist Tunesien. Hier schlägt das Herz des ganzen Landes. In europäischen Vergleichen gilt das höchstens noch für Paris und Frankreich.

Unweit der Trümmer von Karthago wuchs diese Stadt am großen Golf, inmitten einer fruchtbaren Landschaft, in der sich Getreidefelder, Weinhecken, Oliven und Zitrusfruchthaine abwechseln; sie zeigt vollkommen modernen Charakter. Die Araberstadt, hier Kasbah genannt, stellt den Stadtkern, um den sich die modernen Straßen und Bezirke aufbauen.

Die rosaroten Flamingos in den Lagunen des Golfs, darin nicht nur Sardinen und Anschovis, sondern Thunfische und Hummer gefischt werden, streichen manchmal bis ganz nahe an die breiten Asphaltstraßen, über die modernste Autos dahinbrausen.

Elegante Geschäfte der restlichen französischen Geschäftswelt, die sich hier sowohl mit italienischen, maltesischen und jüdischen Konkurrenten abwechseln, zaubern ein Klein-Paris vor, während von der nahen Moschee zum Gebete gerufen wird.

Während aber im nahen Algier der Widerstand nicht nur von religiösen Motiven geleitet wurde und viele nationale und soziale Elemente mitspielen, begann er in Tunesien allein auf der religiösen Basis. Kairouan und die berühmte muselmanische Universität Zitouan wurden die Waffenschmieden für den tunesischen Freiheitskampf. 1908 gründete Scheich Abd el Aziz einige Koranschulen, auf denen die neuen Grundsätze der Ulema gelehrt wurden. Die ersten Ansätze einer tunesischen Partei entstanden.

1919, nachdem der amerikanische Präsident pathetisch das Selbstbestimmungsrecht der Völker verkündet hatte, überreichte

Abd el Aziz Woodrow Wilson ein Memorandum, das er „Le Tunisie Martyre“ betitelte und das erstmalig die berechtigten Beschwerden der Tunesier zusammenfaßte. Wilson nahm diese Denkschrift gerührt entgegen, – und dabei blieb es auch. Es geschah nichts.

Wirtschaftlich leistete Frankreich Hervorragendes. Es vergrößerte nicht nur die Anbauflächen und schuf so neuen Kulturboden für die landwirtschaftliche Produktion, es erschloß auch eine Reihe wertvollster Bodenschätze. Südlich von Tunis wurden Blei und Zink gefunden, Bei Sidi Amor im Westen Eisenerz, und südlich davon Phosphate. Phosphate gibt es auch südwestlich Djebel Orbata und nördlich El Hamma, westlich von Kairouan Eisenerz. Die Franzosen waren begeistert. Sie bauten gute und entsprechend lange Straßen und bauten zweitausendsechshundert Kilometer Eisenbahnlinien. Mit den nichtasphaltierten Straßen vergrößerten sie das Netz sogar auf fünfzehntausend Kilometer.

Der Bergbau steigerte den Ertrag der Phosphatminen allein bis zu einer Jahresleistung von 3,3 Millionen Tonnen, die Eisenerzgruben bis zu einer Million Tonnen. Tunesien wurde für Frankreich eine neue Quelle des wirtschaftlichen Erfolges und ein neuer Weg der Nutzung der Möglichkeiten, die ihm natürlich im Grunde gar nicht gehörten.

Die Tunesier hatten von diesem goldenen Strom, der in ihrem Lande durch die französische Initiative erschlossen wurde, so gut wie nichts. Sie konnten, mehr als bescheiden entlohnt, das kümmerliche Dasein des Tagelöhners fristen und mußten zusehen, wie alle Reichtümer ihres Landes systematisch in französische Hand übergingen. Die Eisenbahnen wurden ja nicht gebaut, um die Zivilisation auch zu den Arabern zu bringen, sondern um mit ihrer Hilfe die Produktion aus dem Inneren des Landes an die dreiunddreißig modernen Häfen zu schaffen. Dem selben Ziel dienten die Straßen und letzten Endes alles, was an zivilisatorischer Leistung vollbracht wurde. Auf dem Altar des französischen Kolonialismus steht kein Erlöser, sondern die Tafel, auf der die steigenden Dividenden aufgezeichnet werden, die aus den

Kolonialgebieten fließen. Diese Dividenden allein bestimmen Denken und Handlungsweise von Paris.

Es ist aber nicht so, daß Frankreich nicht Männer gehabt hätte, die die aussichtslose Lage, in die Paris hineinsteuerte, nicht klar erkannt und diese Kenntnis auch auszusprechen gewagt hätten. Marschall Lyauthey, einer der alten, erprobten Kolonialsoldaten Frankreichs, warnte in seinem 1920 niedergeschriebenen politischen Testament seine Nation so eindringlich, wie er es nur vermochte:

> *„Es ist an der Zeit, einen Alarmschrei auszustoßen. Aus der Berührung Europas mit den Marokkanern, Algeriern und Tunesiern wird schon bald eine ehrgeizige Jugend hervorgehen. Sie wird sich vernachlässigt fühlen und ihre Existenz selber in die Hand nehmen und französisch lernen. Ihr Selbstbewußtsein und ihre Kraft werden wachsen. Wir Franzosen müssen uns rasch zu Entschlüssen durchringen. Das beste Mittel besteht darin, die Elite der Eingeborenen in ihren unvermeidlichen Forderungen zu unterstützen, die Rolle eines wirklichen Vormundes, eines wohlwollenden großen Bruders zu spielen, so daß das Interesse der Leute sie selber auf unsere Seite treibt. Dann wird der große Vorteil für Frankreich darin bestehen, daß es nicht einer formlosen Masse gegenübersteht, nicht einem Staubwirbel, sondern einer Nation, deren Emanzipation unter unserer Leitung und zu unserem Nutzen vor sich gehen wird. Hüten wir uns vor der gefährlichen Illusion, daß wir die Eingeborenen auf endlose Zeit hinaus mit dem schwachen und zerbrechlichen Apparat unserer Okkupationstruppen in Schach halten können.“*

Aber das große Geschäft war stärker als alle Vernunft und alle weitschauende Verantwortung. Sicherlich gab es noch mehr Männer in Frankreich als nur den tapferen Marschall, die wußten, was zu tun gewesen wäre. Aber ihre Stimmen waren nicht mächtig genug. Das große Geschäft, der große Gewinn, der aus Nordafrika kam, waren stärker.

1920 wurde in Tunis die Destourpartei (Verfassungspartei) gegründet, die sich immer wieder und vergebens auf die proklamierten Vierzehn Punkte Wilsons berief. Frankreich versuchte nun, mit einer Scheinverfassung der beginnenden Freiheitsbewegung den Wind aus den Segeln zu nehmen. 1922 wurde der „Große Rat von Tunesien" gebildet, in dem dreiundfünfzig gewählte Franzosen und Tunesier vor der Verabschiedung von gewissen Gesetzen der Finanz, der Wirtschaft und Sozialfragen um ihre Meinung gefragt werden sollten. Die Tunesier lehnten dieses Täuschungsmanöver ab. Wie die Dinge von Paris wirklich gehandhabt wurden, bewies der französische Generalresident Lucien Saint.

Da Bey Naceur zeigte, daß seine Sympathie auf Seiten der Destour stand, marschierte Lucien Saint mit seinen Bataillonen vor dem Palast des Bey auf und stellte diesen vor die ultimative Entscheidung: entweder die Gerüchte seiner Sympathie zu dementieren, oder abgesetzt zu werden.

Bey Naceur kapitulierte vor dieser massiven Erpressung.

Damit aber begann auch in Tunesien der moderne Freiheitskampf. Auch die tunesischen Nationalisten erkannten bestürzt, daß ihnen nur eine Kampfesmöglichkeit blieb, um die Aufmerksamkeit der Welt auf ihre Forderungen zu lenken und ihre Mannschaft zu mobilisieren: die Gewalt.

Attentate begannen ihre harte Sprache zu sprechen. Die Franzosen versuchten auch ihrerseits mit Gewalt zu antworten. Der Kampf begann. Schon allein die Landschaft, die hier hauptsächlich aus sanften Hügeln oder fruchtbaren Ebenen besteht, verbot eine kriegerische Ausweitung, wie später in Algerien. Erst als die Erwerbung der französischen Staatsbürgerschaft nur auf bestimmte Tunesier beschränkt wurde – sie wurde natürlich nur an eifrige Frankreichanhänger gegeben und dies nur in verschwindendem Maße –, kam es zu offenem Kampf. Dieses 1923 erlassene Sondergesetz beleidigte nicht nur alle jene Tunesier, die davon ausgenomemn worden waren, die Ehre der französischen Staatsbürgerschaft zu erwerben – und dabei handelte es sich um

weit mehr als fünfundneunzig Prozent der Bevölkerung –, sondern es verletzte auch aufs neue die ohnedies sehr kärgliche Souveränität des Bey.

Dem ersten Naturalisierten wurde von der tunesischen Gemeinde das Begräbnis verweigert. Französische Einheiten mußten aufmarschieren und erzwangen schließlich mit Bajonetten und Salven die Beisetzung. Das führte zu richtigen Straßenkämpfen, – und an diesen Begräbnissen entzündete sich die Kampfbereitschaft der Massen immer wieder.

1934 entstand unter der Führung des Rechtsanwaltes Si Habib ben Ali Bourgiba die Neo-Destourpartei. Er hatte in Paris studiert, und in ihm erwuchs den tunesischen Nationalisten der eigentliche Führer im Kampf um die Souveränität und nationale Freiheit. Er lehnte die Zusammenarbeit und die Verbindung mit den Pariser Sozialdemokraten und vor allem den Kommunisten schroff ab und erklärte, daß die Befreiung Tunesiens allein die Sache der Tunesier sei. Für die tunesischen Arbeitnehmer bildete sich alsbald eine nationale Gewerkschaft, die „Union Générale des Travailleurs Tunesiens". Sie gehörte zwar dem Bund der Freien Gewerkschaften an, diente aber letzten Endes in der Hauptsache der nationalen und sozialen Befreiung Tunesiens. Die Gewerkschaft stellte sich restlos hinter die Neo-Destourpartei und Habib Bourgiba.

Die Pariser Volksfrontregierung unter Léon Blum gab den Tunesiern bereitwilligst Zusagen größten Ausmaßes, Zusagen, die natürlich nie eingehalten wurden. Die darauffolgenden Regierungen taten noch ein weiteres: sie widerriefen sogar diese Versprechungen.

1938 kam es deswegen am 11. April zu blutigen Demonstrationen, die von den Franzosen mit aller Schärfe unterdrückt wurden. Habib Bourgiba wurde verhaftet, zuerst verbannt und dann zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Damit aber hatten die Franzosen nichts gewonnen. Im Gegenteil, die Neodestour, obwohl verboten, arbeitete unentwegt in der Illegalität weiter.

Der zweite Weltkrieg warf seine Wogen bis nach Tunis. Schon vorher hatten Führer der Destour, so Dr. Mourad und Yoes el Bakri, über den Deutschlandsender ihre Landsleute aufgefordert, mit Deutschland zu marschieren. Habib Bourgiba aber warnte aus seinem Marseiller Militärgefängnis seine Landsleute, sich vorzeitig zu binden und erklärte eiskalt, es komme für Tunis allein darauf an, bei den Siegern zu stehen. Nur so könnte die Freiheit errungen werden. Trotzdem wurden die einmarschierenden deutschen Truppen von der überwiegenden Mehrheit der Tunesier stürmisch begrüßt. Und auch heute noch steht der deutsche Soldat im ganzen Lande in hohem Ansehen.

In der Zeit größter politischer Hochspannung habe ich dies mit meinen Freunden auf Schritt und Tritt beobachten können. So finster die Blicke in dem bombenzerstörten Sakiet-Sidi-Youssef oder anderswo auch waren, „Ana alemani!", ich bin ein Deutscher!, wirkte wie ein Zauberwort. Die finsteren Züge glätteten sich und Hände streckten sich überall freundschaftlich entgegen. Ein deutsches Wort wird auch heute noch selbst in den entlegendsten Orten freundlich ausgesprochen: „Landser!"

Auf einer Fahrt nach Karthago, der einstigen Weltmetropole, von der nur noch kümmerlichste Trümmerreste blieben, fragte ich einmal einen kleinen Kaufmann aus Tunis, Ali Rashid, der als Knabe die schweren Schlußkämpfe des deutschen Afrikakorps unter Generaloberst von Arnim im großen operativen Viereck von Bizerta im Norden, Kap Bon im Nordosten, Enfidaville im Südosten und Djebel Zaghouan als Zuschauer miterlebt hatte: „Wie waren sie denn, die Deutschen?"

Er blickte mich an, als wenn ich etwas Unanständiges gefragt hätte, etwas, worüber man eben nicht spricht, weil es eine Selbstverständlichkeit ist. Dann sagte er heftig: „Über jedes Lob erhaben!"

Ich entgegnete vorsichtig: „Es gibt auch andere gute Soldaten –"

Ali Rashid lächelte geringschätzig: „Aber nur *eine* deutsche

Armee." Damit war der Fall für ihn abgetan. Und wohl auch für die Mehrheit seiner Landsleute.

Aber nicht nur Habib Bourgiba, auch der neue Bey Sidi Mohamed el Mensef war äußerst vorsichtig. Er lehnte es ab, tunesische Zivilarbeiter für die deutsche Besatzungsmacht zu stellen und tastete auch, genau so wie sein Kabinettschef Si Mohammed Chenik, das französische Protektoratsstatut nicht an. Aber er machte dennoch verhängnisvolle Fehler, die ihm schließlich später den Thron und vielleicht sogar das Leben kosteten. Er genehmigte nämlich die Schulpflicht für *alle* Kinder, also auch für die tunesischen, und proklamierte arabisch als Unterrichtssprache, erlaubte den Tunesiern Zugang zu den öffentlichen Ämtern und erlaubte die Gehaltsangleichung der Tunesier mit den Franzosen.

Mit dem Einmarsch der alliierten Truppen in Tunis, nach der erfolgten Kapitulation der letzten Reste des tapferen deutschen Afrikakorps am 7. Mai 1943, wurde der Bey – noch leisteten einzelne deutsche Truppen verbissen Widerstand – von der berüchtigten Militärpolizei des französischen Nationalkomitees in seinem Palast in Hamman Lif verhaftet. General Giraud forderte von ihm schroff die Abdankung. Der Bey weigerte sich selbstverständlich, denn er fühlte sich keiner Schuld bewußt. Darauf setzte ihn General Giraud kurzer Hand ab.

Mit dem Bey Sidi Mohammed el Moncef, der alsbald verhaftet und außer Landes gebracht wurde, wo er sehr bald danach starb, wurden Zehntausende von Tunesiern unter dem Vorwand der Kollaboration mit Deutschland eingekerkert. Im „befreiten" Tunis wuchsen die Konzentrationslager in erschreckender Weise empor. Dieselbe französische Armee, die sich bemühte, in Deutschland die Hitlerschen Konzentrationslager zu öffnen, erwies sich in Tunis als der erste und schnellste KZ-Erbauer der alliierten Sieger. Nach 1945 wetteiferten mit ihnen ja alle ihre Verbündeten, ohne zu merken, wie sehr sie ihre eigenen Opfer Lügen straften und ihren Kriegszielen widersprachen.

Hunderte verloren dabei in Tunis ihr Leben. Einige Dutzend wurden sogleich ohne Gerichtsurteile wegen eben dieser

„Kollaboration" erschossen, die Familie des Bey wurde dabei beinahe völlig ausgerottet. Es war augenscheinlich, daß die Franzosen hauptsächlich auf die Vernichtung jener tunesischen Familien besonderen Wert legten, die noch im Besitze von größeren Ländereien oder sonstigen Werten waren. Die „Kollaboration" war die Tarnung für einen neuen Raubzug gegen die arabische Bevölkerung.

Nach dem klassischen Brauch der Beschwichtigung durch „Brot und Spiele" versprach der französische Außenminister Bidault dem Nachfolger el Moncef Pasha, Bey Sidi Lamine, und den Tunesiern mit bewegten Worten das volle Wahlrecht. Natürlich dachten weder Minister Bidault noch die Pariser Regierung auch nur im geringsten daran, diese Versprechungen wahr zu machen.

Es blieb auch hier alles beim alten. Ende März 1945 aber entfloh Habib Bourgiba und überquerte mit einer kleinen Barke das Mittelmeer. Von den französischen Polizei-Agenten gehetzt, fuhr er durch die Cyrenaika und langte in Kairo an. Damit aber hatte Frankreichs Stunde in Tunis geschlagen. Der Kampf begann.

Er wurde stark behindert durch – die Analphabeten, die in Tunis bis zu fünfundachtzig Prozent ausmachten. Sie konnten die flammenden Proklamationen und die zündenden Flugblätter nicht lesen; das Vorlesen gab den Spitzeln der Sûreté große Spähermöglichkeiten. Sie hatten keine Ahnung, was ein Radio war und konnten es weder bedienen, noch hatten sie den erforderlichen Strom oder das nötige Geld, um sich den Empfänger anzuschaffen. Oft bildete der Omnibusverkehr, der sich sehr entwickelt hatte, die einzige Nachrichtenquelle für entlegene Dörfer; das Gerücht florierte und wurde begierig von Hunderttausenden verschlungen. Die Mystik, im ganzen Orient hoch in Blüte, bemächtigte sich der Führer der Neo-Destour und glorifizierte sie in ungeahnter Weise.

Dagegen konnten die Franzosen mit Gefängnissen und mit Panzerpatrouillen nicht ankommen. Tunis wartete. Es wartete

auf seine Stunde, mit und ohne entsprechende Kenntnis vom Lesen und Schreiben.

Wieder versuchte es Frankreich mit Versprechungen. Sogar der „große Europäer“ Robert Schuman versprach 1951 den Tunesiern eine großzügige Politik Frankreichs, die zu einer Unabhängigkeit führen sollte. Schuman erklärte dies ausgerechnet im lothringischen Diedenhofen, wo sich Frankreich seit Jahrzehnten gegen die deutsche Minderheit Lothringens alles andere als großzügig erwiesen hatte.

Präfekt Périller wurde als neuer Generalresident nach Tunis entsandt. Unter Mohammed Chenik wurde ein neues Kabinett geschaffen, in dem sechs französische und sechs tunesische Minister arbeiten sollten. Aber als Mohammed Chenk im Oktober des gleichen Jahres zu ernstgemeinten Verhandlungen in Paris erschien, distanzierte sich Robert Schumann von seiner eigenen Diedenhofener Rede, und Chenik kam mit leeren Händen nach Tunis zurück. Nicht genug damit, wurde nun auch Périller, auf den in Tunis große Hoffnungen gesetzt worden waren, wieder abgerufen und durch de Hautecloque ersetzt. Damit niemand über den neuen Kurs im Unklaren sein konnte, leitete dieser neue Generalresident seinen Dienst mit einer machtvollen Truppenparade in Tunis ein. Paris war wieder zu seinen alten, bewährten Kolonialmethoden zurückgekehrt. Verhaftungen folgten, Menschen verschwanden, zum Teil spurlos.

Chenik erhob daraufhin vor den „Vereinten Nationen“ Klage gegen Frankreich. Als der Bey dem Wunsche einer sofortigen Entlassung Cheniks nicht nachkam, zeigte de Hautecloque, was ihm das Theater der Lockerung, plus den ganzen „Vereinten Nationen“, wert war: er jagte Chenik davon. Der Belagerungszustand wurde verhängt, wieder kamen zahlreiche Tunesier in die Gefängnisse.

Radikale Kreise unter den Kolonialfranzosen schlossen sich nun ihrerseits zu terroristischen Geheimbünden zusammen und erhofften, mit Mord und Totschlag die Entwicklung bremsen zu können. Die „rote Hand“ – „La Main Rouge“ – entstand, da-

neben noch eine „weiße Hand". Tunesier wurden erschlagen und verschwanden spurlos. Als der tunesische Gewerkschaftsführer Ferhad Hashed am 5. Dezember 1952 in la Marsa unter einem Ölbaum, von Maschinenpistolengarben durchsiebt, verblutet aufgefunden wurde, wußte man, wer die Täter waren. Aber schon vorher hatten die Kolonialfranzosen, unter ihnen vor allem die Korsen, zum Mord als der politischen Waffe gegriffen: Hadi Shaker, einer der Führer der tunesischen Destourpartei, war von ihnen getötet worden.

Mit dem Mord an Ferhad Hashed, der sich in den tunesischen Arbeitermassen größter Beliebtheit erfreut hatte, war man aber zu weit gegangen. Nun versteifte sich der Widerstand, und als der neue Ministerpräsident Edgar Faure wiederum von Versöhnung zu reden begann und meinte, mit einem lendenlahmen Reformprogramm die Lage meistern zu können, stieß er auf die einheitliche Gegnerschaft der Tunesier. Die Gemeindewahlen, die nun eine Lockerung der Lage bringen sollten, wurden von neunzig Prozent der Bevölkerung einfach sabotiert.

Es blieb Frankreich nichts weiter übrig, als den starken de Hautecloque abzuberufen und General Pierre Voizard zum Generalresidenten von Tunis zu bestellen. Auch ihm war kein Erfolg beschieden. Die Gewalttaten häuften sich. Bald gab es am Tage mindestens zwei Tote, die durch Attentate fielen, meist Tunesier, die als Kollaborateure mit Paris zusammenarbeiteten. Im Hintergrund der Lage zeichnete sich bereits die Revolution ab. Die Fellaghas meldeten sich zu Wort. Die ersten Fermen der französischen Colons in Tunesien brannten. Im März 1954 begannen die ersten größeren Aktionen der tunesischen Nationalisten. Die Lage wurde immer unübersichtlicher. War auch das Gelände in Tunesien keinesfalls für einen langen Partisanenkampf geeignet, so war der Widerstandswille des gesamten Volkes doch unverkennbar.

Mendès-France flog daher schon am 31. Juli 1954 nach Tunis, um mit dem Bey über die innere Autonomie zu verhandeln. Die Autonomie aber ist nicht teilbar. Wer A sagt, der muß dann

auch zwangsläufig B sagen. Am 8. Juli 1955 wurde das französisch-tunesische Abkommen durch die Pariser Nationalversammlung ratifiziert.

*

In Algerien horchte man auf. Anderswo war Frankreich bereit, den Weg der Vernunft zu gehen. Allerdings auch nur dann, wenn es durch die Ereignisse und vor allem den Widerstand der Völker dazu gezwungen wurde. Aber in Algerien konnte sich die Vernunft nicht durchsetzen. Für sie war in Algier kein Platz.

Eisern wurde an der Fiktion festgehalten, daß Algerien ein Teil Frankreichs sei. Man setzte sich einfach darüber hinweg, daß die Algerier Araber und Berber sind, daß sie Muselmanen sind und daß schließlich nicht nur die rassischen und religiösen Grenzen zwischen Frankreich liegen, sondern ein ganzes Meer. Das Departments Algier, Constantine und Oran.

Die Algerier blickten sich an, als sie die benachbarten Tunesier der Freiheit zumarschieren sahen. Diese hatten ja früher Mittelmeer. Es gibt für Paris kein Algerien. Es gibt nur die drei das Banner des Kampfes entrollt, sie waren auch früher ans Ziel gekommen.

Für die Algerier war das tunesische Beispiel ein Beweis, daß der harte Weg, den sie beschritten, zu Ende gegangen werden mußte. Es durfte nur ein Ziel geben: die Freiheit. Alles andere würde man später sehen. Es dauerte aber auch noch ein Jahr, bis die Entwicklung in Tunis ausreifte. Am 1. Juli 1955 kehrte Habib Bourgiba im Triumph nach Tunis zurück.

In Algerien aber wurde nun gekämpft. Hart und unerbittlich. Die Verluste stiegen sehr schnell auf beiden Seiten.

In den algerischen Städten breitete sich lähmende Angst aus. Die Grundstückspreise begannen zu sinken. Die Kinos und Theater waren gähnend leer. Das Großkapital begann langsam abzuwandern. Man starrte auf ein Gespenst; das Gespenst von Indochina.

Innenminister Mitterand aber erklärte vor der innenpolitischen Kommission der Nationalversammlung, die Anschläge hät-

ten praktisch aufgehört, lediglich im Aures hätten sich einige Banden gebildet.

Allmählich beruhigten sich die Städte. Man begann sich an die Gefahr zu gewöhnen. Die französische Armee schien sich zu behaupten. Immer mehr Truppen kamen nach Algerien. Die Gefechte und Kämpfe wurden immer härter und erbitterter. Noch hatten die Moudjahidines nicht die Mehrheit der algerischen Bevölkerung hinter sich, die, abwartend und zum Teil selbst von der Leidenschaftlichkeit des Ausbruches überrascht, außerhalb des Geschehens blieb. Und die französische Armee marschierte. Das große Spiel begann.

*

In den vordersten Reihen, neben den Fallschirmjägern, die Légion étrangère. Die Fremdenlegion.

Die Augen der Algerier um mich herum verdunkelten sich. Irgendwer hatte das Wort ausgesprochen: La Légion étrangère. Die Fremdenlegion! Von tausenden Gerüchten geheimnisvoll umgeben, voll von farbenprächtigen, lockenden Anekdoten und von erschreckenden Berichten derer, die noch einmal davon gekommen waren – hier war sie weder verlockend noch ein Geheimnis. Hier war die Légion étrangère eine furchtbare und grauenhafte Wirklichkeit. Neben den Paras, den Senegalschützen, zeichnen sich die Legionäre durch besondere Brutalität aus.

Das freundliche Gespräch war plötzlich abgerissen. Mir fiel das bittere Wort ein, das mir vor einigen Monaten Mondher Ben Ammar, der tunesische Botschafter in Bonn, gesagt hatte: „Wir wissen, alle Deutschen lieben die Araber, und alle Araber die Deutschen. Nur – seit mehr als hundert Jahren schießen Deutsche auf uns und helfen den Franzosen, die Araber zu unterdrücken! Die Deutschen in der Fremdenlegion!“

Die Rolle, die die Deutschen seit eh und je innerhalb der Fremdenlegion spielten, ist alles andere als schmeichelhaft für sie. Und leider für uns alle. Der französische Kommandant von Wiesbaden nach 1918, General Mordacq, sprach mit zynischer

Offenheit aus, wie die Lage der Legionäre und die Taktik der Franzosen bis vor kurzem war: „Ich vertrete den Standpunkt, mit den Marokkanern Deutschland, mit den Deutschen Marokko in Schach zu halten."

Es war ein langer Weg, den die Fremdenlegion von jenem unglückseligen 9. März 1831, an dem König Louis Philippe von Frankreich die „Légion étrangère" gründete, bis heute zurücklegte. In diesem Jahr 1831 wurde sie in Toulon zur Besetzung Algeriens eingeschifft. Ein Weg von Blut und Tränen. Hunderttausende junge Deutsche, die das Abenteuer lockte oder die dem Gesetz auszuweichen glaubten, fanden bald unter der grünroten Fahne dieser Legion den Tod. Ganze Generationen gingen durch die Vienotkaserne von Sidi Bel Abbes, der Heimat des Premier Régiment de la Légion étrangère". Und sehr bald wurde die Legion auch das Letzte, das den Legionären blieb.

Es war wiederum in Algerien, wo 1887 der zweite Befehlshaber der Legion, Combes, auf den Mauern von Constantine fiel, mit ihm die ersten Legionäre unter der Trikolore. Colonel Stoffel, der erste Schweizer Kommandant der Légion étrangère, konnte zufrieden sein: die Legion hatte sich bewährt. Noch zufriedener allerdings waren die Franzosen; darüber, daß sich immer wieder Dumme fanden, die für fremde Interessen unter fremden Fahnen kämpften und ihr Leben ließen.

Napoleon III. sandte die Division Ochsenbein, die tausend Legionäre umfaßte, in den Krimkrieg, zu höhrer Ehre Frankreichs.

Ihre große Gloire erkaufte sich aber die Legion in Mexiko. In den Wirren des mexikanischen Bürgerkrieges gegen den unglücklichen Habsburger Maximilian geriet die dritte Kompanie des ersten Bataillons des ersten Regiments der Legion unter ihrem Capitaine Danjou – bekannt wegen seiner künstlichen Hand, die er für seine eigene, auf der Krim verlorene, trug – am 30. April 1863 in einen Hinterhalt der mexikanischen Lanzenreiter des Generals Milan. Capitaine Danjou hatte noch zweiundsechzig Mann und zwei Lieutenants, Maudet und Villain. Pro Gewehr

sechzig Schuß Munition. Er verschanzte sich kurzentschlossen in dem Vierkanthof eines Gasthauses in Camerone, einem kleinen mexikanischen Ort, und ließ zuerst einmal hier die achthundert Lanzenreiter anrennen. Bald zogen die Mexikaner noch drei Bataillone Infanterie nach, so daß den fünfundsechzig Legionären über zweitausend Mann gegenüberstanden.

Sechs Stunden lang hielten sich die Legionäre und lehnten jede Übergabe kaltblütig ab. Am Schluß blieben zwölf übrig, nachdem der größte Teil gefallen oder schwerverwundet in Gefangenschaft geraten war. Darunter alle drei Offiziere. Vor Camerone aber lagen über dreihundert tote Mexikaner.

Dieses kleine Gefecht ist der ganze Stolz der Legion. Jeden 30. April wird das Gedenken an diese Schlacht feierlich begangen und die künstliche Hand von Capitaine Danjou ist eine Reliquie der Légion étrangère geworden. Der Name Camerone ist in jede Fahne der Legion eingestickt.

Seither ist es die Pflicht der Legionäre, zu sterben. Sie machten davon, zweifellos unfreiwillig, ausgiebig Gebrauch. Überall, wo es brennt, hat die Legion zu stehen: in Indochina, auf Madagaskar, in Marokko, in Tunis und in Algerien. Unterdessen mußte sie aus Marokko und Tunis zurückgezogen werden, weil durch Massendesertationen einige Einheiten in ihrem Bestande gefährdet waren.

Schon im ersten Weltkrieg wurde die Legion gegen Deutschland eingesetzt. Zu Weihnachten 1914 bei Prunay, Mai 1915 in Artois und im September in der Champagne. Im Juni 1916 wurde die Legion mit der marokkanischen Division vereinigt und stand dann bei Verdun, später am Chemin des Dames und bei Soissons, bei Compiègne, und dann marschierte sie in Lothringen und in der Pfalz ein.

Dann allerdings ging es sofort wieder nach Afrika.

Frankreich drang in Versailles und St. Germain, ängstlich besorgt, daß der Nachschub ausbleiben könnte, mit allem Nachdruck darauf, daß der Fortbestand der Légion étrangère gesichert wurde.

Artikel 179 dieses sogenannten Friedensvertrages lautete:

„Deutschland verpflichtet sich, vom Inkraftsetzen des gegenwärtigen Vertrages an, in keinem fremden Lande irgendeine Mission des Landheeres, der Seemacht oder der Luftstreitkräfte zu beglaubigen, keine solche Mission dorthin zu senden oder abreisen zu lassen; es verpflichtet sich außerdem, durch geeignete Maßnahmen zu verhindern, daß Reichsdeutsche sein Gebiet verlassen, um in das Heer, die Flotte oder den Luftdienst irgendeiner fremden Macht einzutreten oder in ein Zugehörigkeitsverhältnis zu ihr treten zu dem Zweck, die Ausbildung zu fördern oder überhaupt in einem fremden Lande beim Unterricht im Heer-, Marine- oder Luftwesen mitzuwirken. Die alliierten und assoziierten Mächte vereinbaren ihrerseits, vom Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages an, keine Reichsdeutschen in ihr Heer, ihre Flotte oder ihre Luftstreitkräfte einzureihen oder zur Förderung der militärischen Ausbildung in ein Zugehörigkeitsverhältnis zu ihnen treten zu lassen, überhaupt keine Reichsdeutschen als Lehrer im Heer-, Marine- oder Luftfahrtwesen anzustellen.

Von diesen Bestimmungen bleibt jedoch das Recht Frankreichs, die Mannschaften seiner Fremdenlegion gemäß den französischen Militärgesetzen und Vorschriften zu ergänzen, unberührt.“

Die Légion étrangère wäre ohne den deutschen Nachschub längst eingegangen. Bedauerlicherweise fanden sich immer wieder verzweifelte oder verantwortungslose Narren, die dies verhinderten.

1940 stürmten Legionäre in Narvik gegen die deutschen Gebirgsjäger des Generals Dietl. 1945 bildeten sie mit den afrikanischen Verbänden die Kampfgruppen des Generals de Gaulle und marschierten im geschlagenen Deutschland ein.

1946 halfen sie mit, in Madagaskar die Freiheitserhebung im Blute zu ersticken, und kurz danach bluteten die Legionäre zu Zehntausenden in Indochina. Hier liegt das Massengrab der Fremdenlegion. Keiner vermag zu sagen, wieviele hier vor

Hanoi, Saigon, am Roten Fluß oder in Dien Bien Phu verfaulen.

Aber so wie einst vor Sewastopol, mußte die Legion Frankreichs Ehre auch in Korea vertreten, wo sie unter Commandant Monclear, dem späteren General, kämpften und fielen. Und nun: wieder in Algerien!

Die Legion war ursprünglich von König Louis Philippe nur als Auffangbecken für herumzigeunernde Grenadiere des großen Napoleon, die nicht zur Ruhe kommen konnten, gedacht und hieß ursprünglich „Légion composé d'étrangère". Erst später erfaßte man die gigantische Möglichkeit, in ihrem Rahmen fremdes Blut für Frankreichs Gloire fließen zu lassen.

Vor dem ersten Weltkrieg war die Legion lediglich eine Zuflucht für hoffnungslose Abenteurer und Gesetzesübertreter, teilweise sogar Verbrecher, die vor dem Zuchthaus oder dem Henker in die Legion flüchteten. Nach 1918 strömten vor allem die geschlagenen russischen zaristischen Offiziere über die Türkei oder Paris in die Legion. Soldaten, vom Schicksal an die Legion verkauft. Nach dem Zusammenbruch der rotspanischen Revolution kamen die internationalen Brigadisten in die Legion. Politische Abenteurer, die hier ihr Glück versuchen und ihr Leben retten wollten. Nur wenigen gelang dies!

Nach dem zweiten Weltkrieg waren es vor allem die europäischen Freiwilligen, die in ihren Heimatländern wie Hunde dafür gehetzt wurden, daß sie mit den Deutschen gegen den Bolschewismus gekämpft hatten, und vornehmlich Angehörige des Deutschen Afrikakorps, der Waffen-SS und Gebirgsjäger, die entweder selbst in französische Gefangenschaft geraten waren oder vom großen amerikanischen Bruder aus dem berüchtigten Hungerlager Bad Aibling in Massen zur „Arbeit in französischen Bergwerken" nach Frankreich überstellt wurden. Dort ließ man sie so lange hungern, bis sie mürbe waren und unterschrieben. Für die meisten war der Verpflichtungsschein für die Légion étrangère der Totenschein. *Mindestens dreihunderttausend Deut-*

sche sind bisher innerhalb dieser Fremdenlegion gefallen. Wahrscheinlich sind es noch mehr.

Es gibt sehr vornehme Angehörige dieser Fremdenlegion: Prinz Aage von Dänemark, der 1947 als Commandant starb und in Sidi Bel-Abbes begraben ist; Prinz Napoleon focht im zweiten Weltkrieg in den Reihen der Legion, da das Gesetz in der Republik dem Thronwärter einen Dienst in der Armee verbietet. Der Vater des jetzigen Prinzen von Monaco brachte es sogar bis zum General der Legion. Eine Reihe berühmter französischer Generale kamen aus der Fremdenlegion.

Niemand kann sagen, daß man nicht zu allen Zeiten den Fremdenlegionären ganz offen gesagt hätte, was Frankreich von den Legionären verlangt: zu sterben. Niemand darf sich damit ausreden, er habe dies nicht gewußt. Hohe französische Generale brachten diese Erwartung ganz eindeutig zum Ausdruck. General Négrier rief den Legionären 1884 vor dem Gefecht von Lang-Son in Tonking zu: „Ihr Legionäre seid Soldaten, die zu sterben bereit sind, und ich schicke Euch dorthin, wo man stirbt!"

Als General Galliéni 1895 auf Madagaskar ins Gedränge kam, depeschierte er an den Kriegsminister nach Paris: „Schikken Sie mir eiligst sechshundert Fremdenlegionäre, damit ich, wenn nötig, in Ehren sterben kann!"

Colonel de Villebrois-Mareuil hatte sicher nicht unrecht, wenn er lakonisch feststellte: „Es gibt kaum einen Hügel in Nordafrika, unter dem nicht Legionärsleichen begraben liegen!"

Rund achtzig Prozent der Fremdenlegion stellten und stellen die Deutschen. Die Fremdenlegion ist eine gefahrvolle und meist tödliche Krankheit vieler abenteuerlustiger und fernwehsüchtiger junger Deutschen. Sie ist heute, wo kein äußerer Druck, wie etwa 1945, zu ihrem Eintritt drängt, eine nationale Schande. Ein Werber für die Fremdenlegion gehört von Rechts wegen nicht ins Zuchthaus, sondern an den Galgen.

Denn über die persönliche Schmach und die beispiellose Idiotie hinaus, sein Leben für fremde Ziele wegzuwerfen, kommt

noch hinzu, daß diese deutschen Fremdenlegionäre das Vertrauensverhältnis zur arabischen Welt schwerstens belasten.

Vor 1939 hatte die Légion étrangère sechs Infanterie- und zwei Kavallerie-Regimenter. Wieviele es heute sind, weiß niemand genau anzugeben, nicht einmal die geflüchteten Fremdenlegionäre. Aber das ist im Grunde auch gleich, ob die Legion hunderttausend Mann umfaßt oder nur dreitausend, gestorben wird auf alle Fälle. Und – grotesk – es wird deutsch gestorben!

Immer wurden die Kommandos französisch von den französischen Offizieren gegeben, auf den sonnenüberglüteten Kasernenhöfen, bei den Paraden oder auf dem Transport. Aber, wenn der erste Schuß fiel, dann riefen die Offiziere: „Auf geht's!" Exerziert und paradiert wird französisch, gestorben aber wird deutsch! Das ist die Wahrheit über die Legion!

1954 konnte ich, von Bangkok aus nach Indochina kommend, zwei deutschen Legionären, die 1945 unter infamstem Druck zur Legion gepreßt worden waren, zur Flucht verhelfen. Sie erzählten mir ihr erschütterndes Schicksal, und wir waren schneller als die Sûreté militaire und das BSLE, das Büro spécielle Légion étrangère. Wir brachten sie in die Freiheit.

Die meisten der Offiziere, teilweise auch der Unteroffiziere, sind homosexuell. Wie angenehm für die Untergebenen. Aufbegehren gibt es nicht. Manche der Capitaine oder Commandanten wechseln ihre Putzer, die meist blond sein müssen, am laufenden Bande. Man kann sich vorstellen, was aus so einer Rotte für Vorgesetzte kommen können. „Legio Patria Nostra" steht über dem Museum der Fremdenlegion in Sidi Bel Abbes. „Die Legion ist unser Vaterland."

Was für ein armseliges Vaterland! Viele der Angeworbenen oder Übertölpelten – ich selbst konnte mich an Ort und Stelle von der Tatsache überzeugen – viele der Legionäre sind unter achtzehn Jahren, dem offiziellen Alter des Eintritts – halbe Kinder. In der schwülen Atmosphäre einer solchen Truppe werden sie zu Männern. Was für Männer! Es ist eine Lüge, daß keiner der Legionäre jünger als achtzehn Jahre alt ist!

Gerade als ich im Maghreb weilte, lief der deutsche Fremdenlegionär Siegfried von Adlerhorst zur ALN über. Er hatte wenige Tage zuvor eine der üblichen Mißhandlungen eines italienischen Legionärs mit ansehen müssen und wurde von einer richtigen Panik erfaßt. Nur weg von diesem grauenhaften Haufen! – war sein einziger Gedanke. Er hatte Glück, sein Absprung gelang. Von der ALN wurde er dem deutschen Konsul von Marokko zugeführt, der die weitere Sorge für ihn übernahm. Sein Schicksal ist besonders dramatisch:

Siegfrieds Mutter kam bei einem alliierten Bombenangriff auf Halberstadt 1943 ums Leben. Sein Vater fiel 1944 an der Ostfront. Der am 26. Juli 1942 in Trier geborene Siegfried kam zu Pflegeeltern nach Leipzig, von wo er am 12. November 1957 in die Bundesrepublik übersiedelte. Schon im Zuge zwischen Göttingen und Kassel fiel er einem der Fremdenlegionswerber in die Hände, die anscheinend die Interzonenzüge genau beobachten. Dieser warnte ihn vor der Bundesrepublik, in der er ja doch nur in ein Lager kommen würde, und zugleich schilderte er ihm das Leben in der „fröhlichen“ Fremdenlegion in den kräftigsten Farben. Der Fünfzehnjährige fiel prompt auf den „guten Freund“ herein und fuhr über Saarbrücken nach Forbach, wo ihn die französische Gendarmerie sogleich in Empfang nahm. Er kam in das Legionärsauffanglager nach Paris-Vincennes. Im Transport ging es nun über Marseille und Oran nach Sidi Bel Abbes. Hier erkannte er erschreckt, wo er hineingeraten war, und versuchte im Hinblick auf sein Alter und die überall erhobene Behauptung, daß unter achtzehn Jahren niemand in die Legion aufgenommen würde, freizukommen. Es war vergebens!

Siegfried von Adlerhorst war in der Mühle der Légion étrangère und blieb es auch. Er kam in das Ausbildungslager nach Saida bei Oran und wurde der 4. Kompanie der 3. Section zugeteilt. Die Kompanie führte Capitaine Magdeleine. Seine Nummer, unter der er in der Legion geführt wurde, lautete 119 863. Er ist ein lebender Beweis für die Kinderverschleppung in die

Fremdenlegion. Im übrigen begann ja bekanntlich auch General Monclar seine Laufbahn mit sechzehn Jahren in Sidi Bel Abbes.

Meist werden die Legionäre vor dem Einsatz unter Alkohol gesetzt und dann, oft auf eine waffen- und wehrlose Zivilbevölkerung, angesetzt. Längst befinden sich in den Reihen der Légion étrangère keine nennenswerten Mengen ehemaliger deutscher Soldaten aus dem zweiten Weltkrieg mehr. Die liegen entweder in den Gräbern in Indochina oder in Nordafrika. Oder sie wurden, wenn sie klug genug waren, nicht noch einmal zu unterschreiben, als die wenig Glücklichen, für die es eine Wiederkehr gibt, entlassen. Man trifft überall im Maghreb, aber auch in Lybien auf ehemalige Fremdenlegionäre, die sich dort heimisch niedergelassen haben und ein ehrsames Handwerk betreiben.

Die Masse der Deutschen in der heutigen Legion stellt die sogenannte halbstarke Jugend, die vor lauter Langweile hier Ferien vom Ich erleben möchte. Diese Ferien sind aber ganz anders, als es sich diese jungen Tunichtgute vorstellen!

Mit ihnen kam in den letzten Jahren eine Gruppe als Nachersatz, die eine schicksalhafte moralische Belastung der französischen Geschichte darstellt. Es sind junge Ungarn, die, nachdem sie auf den Barrikaden ihrer Heimat vergebens um die Freiheit gekämpft hatten, unter Vorspiegelungen, in Frankreich lohnende Arbeit und eine neue Heimat zu finden, in die Legion verschleppt worden sind.

Frankreich hat zur selben Zeit, als sowjetische Panzer in Ungarn die Freiheit in Grund und Boden walzten, durch seine Teilnahme an dem Überfall auf Ägypten den Bolschewiken geholfen, ihr Verbrechen zu decken, und gezeigt, daß auch der Westen sehr wohl imstande ist, genau solche Verbrechen zu begehen. Es hat aber noch mehr auf sein Gewissen geladen. Es hat in jenen jungen Freiheitskämpfern jeden Glauben an die sogenannte freie Welt getötet. Es hat sie so sehr enttäuscht, daß sie nach ihrem Erleben in der Légion étrangère, die sie für die Representantin der Freiheit und Europas halten müssen, keine weitere Lust haben, Gäste solcher merkwürdigen westlichen Freiheit zu sein,

so daß sie zum Teil gebrochen ins Reich der roten Funktionäre zurückwanderten, wenn ihnen die Flucht gelang.

Die *allergrößte* Gemeinheit aber geschieht an den Deutschen in der Legion. Nachdem sie, teils durch romantische Vorspiegelungen, teils mit Betrug oder gar mit Gewalt zur Legion gelockt wurden, werden diese jungen Deutschen nicht nur zur Teilnahme an zahlreichen Verbrechen gegen die Menschlichkeit gegen die arabische Bevölkerung mißbraucht. Sie werden nicht nur auf die Schlachtbank dieses verlustreichen Partisanenkrieges in die vorderste Reihe getrieben. Mehr noch: Frankreich benutzt diese jungen Entgleisten, um seine eigenen Verbrechen zu decken. Das Märchen von der „SS in der Fremdenlegion" mag noch hingehen, auch wenn es heute längst überholt ist, da die meisten der gepreßten Waffen-SS-Männer in Indochina fielen. Aber Frankreich erklärt der entsetzten algerischen Bevölkerung nach irgendeinem irrsinnigen Massaker, in dem die Algerier wahllos umgebracht wurden, scheinheilig: „Wie entsetzlich! Es ist Euch wirklich Unrecht getan worden! Aber, Freunde, Ihr versteht, das waren nicht wir Franzosen, *das waren diese entmenschten Deutschen in der Legion!* Wir werden alles tun, um diese furchtbaren Deutschen an weiteren Greueltaten zu hindern."

Ein größerer politischer Schurkenstreich ist bisher kaum begangen worden!

Gottlob gibt es immer wieder Legionäre, die einsehen, welchen Irrsinn sie begangen haben und die versuchen, mit allen Mitteln der Legion zu entkommen. Die Algerier haben in Tetuan unter der Leitung Si Mustaphas einen richtigen „Rückführungsdienst für Fremdenlegionäre" im Rahmen der FLN aufgezogen, der schon auf erfreuliche Erfolge hinweisen kann.

Hoffentlich kann diese Arbeit noch verstärkt werden! Und hoffentlich finden sich in Zukunft nicht mehr viele deutsche Halbstarke, die glauben, die Legion würde ihnen Antwort auf die ungelösten Fragen oder gar die Erfüllung ihrer Träume geben!

Die Légion étrangère gibt nur: Krankheit, Siechtum, Schmach und Schande und – den Tod.

Algerien, Anfang und Ende zugleich

Die „Beherbergungslager" – Dörfer dem Erdboden gleichgemacht Meuterer in Frankreich

Die nachfolgenden Wochen waren von Kämpfen und Attentaten erfüllt. Noch bemühte man sich in Frankreich, an der Version festzuhalten, es handle sich in Algerien lediglich um Polizeiaktionen gegen „Gesetzlose". Gegen das Auresmassiv setzten die Franzosen immer aufs neue Verbände ein, eine Vernichtungsaktion jagte die andere. Es gab die Operation „Veronique", die genau so erfolglos verlief wie die „Violette". Immer wieder verstanden es die Moudjahidines, der oft zwanzigfachen Übermacht auszuweichen und zu entkommen. Ende Januar 1955 berief Mendès-France Jacques Soustelle zum Generalgouverneur von Algerien. Anfang Februar wandten sich neun Gemeinderäte aus verschiedenen Orten am Rande des Djebel Aures an die französische Regierung. Sie baten, die Massenevakuierungen, die von der Polizei trotz eisiger Kälte angeordnet wurden, aufzuheben.

In Blida erhoben fünfunddreißig Männer und Frauen schwerste Beschuldigungen gegen die Polizei und erklärten in aller Öffentlichkeit, ohne Grund gefoltert worden zu sein. Aber nur wenige Zeitungen veröffentlichten diese Proteste. In derselben Zeit als Mendès-France in Paris dem neuen Ministerpräsidenten Edgar Faures weichen mußte, sprach Soustelle im großen Saal der algerischen Versammlung zu den Delegierten. Er beschwor vor seinen Zuhörern die Erinnerung an jene Zeit, als er als Leiter des Geheimdienstes de Gaulles in Algier weilte und rief schließlich aus: „In diesem gleichen Saal erlangte Frankreich seine Souveränität wieder, hielt General de Gaulle jene historische Rede, in welcher er der Welt verkündete, daß Frankreich den ihm zukommenden Platz unter den freien Nationen wieder

eingenommen habe. Nie dürfen wir das einzigartige Geschehen jener Zeit vergessen: ein besetztes europäisches Land wurde von seinen Söhnen in Übersee gerettet und befreit. *Algerien ist Anfang und Ende zugleich!*"

Nach diesen seherischen Worten kam Soustelle auch auf das Algerienstatut zu sprechen, das bisher immer wieder verzögert wurde. Er sagte: „Uns liegt eine vom französischen Parlament beschlossene Charta vor, das Statut für Algerien; unsere Aufgabe ist es, es in Kraft zu setzen."

Wenige Tage nach diesem verheißungsvollen Versprechen billigte der französische Ministerrat die Vorschläge des Innenministers Bourges-Maunoury über die Verhängung des Ausnahmezustandes für ganz Algerien. Ein paar Tage später beschloß das Notstandsgesetz vom 3. April 1955 die Möglichkeit zur Errichtung von sogenannten *„Beherbergungslagern"* in Algerien. Hinter diesem beinahe nach edler Menschenfreundlichkeit klingendem Wort verbirgt sich schlicht und einfach die Wiederauferstehung der alten Konzentrationslager, allerdings nur für Algerier. Die größten und bekanntesten „Beherbergungslager" wurden in Djorf, Ahlok, Lodi, Bodduet und in Berrouaghia gebaut. Die rührige Polizei sorgte dafür, daß sie im Eiltempo bevölkert wurden. Die sanitären Verhältnisse dieser KZs sind unter jeder Kritik. Ein Großteil der Lagerinsassen, die meist in Lumpen gekleidet sind, leiden an Tuberkulose und Dysenterie.

Das weitaus größte dieser französischen KZs ist Djorf. Es liegt etwa siebzehn Kilometer von M'sila entfernt und hatte schon vor dem 1. November 1954 seine „Geschichte". Im Jahre 1936 zerstörte ein Erdbeben die Landschaft von Djorf vollkommen. Die Franzosen errichteten darauf in dieser verwüsteten Gegend ein Arbeitslager für algerische Häftlinge, die nun in jahrelanger und mühsamer Arbeit die Erdbebenschäden wieder einigermaßen reparieren. –

Der berüchtigtste Kommissar des heutigen Lagers war Monsieur Falanga, der vorher als Leutnant in Philippeville diente. Falangas Privatvergnügen war es, Neuankömmlinge mit Ohr-

feigen und Faustschlägen zu empfangen, wenn sie die Trikolore am Lagereingang nicht gegrüßt hatten. Im Gegensatz zu ihm wirkte Direkteur Leclere, der sich aber meist nicht gegen den Kommissar durchsetzen konnte.

Das „Beherbergungslager“ Djorf umfaßt eine Fläche von vier Hektar. Riesige Stracheldrahtzäune sperren die Internierten von jedem Verkehr mit der Außenwelt ab, sechs große Wachtürme und zahlreiche Posten sichern das Lager Tag und Nacht. Nachts wird der Raum vor und hinter dem Stacheldraht mit grellem Scheinwerferlicht erhellt, drei Wagen patrouillieren immer wieder, wie Wachhunde das Lager umkreisend, in regelmäßiger Reihenfolge.

Die Gefangenen hausen in siebzehn Gebäuden, Betten gibt es nicht, auch kein Stroh. Der Boden wird lediglich von Alphamatten bedeckt. Im Winter gibt es nur dünne und zerrissene Decken, so daß die Gefangenen außer von Hunger auch von Kälte gepeinigt werden. Um 11 Uhr gibt es eine Art von undiffinierbarem Ragout mit 150 Gramm Brot, abends Dattelkuchen, zwei bis drei Tomaten und manchmal einige Datteln.

Gefangene, die sich krank melden, erhalten eine sonderbare Behandlung: sie besteht im dreimaligen Grüßen der Trikolore und – Aspirin.

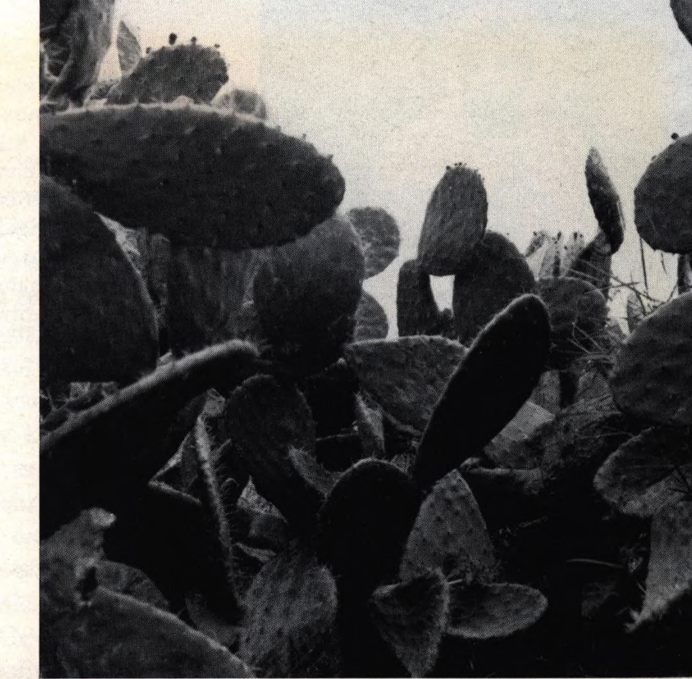
Für sogenannte „Unbelehrbare“ aber gibt es eine furchtbare Strafe: le tombe – das Grab. Er wird in ein zwei Meter tiefes Loch gestellt und muß dort den ganzen Tag in der sengenden Sonne stehen . . .

Ist er auch dann noch nicht „geheilt“, wird er nach dem Camp Bossuet verlegt, wo immer noch Verhaftete vom Mai 1945 sitzen.

Zunächst hielten die Professoren und Lehrer oder sonstige Intellektuelle für die Gefangenen Kurse, lehrten die Analphabeten Lesen und Schreiben; beides wurde aber sehr bald verboten und alle Kurse wurden strengstens untersagt.

Ein Teil der Bewachungsmannschaft, besonders die afrikanischen Soldaten, versuchten das Los der Gefangenen zu erleichtern und schenkten ihnen nicht selten von ihren eigenen Rationen Le-

Nicht nur in den Städten, auch in den Dörfern draußen, versuchen die Franzosen verzweifelt die Lage zu meistern. In einem Gelände voller Schluchten und Höhlen, ein aussichtsloses Unterfangen. Schon die nächste, übermannshohe Kakteenmauer verbirgt den Flüchtling so, daß ihn selbst die Hetzhunde der Paras nicht aufspüren können.





Abd el Kader war der erste, der die Fahne des algerischen Widerstandes sogleich nach der Invasion der Franzosen, 1830, ergriff. Er rief die kämpferischen Ackerbauern und Viehzüchter Algeriens zum Kampf für ihre nationale, religiöse und wirtschaftliche Freiheit. Nach seiner Niederschlagung konnte sich die Kolonisierung erst entwickeln, die auf Kosten der einheimischen Viehzucht immer mehr Raum gewann. Die Zahl der Schafe, der Reichtum der muselmanischen Bauern, ging seit dieser Zeit laufend zurück.

bensmittel, um das Elend einigermaßen zu steuern. Natürlich durfte das nur sehr geheim vor sich gehen, denn diesen Soldaten drohten schwere Strafen. Ein anderer Teil der Bewachungsmannschaft aber vergnügte sich damit, die Gefangenen mit allen Mitteln zu quälen und zu reizen. Oft wurden die Gefangenen, wenn sie sich im gemeinsamen Gebet gegen Mekka verneigten, von betrunkenen Soldaten mit Steinen beworfen und verletzt.

Trotz scharfer Bewachung und strenger Strafen, gelang es immer wieder einzelnen kühnen Gefangenen zu fliehen. In allen algerischen KZ's gibt es „Komitees für Fluchtversuche", die die einzelnen Aktionen sehr genau vorbereiten helfen und mit ihren bescheidenen Mitteln unterstützen. Die Internierten, die fliehen sollen, werden von diesem Komitee sorgsam ausgewählt. Nur körperlich tüchtige, die den Strapazen einer Flucht gewachsen sind, deren Mut die Gewähr für einen Erfolg gibt und die auch die entsprechende politische Reife besitzen, werden bei ihrem Fluchtversuch unterstützt. Sie bringen dann, wenn das Wagnis glückt, der algerischen Bevölkerung Nachrichten aus den Lagern und die Grüße der Internierten.

Von Zeit zu Zeit erlassen die Franzosen auch Gnadenakte, durch die aber nur Greise, Kinder und hoffnungslos Kranke wieder in Freiheit gesetzt werden.

Der Widerstand draußen aber ging unentwegt weiter. Soustelle versuchte die Aufregung, die die Verhängung des Ausnahmezustandes in allen islamitischen Kreisen hervorgerufen hatte, zu beruhigen und erklärte: „Die französiche Regierung will keineswegs eine Politik der Unterdrückung einleiten, sondern eine Befriedung des Landes erwirken!"

Gleichzeitig verkündete das Oberkommando, die Gruppen der „Gesetzlosen" seien zerschlagen und stünden kurz vor der letzten Vernichtung. Wie oft sollten solche Versprechungen noch abgegeben werden? In den Straßen Algiers krachten die Detonationen der Bombenexplosionen. Die Zusammenstöße zwischen den Moudjahidines und der französischen Armee rissen überhaupt nicht mehr ab.

Die Kabylie war tagsüber ganz ruhig. Nur selten sah man kleinere Gruppen französischer Soldaten. Es schien, als hätten die Nachrichten maßlos übertrieben. In dem Moment aber, da die Sonne sich zum Horizont neigte, veränderte sich das Bild mit einem Schlage. Die Straßen der kleinen Städte und Dörfer waren wie leer gefegt. Kaum daß man da oder dort einen Menschen noch schnell über die Straße huschen sah. Nur die schweren Tritte der Patrouillen dröhnten durch die Straßen, bis die Alarmsirene die unruhige Stille der Nacht jäh zerriß. In der Ferne rötete sich der Himmel im wilden Feuerschein. Schon rasten die ersten Jeeps zu den Alarmplätzen, von denen aus kurz danach die Ketten der Panzerfahrzeuge durch die Nacht rasselten.

General Gaston Parlanges, Kommandant der Unterabteilung in Agadir, wurde zum Kommandanten aller Operationen gegen die Algerier ernannt. Er sollte die Lage wieder in Ordnung bringen.

Mitten in diese gefahrvolle Lage fielen die Wahlen zu den Generalräten in Algerien. Zum erstenmal sollte das Wahlgesetz angewendet werden. War es auch nur eine Scheindemokratie, die hier vorgeführt wurde, so errang die algerische „Union Démocratique du Manifeste Algérien" UDMA, die von Ferhat Abbas geführt wurde, trotz der verschiedenen lokalen Behinderungen und Wahlbetrugsmanöver von Seiten der Colons, einen großen Erfolg. Die Partei Hadj Messali war verboten. Die Kommunisten traten nur in der Stadt Algier selbst in verschwindend kleiner Anzahl in Erscheinung. Im ersten Wahlgang errang die UDMA vier Kandidaten, an der Spitze Ferhat Abbas, im zweiten sogar sieben weitere, vor allem in Constantine und Oran.

Der Kampf draußen im Lande schritt weiter, als wenn gar nichts gewesen wäre. Die Geste Frankreichs kam zu spät. Außerdem spürte jedermann, daß selbst hier noch die innere Bereitschaft fehlte. In vielen Fällen waren die Wahlergebnisse durch Schwindel und Bestecherei umgefälscht worden. Die steigenden Zusammenstöße, Überfälle und Hinterhalte bewogen den Ministerpräsidenten Faure in Paris, die Generalresidenten Sou-

stelle, July und Lacoste von Algier, Tunis und Marokko zu versammeln. Am Schlusse dieser vertraulichen Konferenz gab der Präsident die Versicherung ab, die Regierung werde dafür sorgen, daß Nordafrika nicht ein zweites Indochina würde. Außer diesen Worten aber geschah vorläufig nichts.

Kurz darauf gingen zweitausend Mann Gendarmen auf dem Flugplatz von Constantine in Algier an Land. Laufend wurden Militär, Polizei und Gendarmerie verstärkt. Alles war, als wenn ein Tropfen auf einen heißen Stein gefallen wäre. Feuergefechte teilweise am hellichten Tage, in der Wilayas Constantine und Oran, waren an der Tagesordnung. In Ain-Naga versuchte eine Kompanie Moudjahidines die Gendarmeriestation zu stürmen und konnte nur mit größten Verlusten abgewehrt werden.

Ende Mai verschärfte sich die Lage dermaßen, daß die Militärkommandanten von Constantine sich zu einer neuen Taktik gegen die Moudjahidines entschlossen. An Stelle der schwerbeweglichen üblichen Einheiten sollten kleine, schnelle Verbände aufgestellt werden. Die Marine erhielt den Auftrag, die Küste abzuriegeln, damit der Waffenschmuggel endlich unterbunden werden könnte.

Tahat Lassoued gelang es, wie die Militärs feststellen mußten, unter der algerischen Jugend erfolgreich Rekruten anzuwerben, die dann, notdürftig ausgebildet, in kleinen Gruppen zu 15 Mann durch die französischen Postenketten schlichen, um hinter den Rücken der französischen Einheiten neue Widerstandsnester zu schaffen.

Und wieder kamen neue Truppenverstärkungen, die der Verteidigungsminister König teilweise aus Westdeutschland abzog. Die Zahl der in Algerien stehenden französischen Truppen wurde nun offiziell mit hunderttausend angegeben.

In diesen Tagen, es kam der 25. Mai, sollte Frankreich eigentlich sein 125. Jubiläum der Herrschaft über Algier festlich begehen. Aber den Franzosen in Algier war nicht so recht zu Mute. Die bisher mit Erfolg angewandte Taktik der französischen Kolonialpolitik war zu Ende, das erkannte nun jeder. Jahrzehnte-

lang war Frankreich mit Algier fertig geworden, indem die Franzosen mit den anerkannten Fürsten oder den Führern der religiösen Gesellschaften Frieden schlossen, meist einen sehr vorteilhaften Frieden – für die Betreffenden. Diese Führer aber hatten in Algier keine Gefolgschaft mehr, zumindestens keine, die für Gefahrenzeiten von Bestand war. Sie hatten ihr Ansehen durch ihre Kollaboration mit den Franzosen in den weiten Volkskreisen vollkommen verloren. Auf sie konnte sich niemand mehr stützen, – im Gegenteil. Sie waren, noch viel stärker als die Franzosen selbst, vom Haß und dem Tod bedroht. Die große Masse nannte sie offen Landesverräter.

Obwohl vor 125 Jahren Frankreich keine Panzer, Kanonen und Flugzeuge, Kreuzer und Flugzeugträger hatte, war seine Armee damals schlagkräftiger gewesen. Alles vor ihren Linien war der Feind. Heute aber sind die französischen Siedler und Großgutsbesitzer im ganzen Lande verstreut. *Überall* kann Frankreich angegriffen werden. Überall soll die Armee Schutz und Hilfe gewähren. Überall, das war zuviel.

1930, da wurde das hundertjährige französische Algerien noch feierlich begangen. Diesmal aber war Paris gezwungen, zur besonderen Feier die ersten offiziellen NATO-Divisionen aus Deutschland abzuziehen. General Gruenther äußerte seine Besorgnis und sein Erstaunen über den Abzug der ihm unterstellten französischen NATO-Divisionen.

Die Algerier aber griffen pausenlos an. Da fuhr eine Nachschubkolonne auf Minen, dort wurde ein Außenposten gestürmt und dort eine Ferme verwüstet. Brücken flogen in die Luft, Telephonleitungen wurden zerstört. Die Lage wurde immer unerträglicher. Niemand fühlte sich mehr seines Lebens sicher. Die ersten französischen Beamten ersuchten um Rückversetzung nach Frankreich, weil ihr Leben bedroht sei. Sie hätten erfahren, auf irgendeiner schwarzen Liste zu stehen.

Die Truppen sollten einfach überall sein. Hier war die Einbringung der Erntearbeiten zu schützen, dort sollten die Telephonleitungen gesichert, dann wieder mußten die Brücken be-

wacht werden und die Eisenbahnlinien. Nun waren schon gegen hundertzwanzigtausend Mann in Algerien, und immer noch sprach der Verteidigungsminister von höchstens eintausendfünfhundert Aufständischen. Ein groteskes Verhältnis.

Auch in Frankreich selbst begann es sich zu rühren. Es waren beinahe hunderttausend Algerier als Arbeiter oder, besser gesagt, Arbeitssuchende nach Frankreich ausgewandert, getrieben von der elenden sozialen Lage in Algerien. Aber auch hier waren sie Algerier geblieben. Sie formierten sich in Gruppen, die teilweise noch zu dem Hadj Messali, der sich in Haft befand, standen, teilweise aber bereits die ersten Gruppen der FLN in Frankreich selbst bildeten.

In Guentis im Auresgebiet zeigte es sich deutlich, daß Frankreich in Zukunft auf die algerischen Schützen nicht zu rechnen brauchte. Ein französischer Zivilbeamter, ein Offizier und vier ergebene Goumiers, wie die algerischen Milizsoldaten genannt wurden, waren von den anderen 22 Mann erschossen worden. Von ihnen fehlte jede Spur, die Waffen und Munition waren ebenfalls verschwunden.

Die Stimmung der Algerischen Versammlung, die von dem Generalgouverneur einberufen wurde, war trübe. Mit den Stimmen der Franzosen wurde Abd el Kader Saiah als Präsident der Versammlung gewählt. Das einzige Ergebnis der Sitzung war eine neue Rede Soustelles, der sagte: „Wir müssen heute zum Schwerte greifen, aber wir sind uns bewußt, daß unsere Mission weiter darin besteht, Fackelträger der Zivilisation zu sein!"

Frankreich holte noch mehr Truppen nach Algerien. Sie kamen aus Indochina, wo nur mehr sechzigtausend Franzosen in Südvietnam bleiben sollten, statt der vorgesehenen fünfundsiebzigtausend. Die Truppen wurden direkt von Saigon nach Algerien verschifft. Zahlreiche Fremdenlegionäre, die nun im erbarmungslosen Dschungelkampf das wahre Gesicht der Légion étrangère erkannt hatten, versuchten beim Durchlaufen des Suezkanals zu entfliehen. Nur wenigen gelang es, und das nur, weil die ägyptischen Behörden ihnen alle Hilfe angedeihen ließen.

Die zweite Panzerdivision kam direkt aus Nancy, wo sie als NATO-Division bisher stationiert gewesen war. Von den in Algerien lebenden Franzosen wurden zuerst dreitausend, dann weitere zehntausend Reservisten eingezogen. Aber in Algier, in Constantine, in Oran häuften sich die Überfälle und Gewalttaten, als wenn es keine französische Armee geben würde. Die Gerichte begannen Todesurteile zu fällen, ganz gleich, ob die Beschuldigten gefaßt waren oder nicht.

Mitten in Philippeville krachten die Bomben, während vor den Toren der Stadt Einheiten der Moudjahidines die Fermen in Flammen steckten. Die Alarmeinheiten wurden mit Maschinengewehrfeuer empfangen. Dann wichen die Moudjahidines in der Nacht geschickt der Umklammerung aus.

Die Festnahmen stiegen. Immer mehr Algerier wurden verhaftet und in die „Beherbergungslager" eingewiesen. Aber die Ruhe wurde auch dadurch nicht hergestellt. Nur in den wenigsten Fällen faßten die Franzosen wirkliche Moudjahidines, meist waren es harmlose Zuschauer oder nur von bösen Nachbarn Denunzierte. Oft aber wurde nur verhaftet, damit man überhaupt irgendeine Erfolgsmeldung erstatten konnte. Frankreich begann allmählich die Nerven zu verlieren.

Man ging dazu über, zusätzlich zu den Truppen mit Hilfe der Zivilgarde und Polizisten Sicherungsverbände, besonders für die abseitsgelegenen Fermen und Dörfer, aufzustellen. Rauhe Burschen, die ihr Menschenjägerhandwerk von altersher verstanden und die mit dem Lande vertraut waren. Gab es für die Truppe noch soldatische Gradmesser, wenigstens zu jener Zeit – für diese Sicherungsverbände galten sie nichts. Für sie war jeder Algerier ein Todfeind. Und so wurde er auch behandelt.

Das algerische Befreiungskomitee in Kairo gab ein Communiqué heraus, in dem es erklärte, bisher hätten die Moudjahidines nur den Terror der Franzosen mit Gegenterror beantwortet, aber man wäre bemüht gewesen, waffenlose französische Zivilisten zu schonen. Nunmehr würden die Franzosen ihre Angriffe gegen alle algerischen Dorfbewohner, einschließlich Frauen und Kinder

nach dem Grundsatz der kollektiven Verantwortung richten. Das Befreiungskomitee habe sich deshalb veranlaßt gesehen, den Moudjahidines zu raten, Terror mit Terror zu beantworten und zwar so lange, bis die Franzosen diese Angriffe einstellen würden.

Ein Sonderausschuß der Nationalversammlung bereiste unter der Leitung des Sozialisten Christian Pineau Algerien. Er bezifferte die Zahl der algerischen Kämpfer nicht höher als auf zweitausendfünfhundert Mann. Trotzdem, erklärte der Ausschuß, stünde Frankreich in Algerien einer offenen Rebellion gegenüber. Es handle sich keinesfalls mehr um eine Polizeiaktion.

Wahllos wurden immer wieder große Mengen Algerier zusammengetrieben und verhaftet; in Constantine allein neunhundert! Als einer zu fliehen versuchte, wurde er sofort niedergeschossen. Im Gebiet von Zaromia wurde ebenfalls bei der Perlustrierung ein Straßenpassant erschossen. Hunderte wurden in die Konzentrationslager eingewiesen.

Die Weizenfelder der Colons flammten dafür in den Nächten auf. Die Ernte langer Arbeit wurde in einer einzigen Nacht vernichtet. In Boufarik, einer Vorstadt Algiers, verbrannten 350 Zentner Getreide. Nur einige kleine Zahlen aus dem täglichen Kampf. Im Juli wurden allein zweitausendsiebenhundert Menschen festgenommen und in Gefängnisse und Konzentrationslager eingeliefert. Bei Tebessa kam es zu Kämpfen. Die französischen Truppen wurden nun schon offiziell mit hundertfünfzigtausend Mann angegeben.

Die Großrazzien aber liefen auf Hochtouren. In Oran wurden sechshundert Personen einvernommen, in Courbet eintausendzweihundert. Immer wieder kam ein Teil von ihnen in Haft. Die Verluste stiegen auf beiden Seiten, auch die Gefechte. Immer öfter gelang den Moudjahidines, Nachschubkolonnen zu überfallen und zu erobern. Besonders die Munitionstransporte waren ihr erstes Ziel.

Durch das brutale Vorgehen hatten sich die Franzosen allmählich soviel erbitterte Todfeinde geschaffen, daß die Moudja-

hidines praktisch alle Bewegungen der Franzosen vorher erfuhren. Ihr Nachrichtendienst, den sie aufbauten, funktionierte. Bei Taberga, bei Tebessa blieben die Algerier Sieger. Reiche Beute fiel in ihre Hände.

Die französische Polizei verhaftete den bekannten Radsportler Ahmed Kebaili, der als Rennfahrer auch auf den europäischen Rennstrecken kein Unbekannter war. In Blida versammelten sich nach seiner Festnahme Tausende zum Protest.

Fünfzehn arabische Staaten forderten in der UNO eine Debatte für Algerien.

Ein Transport, von hundertvierzig Legionären bewacht, fiel den Moudjahidines zum Opfer. Ein Ende des Krieges in Algerien war nicht mehr abzusehen.

In Paris revoltierten die dort lebenden Algerier zum erstenmal in aller Öffentlichkeit. Aus Protest gegen die Vorkommnisse in Algerien stürmten am 31. Juli über zweitausend Algerier schreiend über den Boulevard de la Champelle, demolierten Dutzende französischer Autos und zerschlugen Geschäftsauslagen. Die französische Polizei wurde mit Steinwürfen empfangen, ein Kommissariat regelrecht belagert. Fünfzehn verletzte Polizisten waren das Resultat der ersten Massendemonstration in Paris.

In der Gegend von Biskra konnten die Moudjahidines ihr erstes französisches Beobachtungsflugzeug abschießen. Ein Lager von Sicherungstruppen wurde im Morgengrauen gestürmt, zehn Mann, die am Leben geblieben waren, als Gefangene in die Berge abgeführt. Überall stiegen die Unruhen fieberhaft an. In den Gebieten von Tebassa, Edgardquinet, Constantine, Oran und Algier brachen die Kämpfe immer aufs neue aus. Bei Tizi Ouzou eroberten die Angreifer wieder einen Militärtransport. Postämter, Eisenbahnstationen und Gendarmerieposten wurden erstürmt und vernichtet.

*

Die Franzosen ließen neun Dörfer, deren Bewohner in dem Verdacht standen, mit den Moudjahidines in Verbindung zu stehen, dem Erdboden gleichmachen. In der offiziellen französischen Verlautbarung hieß es:

„Es ist in aller Form festgestellt worden, daß der größte Teil der Bewaffneten, die am 20. August die Orte Qued Zenati und Ain Abid sowie die Orte Condè Smendou und El Arrouch in Massen angegriffen haben, von einer bestimmten Anzahl von Weilern gestellt wurden und daß diese Männer für die Morde und Grausamkeiten in diesen Orten verantwortlich sind. Es handelt sich dabei um folgende Weiler: Marrouk, Ben Hachemi, El Achaichia und El Hadj Mebarek, die alle zum Dorg Sog Fbia in der Gemeinde Moue Zenati gehören, um den Weiler Kermatt, zum Darf Khorfane in der Gemeinde Jemmapes gehörig und um die vier Weiler El Goula, El Mebel, Bredia, Ras el Ma, die zum Dorf Ouled Babena in der Gemeinde Jemmapes gehören. Die genannten Weiler sind Hochburgen der Rebellion und dienten den Gesetzlosen der Gegend als Unterschlupf, die im Verlaufe der Kämpfe des 20. August der Verfolgung durch die Truppen entgehen konnten.

Während der Operationen, die am 21. August gegen fünf Uhr stattfanden, sind die Truppen, welche die Rebellen verfolgten, zur Evakuierung der Frauen und Kinder aus diesen Weilern geschritten, worauf die Weiler vollständig vernichtet wurden.“

Von den *Männern* stand in dieser amtlichen Vernichtungsverlautbarung über neun algerische Weiler kein Wort . . .

Die Antwort der Moudjahidines, von denen sich zweifellos keine in den vernichteten Weilern befunden hatten, sonst wären sie ja schon sofort kurzerhand niedergeschossen worden, war hart. Die Männer aller Dörfer in der Umgebung des Todesbezirks flohen sogleich in die Berge. Wenn der Tod sie ja schon so sehr bedrohte, dachten sie, dann laßt uns zu den Moudjahidines gehen, wo wir wenigstens Gelegenheit haben, uns zu wehren

und nicht nur wehr- und waffenlos von den Franzosen abgeschlachtet werden! Der offizielle Terror erwies sich nur wieder als der beste Propagandist für die Moudjahidines. Der Krieg ohne Gnade aber ging ununterbrochen weiter.

Die Franzosen töteten wahllos, was ihnen vor die Flinten kam. Längst wurden Frauen und Kinder nicht mehr verschont. Der Korrespondent der Pariser „Le Monde", Georg Penchenier, der sich zu dieser Zeit in der Gegend von Philippeville befand, schrieb in seiner Zeitung:

> *„Etwa fünfzig alte Männer, Frauen und Kinder wurden in Abwesenheit der Männer, die in der Nacht die Flucht ergriffen hatten, getötet. Ich habe niemals Tragischeres gesehen als das, was sich meinen Augen nach dem Abzug der Kommandotruppen bot. Ich ging mitten durch die Zerstörung einher, und nichts begrüßte mich als das anklagende Geheul von Kettenhunden, den einzigen Überlebenden des Blutbades."*

In diesen wenigen objektiven Berichten, die nicht von der offiziellen französischen Propaganda bezahlt wurden, stehen die wirklichen Beweggründe des fanatischen Widerstandes in Algerien. Sie erklären, warum dieser Krieg erbarmungslos und ohne Hoffnung auf Ergebung geführt wurde: mit allen Mitteln, die den Algeriern zur Verfügung standen und stehen.

Die Franzosen schafften die ihnen von der US-Army leihweise überlassenen Hubschrauber nach Algier. Dort sollten sie wahrscheinlich die westliche Freiheit verteidigen helfen.

Über Algerien breitete sich ein Leichengeruch aus. Zwischen Philippeville und Constantine gab es bald nur mehr ausgestorbene, verbrannte Dörfer. Auf den Feldern, die verdorrten und zu Grunde gingen, hockten die Aasvögel, da für sie immer reichlich Futter vorhanden war, wenn die französischen Kommandotruppen abzogen. Zu Hunderten und Tausenden wurden die Algerier erschossen: ohne Gericht und sogar ohne Untersuchung.

Wie zum Hohn ließ, als die Todeszone sich vollkommen entvölkerte und französische und amerikanische Blätter darüber Aufsehen erregende Berichte brachten, Generalgouverneur Sou-

stelle Zehntausende Flugblätter durch Flugzeuge abwerfen, die die geflohenen Mechtabewohner aufforderten, zurückzukehren, es würde ihnen nichts geschehen ...

Diesen Grausamkeiten auf französischer Seite folgten Grausamkeiten der Algerier. Der Krieg artete zu einem Schlachten aus.

In Frankreich wurden gegen dreihundertfünfzig Algerier verhaftet und in Gefängnisse eingeliefert. Man wollte wenigstens in Frankreich Herr bleiben.

Im Bezirk Bone, bei Nemencha, wurde aufs neue gekämpft, – und natürlich immer wieder im Aures.

Die kommunistische Partei wurde in Algerien verboten. Unnötig, denn in den Reihen der Moudjahidines befanden sich keine Kommunisten. Immer wieder versuchten die Franzosen, den algerischen Freiheitskampf als eine kommunistische Sache hinzustellen. Sie vergaßen nur ganz, daß es in Frankreich weit mehr Kommunisten gibt, als jemals in ganz Afrika! Und vor allem, daß im Mai 1945 die französischen Kommunisten das Blutbad gegen die Algerier getreulich mit abdeckten.

Immer neue Hinterhalte wurden gelegt, immer neue Transporte fuhren in die Fallen, die die Moudjahidines im ganzen Lande aufstellten. In den daraus entwickelten Gefechten gab es immer wieder Opfer auf beiden Seiten. Die Aufstellung einheimischer Schutztruppen und die Verstärkung der Gendarmerieeinheiten wurde beschlossen. Und weiter ging es: durchsucht, festgenommen, verhaftet, erschossen.

Bei Gounod eröffneten Gendarmen Feuer auf Algerier und meldeten: auf der Flucht erschossen! Bei den Noment Chas Bergen, bei Mchatt wurde gefochten. Teilweise mußten die Franzosen Kampfflugzeuge, Panzer und schwere Artillerie einsetzen, um Herr zu bleiben.

In Frankreich allerdings waren große Teile der Bevölkerung über diese Maßnahmen, die natürlich Einberufungen der Reservisten zur Folge hatten, wenig begeistert. Man wollte selbstredend, daß Algerien französisch bleibe, aber man war nur in

den wenigsten Fällen bereit, dafür ein persönliches Opfer zu bringen.

Mitte September kam diese aufgestaute Unlust der Franzosen, in Algerien zu kämpfen, zur Explosion. Auf dem Gare de Lyon weigerten sich die ersten Luftwaffenreservisten, den Zug zu besteigen, der sie nach Nordafrika bringen sollte. Sie meuterten. Als sie die herbeigeeilte Gendarmerie in die Waggons trieb, zogen die Meuterer die Notbremse, und schließlich mußten sie von der Polizei in die Kaserne zurückgetrieben werden.

In Rouen weigerten sich die Reservisten des 406. Flak- und Artillerie-Regimentes, die im Morgengrauen des 7. Oktober auf Lastkraftwagen verladen werden sollten, die Kaserne zu verlassen. Sie stürzten sich auf ihre Offiziere, rissen ihnen die Rangabzeichen herunter und sperrten den Kommandanten der Kaserne am Schluß sogar in die Kasernenküche ein. Lediglich herbeigerufene Mobilgardisten vermochten die Meuterer zum Besteigen der Lastkraftwagen zu bewegen.

Diese Beispiele machten die Runde. Frankreichs Jugend war nicht bereit. für ihr Vaterland in Nordafrika zu bluten. Die in Frankreich lebenden Algerier beobachteten diese Ereignisse und beeilten sich, ihren Landsleuten in Algerien recht ausführliche Kunde davon zu geben. Die Moudjahidines lachten.

In dieser zum Zerreißen gespannten Lage trat neuerlich die Algerische Versammlung, die Assemblée Algérienne, zusammen. Soustelle hatte einen Reformplan ausgearbeitet, den auch die Pariser Regierung gut hieß, und wollte nun damit Öl auf die Wogen gießen. Soustelles Reformplan änderte natürlich nichts an der „Integrationspolitik“, die Algerien zu einem Bestandteil Frankreichs erklärt und jede Forderung auf algerische Souveränität weit von sich weist. Soustelle wollte mit Modernisierungsvorschlägen für die Landwirtschaft, Hilfsmaßnahmen auf sozialen und wirtschaftlichen Gebieten und der Schaffung einer amtlichen Arbeitsvermittlung der algerischen Revolution Wind aus den Segeln nehmen. Als einzige Konzession sollte die arabische

Sprache als obligatorisches Unterrichtsfach in den Schulen eingeführt werden.

Die Algerier in der Versammlung, besonders der Abgeordnete Bendjelloul aus Constantine, stellten sich sofort gegen diese Reformmaßnahmen, zu denen man nur eines sagen konnte: zu spät, um Jahrzehnte zu spät.

Die sechzig algerischen Mitglieder der zweiten Kammer, darunter zehn Abgeordnete der französischen Nationalversammlung und fünf Senatoren, gaben eine Gegenerklärung ab, in der es hieß, die Politik der algerischen Integration sei auf Grund der Entwicklung in Tunis und Marokko überholt.

Paris tobte. Außenminister Pinay drohte, aus der UNO auszutreten, wenn die Beschwerden der arabischen Staaten wegen Algerien behandelt würden. In Algerien aber änderte sich nichts. Großrazzien in Constantine, wo über dreitausend Menschen aus Cafés, Hotels, Bädern auf den Straßen zusammengetrieben und perlustriert wurden. Kämpfe in allen Teilen des Landes. Als in New York die Algerienfrage behandelt werden sollte, verließ Frankreichs Außenminister Pinay mit seinen Mitarbeitern die UNO-Tagung und reiste brüsk nach Paris zurück.

In Ostalgerien nahmen die Aktionen der Moudjahidines an Härte zu. Die Wasserleitung nach Philippeville wurde gesprengt, bei Sedouk und Akbiu fielen Polizisten den angreifenden Algeriern zum Opfer. Immer mehr Fermen brannten, immer mehr Colons starben.

In der Algerischen Versammlung aber gelang es den Franzosen, eine Gruppe algerischer Mitglieder unter dem Vizepräsidenten Chekkal für die These, Algerien gehört zu Frankreich, zu gewinnen. Soustelle triumphierte. Er ahnte nicht, daß dieser Coup seinem Vertrauensmann Chekkal sehr bald den Kopf kosten und ihn selbst nicht einen Schritt weiter bringen würde.

Faure gab in der großen Algeriendebatte der französischen Nationalversammlung zu, daß nun schon dreihunderzwanzigtausend Mann französischer Truppen in Algier stünden. Für den Bezirk Constantine allein seien aber zusätzlich noch sechzigtausend Mann nötig.

Das verlorene Spiel um Marokko

Der Heldenkampf Abd el Krims – Die traurige Rolle El Glauis Grandvals Niederlage – Der Sieg des Sultan Mohammed V.

Gerade zur gleichen Zeit, im November 1955, brach die bisherige französische Politik im nahen Marokko vollkommen zusammen. Man wußte sich keinen anderen Rat mehr, als den rechtmäßigen Herrscher, Sultan Mohammed V., dessen Familie der Alawiten seit dreihundertdreißig Jahren den Sultanthron von Rabat innehatte, wieder nach Marokko zurückkehren zu lassen.

Dieser große moralische Erfolg, dem sehr bald ein realpolitischer folgen mußte, erhöhte die Kampfbereitschaft der Algerier und befeuerte sie, weiter durchzuhalten.

Marokko war im großen Rennen um die Absatzmärkte und die Ausdehnung des französischen Herrschaftsraumes verhältnismäßig erst sehr spät drangekommen. 1907 kamen an der algerisch-marokkanischen Grenze französische Siedler bei einem lokalen Zusammenstoß, vielleicht nur von mörderischen Räubern ausgeführt, ums Leben. Paris und Madrid, die schon seit längerem ihre Interessen in Marokko koordinierten, schickten zur Strafe Expeditionskorps an die marokkanische Küste. Frankreichs Marschall Lyautey besetzte Oudjda und ließ in der Bucht von Casablanca französische Marineinfanteristen landen.

Kaiser Wilhelm II. wandte sich energisch gegen die offenen Versuche Frankreichs, Marokko zu überfallen und einzustecken. Frankreich mußte vorläufig von seinem Plan ablassen, als ihm einer jener Zufälle zu Hilfe kam, die meist die Geschichte der Völker entscheiden. Sultan Mulai Hafid wurde in Fez von aufrührerischen Berberstämmen arg bedrängt und nahm ein französisches Hilfsangebot an. Damit hatte Frankreich gewonnen.

Seine Regimenter marschierten, und es half Deutschland wenig, das Kanonenboot „Panther“ an die marokkanische Küste zu entsenden. Am 30. März 1912 unterzeichnete der bedrängte Sultan jenen Protektoratsvertrag, durch dessen verklausulierte Bestimmungen der Sultan seiner weltlichen Macht beraubt wurde, auch wenn er dem Namen nach noch der Herrscher blieb.

Nun endlich hatte Frankreich sein Ziel erreicht: außer dem kleinen Teil von Spanisch-Marokko besaß es nun mit Algier und Tunis den ganzen Maghreb.

Allerdings ging auch in Marokko diese Okkupation nicht ganz so einfach vor sich, wie man es sich vielleicht in Paris vorgestellt hatte. Sehr bald ergaben sich Reibereien, und die Widerstände wurden zur offenen Rebellion. Aus ihr entwickelte sich ein richtiger Krieg, als Frankreich plötzlich einen Kampf mit Emir Abd el Krim el Khattabi und dem Rif vom Zaune brach. Marschall Lyautey befahl, am 29. Februar 1924 nördlich der Werga vorzugehen. Damit war der Kampf gegen den Rifstaat unerläßlich.

Der ganze Rif stand damals unter der Führung Abd el Krims. Die Familie der Krim stammt aus dem Hedscha und ließ sich um 900 in Marokko nieder. Sie schloß sich den Beni Uriagel an und lebte somit über tausend Jahre im Rif. Abd el Krim und sein Bruder Si Mehmed erhielten eine vorzügliche Erziehung und studierten an spanischen Mittelschulen. Si Mehmed erwarb in Melilla das Bakkalaureat.

Der Vater versuchte vergebens, das Vorgehen der Spanier gegen den Rif abzustoppen. Als er erkannte, daß die Spanier den Krieg wollten, versuchte er bei Tafersit Truppen aufzustellen und den Spaniern, die besonders unter den Generalen Azpurru und Berenguer operierten, Widerstand zu bieten. Hier starb er inmitten der Vorbereitungen unter mysteriösen Umständen. Man munkelte, daß er im Auftrage der Spanier von einem Verräter vergiftet worden sei.

Mohammed Taban übernahm den Befehl über die Krieger. Für die Söhne des Verstorbenen aber erstand eine große Verantwortung: der Schutz des Rif vor den Spaniern. 1921 erhielt Ge-

neral Silvestre den Oberbefehl über die spanischen Truppen. Er trat, nach einigen kleinen siegreichen Scharmützeln gegen schwache Gruppen der Rifleute, den Vormarsch gegen Kelates an. Er konnte diese Operation, die die Rifleute in die Defensive drängte, beinahe unbehindert durchführen. Noch war den ratlosen und bestürzten Stämmen des Rifs nicht der Führer erstanden.

Gleichzeitig mit den militärischen Aktionen entsandten die Spanier einen Agenten zu Abd el Krim, dem sie im höchsten Maße mißtrauten. Sie befürchteten nicht zu Unrecht, daß der Sohn in die Fußtapfen seines Vaters treten würde. Senor Etchevarieta schlug Abd el Krim vor, sich offiziell mit der spanischen Besetzung der Vorgebirge Kelates und Porto-Nuevo einverstanden zu erklären. In diesem Fall würde Spanien an Abd el Krim zwanzig Millionen Pesetas bezahlen und überdies reichliche Mengen Waffen und Munition für einen langen Krieg gegen Frankreich liefern, welches doch, von der Gegenseite her, den Rif bedrohen würde. Etchevarieta verhandelte im Auftrage von Primo de Rivera. Er versicherte dem staunenden Abd el Krim stets aufs neue, die Franzosen seien in Wahrheit die wirklichen Todfeinde des Rif.

Gleichzeitig aber sickerte von spanisch besetzten Gebieten eine gefahrdrohende Nachricht durch: die Söhne Abd el Krims hätten sich von Frankreich kaufen lassen. Sie hätten die Sache des Rif im Stich gelassen. Durch diese raffinierte Methode sollten Abd el Krim und sein Bruder gezwungen werden, gegen Frankreich offensiv zu werden, um das Gegenteil zu beweisen. Spanien hätte so eine wunderbare Gelegenheit gehabt, zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen: die Franzosen in harte, verlustreiche Kämpfe zu verwickeln und den Rif gleichzeitig so zu schwächen, daß man spanischerseits, wenn es Zeit war, nur gegen geringen Widerstand einmarschieren konnte. Abd el Krim aber durchschaute die Finte und brach die gefahrvollen Gespräche ab.

Infolge der immer wieder auftauchenden Gerüchte waren aber die Söhne Abd el Krims gezwungen, die bedrohte Autori-

Überall in ganz Algerien riefen die Freiheitskämpfer zum Widerstand. Die ersten Hinterhalte wurden erfolgreich gelegt. Angriffsziel Nummer 1: Waffen!

Bald war ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt. Die Franzosen versuchten den Brand mit Terror auszutreten. Die Leichen der umgebrachten Algerier wurden auf Esel und Mulis gebunden und in einer schaurigen Prozession triumphierend durch die Straßen geführt. „Wer gegen Frankreich ist, kommt auf den Esel!" Diese Abschreckungsdemonstrationen erwiesen sich aber als wirkungslos.

tät zu retten. Abd el Krim beschloß, an der Spitze seiner nur dreihundert Mann umfassenden Harka aufzubrechen und zu den Beni Uriagel zu reiten, sie zu beruhigen und die Verbreiter der Falschmeldungen zu bestrafen. In dem Augenblick besetzten die Spanier Dar-Abara, einen Posten von größter strategischer und politischer Bedeutung in Tensamane. Abd el Krim nahm dies als ein Zeichen Allahs und ritt zum Angriff.

In kühnen und harten Kämpfen überrannten die Rifkabylen die sorglosen Spanier, die es sogar unterlassen hatten, Befestigungen aufzuwerfen. Über vierhundert Spanier fielen, darunter sechs Offiziere. Die Rifkabylen hatten nicht mehr als neun Leute verloren und dafür eine Batterie 6,5-cm-Gebirgsgeschütze, ganz neue Mausergewehre und über sechzigtausend Schuß Muntion, Granaten, eine Unmenge Medikamente und Verpflegung erobert.

Der Jubel im ganzen Rif war übergroß. Abd el Krim hatte die rumi geschlagen! Mit dreihundert heiligen Kriegern hatte er mehr als vierhundert getötet und die anderen verjagt. Heil dem tapferen Sohn eines tapferen und weisen Vaters!

Während Abd el Krim die Stellungen, die nun von Sidi-Driss über Anual und Tisi-Asa verliefen, befestigen ließ, bereitete sich der Bund der Rifstämme vor.

Ganz Spanien aber erzitterte vor Wut und Furcht. General Silvestre forderte hochfahrend Abd el Krim auf, ihm die Toten auszuliefern und das Gebiet Tensamane unverzüglich zu räumen. Abd el Krim lehnte gelassen ab.

Wütend befahl General Silvestre bei Sidi-Bujane einen Gegenangriff, der vernichtend abgeschlagen wurde. Wieder ließen die Spanier dreihundertvierzehn Tote und eine Menge Munition und Waffen als Beute zurück. Der Rif jubelte. Immer mehr Krieger strömten zu den Fahnen Abd el Krims, der nun schon über tausend Mann Reguläre befehlen konnte. Sie kamen in der Hauptsache aus den Stämmen der Beni Uriagel und der Beni Tusin.

Die Spanier zogen nun in Ygeriben, südlich von Anual, wo

General Silvestre sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, starke Verbände zusammen. Abd el Krim erfuhr durch seine Späher, daß die Lebensmittelversorgung der Spanier sehr mangelhaft sei und der Vorrat höchstens für jeweils vier Tage ausreichen würde. Gleichzeitig mehrten sich die Anzeichen, daß die Spanier einen Aufstand aller umliegenden Stämme befürchteten. Um ihre Unsicherheit zu vermehren, beschloß Abd el Krim, die spanische Verbindung zu ihrer Versorgungsbasis Tisi-Aza abzuschneiden. Die Cote 615 wurde von Abd el Krim besetzt.

General Silvestre befahl, augenblicklich Abd el Krim anzugreifen und zurückzuschlagen. Durch diese Position der Cote 615 konnte Abd el Krim die ganze gegen ihn operierende spanische Armee einfach aushungern.

Zehntausend Spanier mit starker Artillerie und Kavallerie griffen Abd el Krim und seine tausend Mann an. Die Schlacht dauerte vom 21. bis zum 26. Juli. Immer wieder rannten die Spanier verzweifelt gegen die Linien der Rifkabylen an und erlitten, ohne den Gegner werfen zu können, schwerste Verluste. Am 25. Juli mußten die Spanier Ygeriben, das sie vorübergehend genommen hatten, wieder räumen. Sie ließen große Mengen Waffen und Munition zurück.

Durch diese verlustreichen, vergeblichen Angriffe entmutigt, ließ General Silvestre am Morgen des 26. Juli Anual und alle Posten in der Umgebung räumen. Die Spanier verließen das Schlachtfeld. General Silvestre überlebte die Niederlage nicht, er setzte seinem Leben ein Ende.

In ihrem Rücken waren, durch die Erfolge Abd el Krims angefeuert, immer mehr Stämme aufgestanden und bedrohten die Rückzugsbasis. Über einhundert befestigte Posten fielen beinahe kampflos in die Hand Abd el Krims. Mehr als zweihundert Geschütze, über zwanzigtausend Gewehre, unzählbare Granaten, Millionen Gewehrpatronen, Medikamente und Nachrichten- und sonstiges Kriegsmaterial waren die stolze Beute der Rifkabylen. Siebenhundert Spanier waren lebend als Gefangene eingebracht worden, über fünfzehntausend Mann an Toten und Verwunde-

ten hatte Spanien eingebüßt. Zahlreiche Offiziere waren gefallen, unter ihnen Colonel Morales, den Abd el Krim sehr schätzte und mit allen militärischen Ehren nach Melilla bringen ließ.

Die Spanier stellten sich in der ersten Augustwoche bei Mont-Arruit. Wiederum wurden sie vernichtend geschlagen, General Navarro und zwei Oberste dabei gefangengenommen. Es stand schlecht um Spanien!

Das Gemetzel der nun rebellierenden Stämme, die freiwillig neben den regulären Soldaten Abd el Krims kämpften, unter den fliehenden Spaniern war grauenhaft. Kurz zuvor nämlich hatte ein Capitaine Pomez vollkommen grundlos fünfundsiebzig wehrlose Kabylen niedermachen lassen. Sie waren schuldlos. Nun rächten sich ihre Stammesbrüder an anderen Spaniern, da sie Pomez' nicht habhaft werden konnten. Wieder starben Menschen schuldlos.

Der besonders charmante Sport spanischer Soldaten und Offiziere war es bisher gewesen, gefangenen Kabylen den Kopf abzuschlagen oder Toten die Köpfe abzuschneiden. Die Köpfe der so geschändeten Berber wurden als „Souvenirs" betrachtet. Da die christlichen Soldaten des Abendlandes so vorgingen, ist es wohl kaum verwunderlich, wenn die „barbarischen" Kämpfer des Rif diese Methoden übernahmen!

Nun stand Abd el Krim vor den Toren Melillas. Spanien raste und hob im Eiltempo neue Truppen aus; von allen Kanzeln riefen die katholischen Kleriker zum Kampf gegen die Ungläubigen. Zweihunderttausend Mann rückten unter den Generalen Berenguer und Brogheti an.

Abd el Krim aber stand vor Melilla, das wie eine reife Frucht vor ihm und seinen tapferen Kriegern lag und – rückte nicht ein. Er befürchtete internationale Verwicklungen und ließ diesen wichtigen Platz seinen Todfeinden. Das war ein schwerer und in der weiteren Folge nicht wieder gut zu machender taktischer Fehler. Am 1. Februar 1922 aber traten die Kaids des Rif zusammen. Sie wählten den jungen, siegreichen Abd el Krim zum Emir, zum Fürsten des Rif.

Unterdessen schlug Sidi Mehmed, der Bruder des Emir, die Spanier am Wed Lao vernichtend. Wieder fiel reiche Beute in die Hände der Rifkabylen. Trotzdem war die Lage Abd el Krims nicht rosig. Die Stämme waren in ihrer individuellen Vielfalt und Eigenbrödlerei oftmals wankelmütig und nur schwer zu führen. Es bestand wohl vollkommene Einheit bezüglich der Fragen des Glaubens und der Sehnsucht nach Freiheit, aber kein gemeinsamer politischer Gedanke einte die oft auseinanderstrebenden Stämme und Männer – und schon gar keine politische Organisation. Einzig die magische Kraft und Tapferkeit des Emir Abd el Krim hielt sie zusammen. Abd el Krim war alles: Parole, Ziel und Fahne zugleich. Mit aller Kraft versuchte er innerhalb des Rifs eine moderne Organisation der staatlichen Funktionen aufzubauen und vor allem das Heer zu reorganisieren. Er beauftragte seinen Bruder Si Mehmed ben Abd el Krim in Begleitung Ben Hadj Hitmi, nach Paris zu reisen, um Beziehungen der europäischen Länder mit der Rif-Republik herzustellen.

Aber Frankreich war an solchen Verbindungen gar nicht interessiert. Die beiden Vertreter des Rif hockten im Hotel Terminus herum und wurden überall abgewiesen. Es gelang dem Bruder des Emirs nicht, Poincaré zu sprechen. Ohne etwas erreicht zu haben, reisten die Boten des Friedens unverrichteter Dinge im Mai 1923 nach dem Rif zurück. Frankreich wollte sich im Rif nicht binden. Es bestanden da schon gewisse Pläne . . .

Dafür rückten Franzosen in das Werga-Gebiet ein. Dadurch war jeder Zweifel behoben und Abd el Krim wußte, daß er einen Zweifronten-Krieg zu führen hatte. Mit Bestechung und gewaltigen Versprechungen gelang es den Franzosen bald, Unruhe und Verwirrung in gewissen Teilen des Rif hervorzurufen. Gleichzeitig griffen die Spanier mit ganzer Macht an. Sie wurden aber wieder geschlagen und bis vor Tetuan zurückgedrängt. In den darauffolgenden Kämpfen wurde sogar das ganze Bergland gesäubert, und der Agent Raisuli, der berüchtigte Kaid der Djebala, kam in Gefangenschaft des Rif, wo er bald verstarb.

Vergeblich versuchte Abd el Krim mit den Franzosen, ob-

gleich sie den Frieden gebrochen hatten, zu einem Vertrag und zum Frieden zu kommen. Alle seine Briefe wurden nicht beantwortet, seine Unterhändler nicht empfangen.

In der Sitzung der französischen Nationalversammlung am 27. Mai 1925 ergriffen eine Reihe oppositioneller Abgeordneter das Wort und entlarvten die Methoden der französischen Regierung in Marokko und besonders die gegen Abd el Krim. Der Abgeordnete Paul Doriot, der nach dem zweiten Weltkrieg als ein Freund Deutschlands sterben mußte, sagte damals:

> *„Ruhe und Frieden herrschten im Rif bis zu dem Augenblick, als die französischen Truppen ihren Vormarsch begannen, das muß festgestellt werden. –*
>
> *Man beabsichtigte sich des fruchtbaren Gebietes zu bemächtigen, zweifellos um die Eingeborenen wegzujagen – wie man es mit den Sebu getan hat – und die Ländereien unter die Kolonialgesellschaften aufzuteilen. –*
>
> *Man wollte einfach um jeden Preis das Prestige dieses kleinen Volkes, das sich selbst befreit hatte, vernichten –."*

Aber alle, die die Wahrheit sprachen, wurden niedergeschrieen. Und Marschall Lyautey marschierte.

Caid Haddu ben Hammu, der Außenminister Abd el Krims, wandte sich noch im April 1924 in einem ausführlichen Schreiben an General de Chambrun, den französischen Kommandeur von Fez, und versicherte im Namen der Rif-Republik, daß Abd el Krim keinen Krieg mit Frankreich wünsche.

Aber der Kampf begann trotzdem, die Franzosen waren nicht mehr aufzuhalten.

Emir Abd el Krim nahm den Kampf auf. Er schlug nun mit seinen sieggewohnten Truppen die Franzosen, wie er vordem die Spanier geworfen hatte.

Am 9. April 1925 griff Se Mehmed die Beni Serual an, die sich den Franzosen angeschlossen hatten; der Posten Beni Derkoul wurde gestürmt und das ganze Gebiet erobert. Sherif Derkaui, der mit den Franzosen kollaborierte, mußte Hals über

Kopf nach Fez flüchten. Mit Müh und Not gelang es General Chambrun, Fez zu halten.

Alle Stämme, die die Franzosen mühsam mit Waffengeschenken und überreichen Bestechungen gewonnen hatten, gerieten nun in Aufregung. Die Franzosen versuchten diese Stämme dadurch zu beruhigen, daß sie überall Truppen unter sie legten. Das war genau das Verkehrte! Das Bataillon Combe wurde nördlich von Kaala des Sles umzingelt und konnte nur mit dem Aufgebot letzter Kräfte wieder herausgeschlagen werden.

General de Chambrun versuchte mit drei großen Kampfgruppen den Brand, der sich aller Orts ausbreitete, zu dämpfen.

Am 23. April zog General de Chambrun alle Truppen nördlich von Fez und des Gebietes von Tasa in zwei weiteren Gruppen zusammen. Die westliche Gruppe stand unter Colonel Noguès, die östliche unter Colonel Gambay. Die französischen Einheiten standen beinahe Tag und Nacht im Kampf. Der Nachschub versagte. Am 30. April fürchtete man bereits um Fez. Bei Ajin Ajischa waren die Rifkabylen ebenfalls eingedrungen.

Im Raume von Tissa wurde eine neue Kampfgruppe aus allen noch verfügbaren Einheiten gebildet, die Colonel Freydenberg übernahm. Hier vermochten sich die Franzosen erstmals energisch zur Wehr zu setzen, und eine Harka der Krieger der Beni Amrit und Beni Schiwet in der Stärke von fast viertausend Mann wurde aufgerieben. Mit Fliegern und Kanonen, mit Tanks gingen die Franzosen unermüdlich gegen die Rifkabylen vor. Trotzdem wogte der Kampf lange unentschieden hin und her.

Am 25. Mai übernahm General Daugan den Befehl über die Nordfront. Abd el Krim behielt aber das Gesetz des Handelns und stieß gegen Tasa vor, das Colonel Gambay bereits aufgeben wollte. Marschall Lyautey vermochte nur im allerletzten Augenblick die Katastrophe zu verhindern.

Im Juli drohte Abd el Krim mit seinen Kriegern die französische Front einzudrücken und zu zertrümmern. Allein dieser Monat kostete die Franzosen eintausendundfünf Tote und drei-

tausendsiebenhundertundelf Verwundete, eintausendundsieben Vermißte kamen nie wieder.

Erneut wurde der Oberbefehlshaber abgelöst. Der neue Mann hieß General Naulin. Für die Gesamtoperation wurde Marschall Pétain, der eilig herangeholt wurde, um die Katastrophe zu verhindern, mit der Führung betraut. Ende August bewilligte die Regierung neuerlich achtzigtausend Mann; neue Mengen Kriegsmaterial wurden nach Marokko verschifft. Der Kampf um das Rif hatte sich zu einem regelrechten Kolonialkrieg ausgewachsen.

Allmählich wurde Abd el Krim von diesen gewaltigen Menschenmassen eingeschlossen. Zweihunderttausend Spanier und zweihunderttausend Franzosen standen im Kampf gegen das kleine Rifheer. Weltbekannte und geschulte Generale und Marschälle kämpften mit einer unerhörten Übermacht gegen einen Freiheitshelden und eine Handvoll Rifkabylen. Die Stunde der Niederlage mußte kommen.

Schon wandten sich einige Stämme, entsetzt ob solcher Überlegenheit, von Abd el Kader ab. Zittern und Zagen breiteten sich im Rif aus. Aber noch warfen sich die Rifkabylen mit unerhörter Todesverachtung den vereinigten Spaniern und Franzosen entgegen.

Abd el Krim erkannte jedoch, daß das Ende gekommen war. Er wollte sein Volk gegen solche Übermacht nicht aufopfern. Schweren Herzens entschloß er sich, die Fahne einzurollen und ließ die Franzosen wissen, daß er den Kampf einstellen und sich bei den französischen Vorposten bei Targuist dem Sieger stellen würde. Der Kampf war aus.

Abd el Krim und sein Bruder Si Mehmed wurden an Bord des Dampfers „Abda“ von Casablanca nach der Festung Friaul gebracht. Von dort aus verlegten die Franzosen ihre wichtigen Gefangenen und deren Familien nach der Insel Réunion im indischen Ozean.

Erst 1947 gelang es Abd el Krim und seinen Gefährten im Verlaufe einer neuerlichen Verlegung, beim Transport durch den

Suezkanal, zu entfliehen. Ägypten gewährte dem alten Kämpfer der Freiheit des Rif sofort Asyl.

*

Es war am Abend, als ich im Frühjahr 1958 Emir Abd el Krim, der unterdessen ein alter Mann geworden war, gegenüber stand. Der Fürst bot mir mit einer einladenden Geste Sitz und Mokka.

Ich berichtete ihm von meinen Beobachtungen und Erlebnissen in Algerien und Tunis. Mit einemmal leuchteten seine Augen, und ich erkannte, welches Feuer heute noch in diesem zartgebauten, mittelgroßen Greis loderte, vor dem Madrid und Paris einst gleichermaßen gezittert hatten. Seine Hand fuhr unruhig durch die Luft. „Die Algerier kämpfen für Gott und für das Recht!" sagte er mit verhaltener Leidenschaft, „sie werden so lange kämpfen, bis der letzte Franzose aus Algerien verschwunden ist. Dann müssen sie auch Marokko und Tunis mit ihren Kolonialtruppen räumen und der ganze Maghreb wird frei sein. Das ist das Ziel, doch nicht ein größeres Stück Brot! Besser sofort sterben, als langsam unter fremdem Joch!"

Ist er auch längst nicht mehr in der Lage, selbst in den Reihen der Moudjahidines zu kämpfen, so begleitet sie doch sein Geist bis hinein in die schroffen Berge. All seine Gedanken sind bei ihnen. Der alte Löwe des Rif hört in seinen schlaflosen Nächten den Lärm der erbitterten Kämpfe. Er versucht auf seine Weise den Kampf zu unterstützen, so gut er es noch vermag.

Er hat es den Franzosen nicht vergessen, daß sie seine Briefe, in denen er ihren Frieden suchte, nicht einmal beantworteten, daß sie die Ursache der Niederlage im Rif waren. So lange auch nur ein Hauch in diesem alten Helden lebt, wird er ein Todfeind der Franzosen bleiben.

*

1926 trat der Professor der islamischen Universität von Karaouine, Allal el Fassi, an die Spitze der nationalistischen

Gruppen Marokkos. Er ist der einzige moderne Volksführer des Maghreb, der nicht an einer europäischen Universität studierte. Seine Kampfgefährten, auch wenn sie die Taktik des Kampfes trennte, Achmed Balafrey zum Beispiel, waren an der Pariser Sorbonne graduiert worden. Ebenso der später auftretende Hassan el Quezzani.

Ein Jahr später starb Sultan Moulay Yussef. Die Franzosen bewirkten, daß ihm nicht sein ältester Sohn, sondern Mohammed ben Yussef auf den Thron folgte. Der Grund dafür war sehr einleuchtend: der achtzehnjährige Mohammed ben Yussef, der sich Sultan Mohammed V. nennt, war der schwächste der Sultansöhne und überdies in seiner Jugend sehr kränklich.

Eine Anekdote erzählt, daß sich die Franzosen vorsorglich erkundigten, wer nun nach dem Tode Sultan Mouly Yussef der Nachfolger werden sollte. Der Großwesir des Scheriffenreiches antwortete, daß man nach alter Sitte die Tore des Palastes schließen würde, nachdem sich jeder Anwärter des Thrones bewaffnet habe. Wer dann als Sieger aus diesem Gemetzel hervorgehen würde, der sei der Sultan.

Die Franzosen sollen sogleich erkannt haben, daß auf diese Weise nur der Stärkste und Härteste zum Thron gelangen würde. Genau das aber wollten sie unter allen Umständen vermeiden. Daher erzwangen sie die Nachfolge des schwächsten und kränklichsten der Sultansöhne. Wie auch immer sich die Geschichte abgespielt haben mag, Tatsache ist, daß die Franzosen tatsächlich den Schwächsten und damals Unerfahrendsten zum Sultan machten.

Anfangs schien die Rechnung der Franzosen auch aufzugehen. Der junge, lebensunerfahrene Sultan fügte sich den egoistischen Ratschlägen der Franzosen und unterschrieb blindlings alles, was ihm der französische Generalresident vorlegte. Aber die Franzosen, durch diese Erfolge übermütig geworden, gingen zu weit. Längst planten sie, einen Keil zwischen die Berber und Araber zu treiben. Sie legten dem jungen Sultan die Berber-Dahir vor, die er ebenfalls unterschrieb. Durch diese Dahir aber mußten

die Berber der scherifschen Verwaltung und Gerichtsbarkeit entzogen werden und somit einen Staat im Staate bilden. Nach dem Muster „Teile und Herrsche!“ sollte die Einheit Marokkos für immer zerstört werden.

Das war im Jahre 1930. Die gesamte islamische Welt, besonders ganz Marokko empörte sich über diesen Anschlag gegen die Einheit Marokkos, und es kam kurz danach zu ernsten Unruhen. Die Franzosen erkannten, daß sie sich zu weit vorgewagt hatten und ließen die ganze Dahir sang- und klanglos fallen.

Sie hatten vergeblich gehofft, daß sie damit und vor allem mit der Person des Hadj Tuhami el Glaui, des Paschas von Marrakesch, Marokko teilen und so die einzelnen Teile leichter einstecken könnten. Sie hatten sich geirrt, und nicht einmal ihr williger Diener el Glaui konnte ihnen dabei helfen.

El Glauis Stern war schon 1912 aufgegangen, als er sofort ins Lager der Franzosen überwechselte und sich mit seinen Leuten in den Kämpfen um Marrakesch auf die Seite der angreifenden französischen Truppe schlug und so seinem Land und dem Sultan in den Rücken fiel. Dieser alte Fuchs konnte später mit Hilfe des französischen Marschalls Lyautey, des Eroberers von Marokko, einige berberische Stammesfürsten unterwerfen und sich so zum eigentlichen Herren von Südmarokko aufschwingen. Er war der infamste Gauner, der je auf einem Thron saß. Seine Häscher fingen jedes hübsche Mädchen in seinem Gebiet auf den Straßen ein und steckten es in die zahlreichen Bordelle, die beinahe alle dem „Fürsten“ gehörten. Zur selben Zeit, als er von den Franzosen das Großkreuz der Ehrenlegion an die Brust geheftet bekam, kassierten seine Agenten die Sündenkreuzer der kleinen Dirnen von Tanger bis nach Oran und Algier; sie alle mußten für den Großkreuzträger „tätig“ sein. Mit Hilfe seiner mächtigen französischen Freunde betrieb er sogar einen schwunghaften Frauenhandel, auch mit Europäerinnen, und versorgte damit beinahe alle Bordelle in Nordafrika. Zur gleichen Zeit unternahmen bereits die „Vereinten Nationen“ Aktionen gegen den in-

ternationalen Mädchenhandel. El Glaui spürte davon nichts. Er war ja eine getreue Stütze Frankreichs.

Wiederholt war er Ehrengast bei Winston Churchill und vertrat Marokko bei den Krönungsfeierlichkeiten anläßlich der Thronbesteigung der Königin Elisabeth in London. Ob er diese erlesenen Gelegenheiten auch dazu benutzte, um seine Bordelle mit frischer „Ware" zu versorgen, ist leider unbekannt.

Allmählich aber erkannte der junge Sultan das armselige Spiel, das mit ihm getrieben wurde. Er begann langsam, aber bestimmt, die Unabhängigkeit Marokkos anzustreben. Mitten im zweiten Weltkrieg besuchte ihn der amerikanische Präsident Delano Roosevelt in Anfa bei Casablanca. Roosevelt versprach bei dieser Gelegenheit ausdrücklich, daß sich die USA nach Beendigung des Krieges für die Unabhängigkeit Marokkos verwenden würden. Sich vorher mit seinen Verbündeten, den de Gaulle-Franzosen, zu beraten, hatte der US-Präsident sichtlich vergessen ...

Achmed Balafrey gründete bald nach diesem Treffen, in voller Überzeugung, daß das Wort eines amerikanischen Präsidenten etwas sei, worauf man bauen könne, die Istiqlal, die Unabhängigkeitspartei, und ließ ein Manifest unterschreiben, in dem erklärt wurde, Marokko sei immer ein unabhängiger Staat gewesen; es leiste den Alliierten wertvolle Kriegshilfe und fordere deshalb die Anwendung der Atlantik-Charta für Marokko.

De Gaulle beeilte sich seinerseits zu erklären, daß Marokko im Sinne des 1912 abgeschlossenen Protektoratsvertrages „unauflösbar" mit Frankreich vereint sei, und der neue französische Generalresident Gabriel Puaux zeigte, wie sehr ihm ein amerikanischer Präsident imponierte: er ließ den Großteil aller, die das Istiqlalmanifest unterzeichnet hatten, verhaften und zwang den Sultan, sich gegen die marokkanische Unabhängigkeit auszusprechen.

Aufruhr und Demonstrationen, die nicht organisiert, sondern spontan losbrachen, waren die schnelle Folge. Besonders in der Stadt Fez kam es, nachdem man dort vorher Wasser und Licht

abgesperrt hatte, nach der Erstürmung durch Senegalschützen zu schweren Verlusten. Tausende Marokkaner wurden wegen ihrer antifranzösischen Haltung verhaftet und in die Konzentrationslager nach dem mittleren Atlas transportiert. Die Marokkaner antworteten mit Sabotage, Streik und Attentaten. Der Krieg war nun auch in Marokko ausgebrochen.

Frankreich, erschrocken über die Wirkung seiner harten Maßnahmen, versuchte nun, auch in Marokko mit halben Zugeständnissen und Versprechungen, denen nie eine Verwirklichung folgte, die Lage zu meistern. Hin- und hergerissen durch die zwiespältigen Auffassungen, die in der Deputiertenkammer über die einzuschlagende Behandlung Nordafrikas herrschten, versuchte Frankreich gleichzeitig Freiheiten zu gewähren und trotzdem seine Kolonialherrschaft zu behalten. Da dies unmöglich war, mußte dieser Zick-Zack-Kurs schließlich zum Chaos führen: nicht nur in Marokko, auch in Tunis – und nicht zu allerletzt in Algerien.

1946 phantasierte man in Paris von einer „Union“ und wollte so das britische Commonwealth nachmachen, ohne allerdings dabei bereit zu sein, gleich Großbritannien, auf die koloniale Vorherrschaft zu verzichten. Es war klar, daß diese „Union“ von niemandem ernst genommen wurde.

Botschafter Erik Labonne sollte als neuer französischer Generalresident eine neue Aera einleiten. Auf seinen Rat ließ man Gewerkschaftsgründungen zu, dehnte man den Schulbesuch auf die marokkanischen Kinder und Studenten aus und genehmigte Marokkanern sogar Zutritt zu politischen Ämtern, allerdings nur in sehr beschränkter Weise.

Als aber der Sultan bei seinem Besuch in der spanischen Zone Marokkos statt des französischen Diktates eigene Worte sprach, wurde Erik Labonne blitzschnell von Außenminister Bidault abgelöst. Im Grunde war das aber nur ein billiger Vorwand. Man hatte Angst vor der eigenen Courage.

Statt Labonne kam General Alphonse Juin. Er erklärte am 14. Mai 1947, Marokko werde nie eine Freiheit gewinnen, die es

von Frankreich trenne. Darauf begann Juin eine Verwaltungsreform, die nur den Zweck verfolgte, den Einfluß des Sultans auf seine Minister zu schmälern.

Es erwies sich, daß Sultan Mohammed V. nicht länger bereit war, unfreiwilliger Steigbügelhalter der Franzosen zu sein. Er verweigerte den Juinschen Gesetzesvorschlägen das kaiserliche Siegel; dadurch konnten sie keine Gesetzeskraft erhalten. Gleichzeitig verdoppelte er seine Ratgeber und holte erstmalig Ratgeber, die der Istiqlalpartei nahestanden.

Juin holte sofort zum Gegenschlag aus. Für was zahlte Frankreich dem El Glaui stattliche Summen, und vor allem, wofür ließ man seine diversen Gaunereien straffrei durchgehen, durch die er Riesenvermögen erworben hatte?

Die staunende Welt erfuhr, daß die Berberreiter unter ihrem alten Pascha von Marrakesch, El Glaui, und einem Sektenchef Si abd el Hai Kittani vor die Tore von Rabat und Fez geritten waren, um gegen den Sultan zu demonstrieren. Diese Aufmärsche erklärte nun General Juin, der spätere Marschall von Frankreich, zu einer Demonstration des marokkanischen Volkes gegen den Sultan. In Wahrheit hatte der El Glaui einfach für sein Riesengeschäft, zu dem ihm Frankreich verholfen hatte, etwas tun müssen, und französische Agenten hatten den ganzen „Aufmarsch" inszeniert und organisiert.

Während dieser Komödie riegelte Juin den Sultanpalast zu dessen „Schutz" mit einigen Regimentern ab und legte dem Sultan ein Dokument vor, nach dem er sich von der Istiqlalpartei lösen sollte. Ansonsten müßte der Sultan verhaftet werden. Der Sultan, überrumpelt und erschreckt, unterschrieb diese Erpressung. Wenige Stunden später waren die wichtigsten Köpfe der Istiqlalpartei verhaftet; es befanden sich engste Ratgeber des Sultans darunter.

Trotzdem konnte Juin den Sultan nicht dazu bewegen, ein Gesetz über die Konstituierung gemischter französisch-marokkanischer Stadträte zu unterzeichnen. Durch dieses Gesetz hätte sich die Herrschaft der französischen Minderheiten über die marok-

kanische Mehrheit in allen Dingen des täglichen Lebens gesetzlich verankern lassen. Der Sultan weigerte sich beharrlich, dieses Manöver mitzumachen. Das Ringen um dieses Gesetz zog sich monatelang hin, so lange, bis Juins Stellung so erschüttert war, daß er einem Nachfolger Platz machen mußte.

Nun kam, mit allen Vollmachten ausgerüstet, General Auguste Guillaume. Er trat sein Amt am 1. Oktober 1951 an und nahm den Mund gewaltig voll. Er versicherte großspurig: „Der Kampf ist mein Handwerk, ich weiß, wie man Beleidigungen abwäscht!" Nach diesem Vorsatz war es nicht verwunderlich, wenn alsbald ganz Marokko zu brennen begann.

Zahlreiche Menschen mußten bei den ausbrechenden Unruhen das Leben lassen, Terror stand bald gegen Terror. Attentate der Marokkaner wurden von Lynchmorden französischer Colons beantwortet. Der Mord wurde alltäglich. Die Istiqlalpartei wurde verboten. Zu Tausenden verschwanden Marokkaner, die von irgend jemandem denunziert worden waren, hinter den Stacheldrähten der französischen Konzentrationslager.

Der Sultan aber blieb diesmal hart. Er unterschrieb das begehrte Gesetz nicht und erklärte auch, er werde weiterhin nicht mehr nachgeben. Da versuchte General Guillaume dasselbe, was General Juin schon einmal probiert hatte. Er holte den alten Bordellbesitzer El Glaui zu höherem Interesse Frankreichs auf den politischen Plan. Jetzt ging der französische Generalresident aufs Ganze: er verlangte, daß Mohammed V. einfach abdanken und einem anderen, willigeren, Platz machen sollte.

Der Sultan erwies sich seines Alauitengeschlechtes, das seine Abstammung direkt auf den Propheten zurückführt, würdig. Der Mann, der nicht nur Sultan, also weltliches, sondern auch Kalif, geistliches Oberhaupt Marokkos, ist, der Herrscher, den zu schützen sich Frankreich in seinem Protektoratsvertrag feierlich versprochen hatte, wurde nun am 20. August 1953 von der französischen Polizei im Pyjama verhaftet, kaum, daß er sich seine weiße Djellaba umwerfen konnte. Dann wurde er zum Flugplatz

gefahren und mit einer Sondermaschine nach Korsika in die Verbannung gebracht. Abgedankt aber hatte er nicht.

Die Franzosen setzten hastig einen alten Greis, der weder lesen noch schreiben konnte, Sidi Mohammed ben Afra, auf den Sultanthron. Er tat alles, was die Franzosen wollten. Für die Franzosen war er der „Sultan“, für die Marokkaner nur eine willige Kreatur, der es nicht wagen durfte, seinen von französischen Truppen bewachten Palast zu verlassen.

Die Handgranaten flogen nun in Europäer-Cafés und zerrissen Schuldige und Unschuldige. Zahlreiche Geschäfte schlossen, viele Fermen brannten. Die verbotene Istiqlalpartei erwies sich bald als sehr aktiv. In New York ließ Dr. Mehdi ben Aboud nicht locker, in Kairo arbeitete Allal el Fassi ununterbrochen. Und in Marokko selbst zeichnete sich immer stärker das Chaos ab.

Frankreich hatte sich nicht nur mit diesem Handstreich vor aller Welt und ganz besonder der des Islams ins Unrecht gesetzt, es hatte darüber hinaus mit allen seinen Kräften die revolutionäre Entwicklung in Marokko und dem ganzen Maghreb beschleunigt. Große Teile der modernen Nationalisten standen bis zu dieser Stunde dem Sultan Mohammed V. mehr oder minder uninteressiert gegenüber. Manche mißtrauten ihm sogar, da er zu oft den Franzosen zu Willen gewesen war. Dazu kam, daß auch in Marokko verschiedene Gruppen und Strömungen miteinander konkurrierten. Jetzt aber, da die Franzosen sich an der geheiligten Person des Herrschers vergriffen hatten, dessen Haupt die islamischen Heiligen segnen und der direkt vom Propheten abstammt, jetzt wurde Mohammed V. mit einem Schlag zum Symbol der marokkanischen Revolution. Der ehemalige Handlanger war zum nationalen Märtyrer geworden! Die Revolution hatte ihr Symbol gefunden. Ohne davon zu wissen, wurde der gefangene Sultan zum Einiger aller auseinanderstrebenden Ströme. Alles bewegte sich nun in eine einzige Richtung: Freiheit und Recht für den staatlichen und geistlichen Herrscher!

Nun hatten die modernsten Vertreter der marokkanischen

Revolution und die orthodoxen Träger des Islams, die intelligenten Akademiker und die analphabetischen Arbeiter, Bauern und Beduinen sich gefunden, und alle trafen sich in einem tödlichen Haß gegen Paris.

Dort war nun, am 18. Juni 1954, Mendès-France zur Regierung gekommen. Dieser Ministerpräsident mit den schnellen Entschlüssen und den grandiosen Einfällen, die allerdings nicht immer zum Wohle Frankreichs ausgingen, hatte auch sofort für die verwickelte und schwierige marokkanische Frage einen Einfall parat. Zu seinem Ruhme gereichte er ihm allerdings nicht. Er wollte, um das Gesicht Frankreichs zu wahren, den willigen „Sultan" ben Afra bewegen, freiwillig abzudanken und erhoffte sich dabei die Mitwirkung des unterdessen nach Madagaskar deportierten Sultans Mohammed V. Dieser mag wohl nicht wenig gelacht haben, als man ihm dies vortrug. Er lehnte kühl ab, Frankreich auch nur im geringsten zu helfen. Mendès-France wollte nämlich keineswegs den rechtmäßigen Sultan zurückholen, sondern versuchte seinerseits nun mit einem ganz neuen, einem „dritten" Sultan sein Spiel zu beginnen! Nur mangels Mitwirkender fiel dieses Spiel in Marokko aus.

In der Zeit, in der man sich in Paris ganz offiziell solchen dilletantischen Spielereien hingab, versteifte sich die Lage in Marokko von Tag zu Tag mehr. Während die einsichtsvolleren Franzosen, die erkannten, daß die Politik der Härte keinesfalls Erfolg haben konnte, sich verzweifelt um einen Ausgleich mit den Arabern bemühten und eine eigene Organisation „Conscience Française" schufen, begannen die Exponenten der Gewalt eine harte Gegenaktion, die sich gleichermaßen scharf gegen die marokkanischen Nationalisten wie auch gegen jene Franzosen richtete, die eine Versöhnung suchten. Die große Organisation der Colons, die „Présence Française", die offen für die Weiterführung, ja Verstärkung der Politik der harten Hand eintrat, hatte bald aktive Terrororganisationen gefunden, die mit Mord und Brutalität die Stimmen der anderen zum Verstummen bringen wollten.

Der Führer der tunesischen Arbeiter, Farhat Hached, der sein Leben für die Freiheit lassen mußte und Habib Bourgiba, der nach Jahren der Haft und Verbannung als Sieger in seine Heimat zurückkehrte.



Obwohl die Franzosen mit ihren starken Einheiten Tag und Nacht unterwegs sind, werden andauernd neue Sabotageakte verübt. Hier wurde wieder einmal eine wichtige Verkehrsstraße der Länge nach aufgerissen und gesprengt.

Die ODAT, Verteidigungsorganisation der Anti-Terroristen unter Dr. Cause, machte bald von sich reden, genauso wie die „1. Brigade“ und die „AGIR“, Avantgarde der Republikanischen Ideologen. Bald zitterten die Marokkaner vor diesen harten Burschen, die ihr blutiges Handwerk nur des Nachts ausübten, die kamen und verschwanden und stets Tote hinterließen. Die Namen der französischen Terroristen Avival und Cambiazo wurden nur flüsternd genannt. Ihre Banden waren mit Maschinenpistolen und mit den Handgranaten schnell bei der Hand. Sie gingen gegen alle, die Vernunft predigten, genauso rücksichtslos vor wie natürlich gegen die marokkanischen Nationalisten. Selbst der berühmteste französische Kriegsflieger, Pierre Clostermann, sollte am 23. Oktober darankommen, weil er zur Vernunft gerufen hatte. Nur durch einen Zufall entkam er seinen Henkern.

Kein Geringerer als der Herr Polizeipräsident von Casablanca persönlich, Monsieur Delrieu, hielt seine schützende Hand über die Mordbuben der französischen Banden, die durch ihre Aktionen die Lage immer mehr verwirrten.

Es ist nicht uninteressant, bei dieser Gelegenheit festzuhalten, daß ein großer Teil der Franzosen im Maghreb bekanntlich keine gebürtigen Franzosen, sondern Spanier, Italiener und vor allem Korsen sind, die sich naturalisieren ließen. Besonders die rauhen Söhne der Insel Korsika, auf der heute noch die Blutrache herrscht, haben viel dazu getan, um die Lage im Maghreb in Chaos zu verwandeln, allerdings unter dem begeisterten Jubel der erdrückenden Mehrheit der Nordafrika-Franzosen.

Der Ölindustrielle und Besitzer der versöhnlichen „Maroc-Press“, Monsieur Jacques Lamaigre-Dubreuil, wurde in Casablanca nach allen Regeln der Kunst umgelegt. Es half ihm seine persönliche Freundschaft zu Pierre Mendès-France nicht das geringste; er mußte sterben, weil er für eine Zusammenarbeit mit den Marokkanern eintrat. Aber es starb auch Inspektor Forestier, der der Chef der „1. Brigade“ gewesen war, weil er angeblich über die „Conscience Française“ Marokkaner, die auf der schwarzen Liste standen, gewarnt haben sollte. Er erlitt am

3. Januar einen „Verkehrsunfall", der natürlich tödlich ausging ...

Es besteht wohl kaum ein Zweifel darüber, daß manche Bluttat, die dann aus Gründen der Propaganda den Marokkanern in jener Zeit zugeschrieben worden ist, auf die stattlichen Schuldkontos jener „Anti-Terroristen" fiel. Aber es war längst unmöglich geworden, diese Dinge auseinander zu halten.

Nun probierte der rastlose Mendès-France es mit einem neuen Generalresidenten, und zwar mit dem ehemaligen Saarstatthalter Frankreichs, Gilbert Grandval. Dieser Grandval sollte nun entweder Ben Afra denn doch zur Abdankung bewegen oder einfach stürzen und dann einen Regentschaftsrat einberufen, in dem alle politischen Parteien, auch die Anhänger des verbannten Sultans mitmachen sollten.

Auch diesmal erwies sich Ministerpräsident Mendès-France kaum als weitsichtiger Politiker. Gilbert Grandval nannte sich bekanntlich bis 1946 Hirsch-Ollendorf. Schon das allein hätte genügen müssen, um diesen Mann, der doch an der Saar so rücksichtslos, wenn auch erfolglos, tätig war, mit diesem Amte zu verschonen. Denn weder die Marokkaner zeichnen sich durch besondere Judenfreundlichkeit aus, noch die Kolonialfranzosen. Das ist nun einmal so.

Grandval verabschiedete sich am 1. Juli in Saarbrücken von seinem alten Freund Johannes Hoffmann, nachdem er das gemeinsame Ziel, die Saar an Frankreich auszuliefern, trotz aller Machtmittel nicht erreicht hatte, und begab sich auf schnellstem Wege nach Marokko.

Am 14. Juli, gegen 8 Uhr, explodierte auf dem Mers-Sultan-Platz in Casablanca eine Bombe und zerriß sechs vollkommen schuldlose Menschen. Nie wurde geklärt, ob tatsächlich die marokkanischen Nationalisten oder ob die französischen Terroristen diese Bombe gelegt hatten. Warum aber sollten die Marokkaner zu einer solchen Bluttat greifen, wo sie doch erst erfahren wollten, ob Grandval nicht doch die lockenden Zusagen von Pierre Mendès-France erfüllen wollte?

Auf alle Fälle glich Casablanca wenige Minuten später einem Irrenhaus. Vor Empörung und Wut trunkene Menschen rasten durch die Straßen, schlugen jeden Marokkaner nieder, dessen sie habhaft werden konnten und setzten marokkanische Häuser in Brand. In der Medina formierten sich die wildgewordenen Marokkaner zu Gegendemonstrationen, schlugen wieder die Franzosen nieder und plünderten französische Geschäfte.

Vor dem Residentenpalast schrieen die Franzosen im Massenchor: „Hängt sie auf, die Ratte!“ Damit meinten sie Grandval, dem sie durch seine versöhnliche Mission die Hauptschuld für das Attentat zuschoben. Am 16. Januar verhängte Grandval über Casablanca den Ausnahmezustand, und nur den Fremdenlegionären und Senegalschützen konnte er die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung anvertrauen.

Grandval aber war unbelehrbar. Er glaubte, die Kolonialfranzosen müßten so friedlich bleiben, wie es die deutschen Saarländer jahrelang, trotz der Terrormaßnahmen, die Hoffmann und Grandval über das unglückliche Land und seine Menschen verhängt hatten, gewesen waren.

Trotz erfolgter Warnung begab er sich zur Sacré-Coeur-Kirche in Casablanca, wo ein Trauergottesdienst für die gefallenen Franzosen der letzten Tage abgehalten werden sollte. Vor dem Portal senkten die Fahnenträger der französischen Veteranenvereine ihre Fahnen derart, daß sie dem neuen Generalresidenten den Zugang zur Kirche versperrten. Die Menge beschimpfte und verfluchte ihn. Nur mit größter Mühe konnte Grandval die Kirche betreten. Kaum war die Messe zu Ende, er verließ eben die Kirche, da fielen Halbwüchsige über ihn her, schlugen ihm die Mütze vom Kopf, ohrfeigten ihn und rissen ihm die Schulterstücke von seiner Uniform. Die Polizisten sahen beinahe untätig zu und amtierten im Zeitlupentempo.

Nun wußte Grandval, wieviel Uhr es geschlagen hatte. Aber er gab noch nicht auf. Kam allerdings auch nicht weiter. Alle seine Aktionen wurden sofort von den Kolonialfranzosen boykottiert. Paris ließ ihn schließlich auch im Stich, als er bereits

ernste Schritte zur Verwirklichung des Regentschaftsrates ergriff. Das neue Kabinett Edgar Faure versuchte die ganze Sultansfrage zu umgehen.

Marokko aber gärte. Immer stärker drängte sich die Straße in den Vordergrund. Eine erlaubte Partei gab es ja schon lange nicht mehr. Dadurch gab es aber auch keine politische Lenkung.

Am 20. August 1955 kam es dann zu einer furchtbaren Explosion. Es war der zweite Jahrestag der widerrechtlichen Vertreibung des Sultans Mohammed V. Halbwilde *Zaina*krieger stürmten haßtrunken französische Siedlungen im mittleren Atlas und richteten dort ein entsetzliches Blutbad an. Fünfzig Franzosen wurden massakriert. Sofort alarmierte Panzer und Luftgeschwader richteten nun ihrerseits wieder ein weiteres Blutbad an. Fünfzehntausend Berber wurden abgeschlachtet.

Grandval legte sein Amt nieder.

Sein Nachfolger Pierre Boyer de Latour du Moulin versuchte es wieder mit dem Thronrat und bemühte sich, Ben Afra mit aller Gewalt zum Verzicht zu bewegen. Schließlich blieb dem armen Alten nichts anderes übrig, und er trat, allerdings zu Gunsten seines Neffen, zurück. Über diesen ging man aber schweigend zur Tagesordnung über. Man bildete endlich den heißersehnten Thronrat. Dieser Thronrat, der nun Frankreich in Marokko aus aller Verlegenheit helfen sollte, erwies sich als ein richtiger Genickschlag. Gleich bei der ersten Konferenz erklärten vier der fünf Mitglieder, daß niemand anderes als nur Mohammed V. der rechtmäßige Herrscher Marokkos sei. Und dies unter stärkstem Druck der Franzosen!

El Fassi betrieb in Kairo mit aller Macht die Aufstellung der nordafrikanischen Befreiungsarmee. Im Lande selbst ging der Kampf erbittert weiter. Seit diesem Überfall der Zaina war die Atmosphäre noch gefahrvoller geworden als je zuvor. Paris mußte schweren Herzens erkennen, daß es das Spiel mit dem Sultan verloren hatte. Es versuchte nun noch zu retten, was nicht mehr zu retten war.

Am 6. November empfing der französische Außenminister,

Antoine Pinay, den Sultan von Marokko in La Celle-Saint Cloud und erklärte ihm nervös, Frankreich sei bereit, Marokko die „Unabhängigkeit der gegenseitigen Abhängigkeit" zu gewähren.

Das für Paris verhängnisvolle Wort war von einem französischen Minister ausgesprochen worden: die *Unabhängigkeit.* Daneben war für die sophistischen Einschränkungen von der „gegenseitigen Abhängigkeit" nur wenig Platz. Abgesehen davon, daß diese raffinierte Formulierung in der Praxis ohnedies sofort hinweggespült werden mußte, weil sie in ihrer intellektuellen Überspitztheit gar nicht ins reale Bewußtsein drang. Nun erkannte auch der alte Fuchs von Marrakesch, wieviel Uhr es geschlagen hatte. Eiligst reiste er an die Riviera und warf sich in Saint Germain-en Laye dem Sultan vor die Füße. Das Antlitz Sultan Mohammeds V. war eisern, als er die Unterwerfung annahm. Der Rückkehr des rechtmäßigen Herrschers nach Marokko konnte Frankreich nichts mehr in den Weg legen.

Für Algerien aber war die Entwicklung in Marokko ein Fanal. Hier war der Beweis erbracht, daß man standhaft sein muß, wenn man etwas erreichen will. Standhaft und zu Opfern bereit. Genau so, wie der Koran in seiner Sure 8, Vers 66, sagt: „O Prophet, sporne die Gläubigen zum Kampfe. Wenn nur zwanzig von euch standhaft Geduldige sind, so besiegen sie zweihundert, und sind es tausend von euch, sie besiegen zweitausend mit dem Willen Gottes. Und Gott ist mit den standhaft Geduldigen."

Gott ist mit uns, jubelten die Moudjahidines, wir sind standhaft, wir sind wahrhaftig geduldig. Und sie gingen aufs neue mit heiligem Mut und größtem Fanatismus in den Kampf.

Jede Seele muß den Tod kosten

Armée Libération Nationale – Tombé au Camp d'Honneur . . . Kaufleute des Todes – Tunis - anschnallen bitte! Djamila, die algerische Jeanne d'Arc

Das Grubengebiet von Brafin war Ziel der algerischen Aktionen. Es zeigte sich immer deutlicher, daß die Algerier die französische Wirtschaft treffen wollten. In der Gegend von Tamerza kam es zu Gefechten.

In Bougie, in Tebessa, in Bone prasselten die Maschinenpistolen und ratterten die Maschinengewehre. Mehr, immer mehr Soldaten brauchte Frankreich. In jedem Dorf, auf jeder Ferme, an jeder Straßenecke der Städte, überall mußten französische schwerbewaffnete Soldaten stehen.

Mit welcher Kühnheit und Todesverachtung die Algerier ihren nationalen Freiheitskampf führen, zeigt das Beispiel des zu Tode verurteilten Ben Bulaid. Er gehörte zu den ersten Veteranen der algerischen Revolution, die am 1. November 1954 im Aures die ersten Gruppen in den Kampf führten. Mit neun anderen war er am 21. Januar den Franzosen in die Falle gegangen und gefangen worden. Am 21. Juni hatte ihn ein französisches Kriegsgericht in Constantine zum Tode verurteilt. Da es sich um einen Prominenten handelte, wollten sich die Franzosen den Prozeß und die Verurteilung nicht entgehen lassen.

In der Todeszelle gab Ben Bulaid noch nicht auf. Er kannte die Weisheit des algerischen Sprichwortes: „Jede Seele muß vom Tod kosten, bevor sie stirbt." Er war bereit zu kosten, aber nicht zu sterben.

Die zehn Todeskandidaten organisierten sogleich das ganze Gefängnis. Im französischen Gewahrsam bauten sie eine neue kämpferische Zelle der algerischen Revolution auf. In endlosen

Nächten, unter den spähenden Augen der Wärter und Polizisten, die die Todeskandidaten genau bewachten, hoben sie einen Holzboden ab, gruben mühsam, aber getrieben von der Gewißheit des Fallbeiles, einen Gang und brachten die Erde unter den Augen der Bewacher beiseite.

Als sie den Tunnel bis zur Gefängnismauer vorgetrieben hatten, brachen sie aus. Einer der Todgeweihten brach sich bei der Flucht ein Bein. Mit zusammengebissenen Zähnen blieb er schweigend liegen, nur um die Brüder nicht zu gefährden. Die anderen neunzehn im selben Raum untergebrachten Mitgefangenen, die nicht zum Tode verurteilt waren, kehrten, nachdem sie ihren neun Kameraden über die Mauer geholfen hatten, ins Gefängnis zurück, meldeten sich bei dem bereits alarmierten Gefängnisdirektor und erklärten, sie hätten auf die Flucht verzichtet, sie hätten es sich anders überlegt.

Der Alarm wurde abgeblasen. Erst später entdeckte man die Finte und gab Großalarm. Jetzt hatten aber die neun einen entsprechenden Vorsprung erobert. Allzuspät erst konnten motorisierte Truppen und Suchhunde angesetzt werden.

Über den unglücklichen französischen Gefängnisdirektor brach sofort die ganze Ungnade seiner Vorgesetzten herein. Ben Belaid aber erreichte wieder seine Moudjahidines.

In einem Kino in Algier detonierte die erste Bombe. Es sollten noch viele folgen. Sie explodierten in französischen Kinos und sie zerrissen die Menschen in muselmannischen Lichtspieltheatern. Immer waren es andere Hände, die sie warfen, aber stets derselbe Haß. Unter den französischen Todesopfern befanden sich in steigendem Maße französische Beamte und Algerier, die mit den Franzosen zusammenarbeiteten.

Kurz vor Jahresende gab es noch eine schaurige Sensation in Algerien: Georges Chassagne, ein cleverer Filmreporter der Wochenschau der Fox-Movietone-Gesellschaft, so hieß es, habe französische Hilfspolizisten bestochen und, um die Aufnahmen realistischer zu gestalten, schuldlose Algerier, mit denen eine Fluchtszene gedreht wurde, niederschießen lassen. Die amerikanische

Fox-Wochenschau protestierte heftig gegen den Vorwurf, einer ihrer Reporter habe ein solches Verbrechen begangen und versicherte, der Reporter Chassagne habe schon am 21. August 1955 diesen Bildstreifen, der die glatte Ermordung eines Algeriers durch französische Polizei festhält, an Ort und Stelle im Departement Constantine aufgenommen. Die französische Regierung, die über diesen Vorfall schäumte, gab nachstehendes Communiqué heraus:

„Es entspricht den Tatsachen, daß einige Tage nach den blutigen Ereignissen vom 20. August 1955 ein Kameramann der Fox-Movietone einen Reservisten der Gendarmerie bestochen hat, der den Auftrag hatte, Personen zu bewachen, die sich an dem Massaker im Departement Constantine beteiligt hatten. Er verlanlaßte ihn, um Aufnahmen für die Wochenschau machen zu können, auf einen seiner Gefangenen zu feuern. Beide haben einen unzulässigen Akt begangen."

Wer auch immer hier log, entsetzlich waren beide Erklärungen. Sie zeigten dokumentarisch, wieviel das Leben eines Algeriers noch wert war. Wer mochte, konnte ihn niederschießen. Entweder auf der „Flucht" oder gegen Trinkgeld für die Wochenschau.

Die Armee der algerischen Revolution wuchs unter solchen Umständen immer mehr und formierte ihre Organisation, die Strategie und Taktik im Kampf. Sie war durch nichts aufzuhalten.

Das taktische Oberkommando der ALN, Armée Libération Nationale, blieb geheim und besteht aus fünf Offizieren, deren Namen selbst den Kommandeuren der sechs Wilayas unbekannt sind. Der Generalstab nennt sich CCE, Comitée Coordination et Executive, sein Gefechtsstand befindet sich irgendwo im kämpfenden Algerien.

Die Einheiten der ALN sind militärisch organisiert. Die Faoudj, die Gruppe, besteht aus elf Mann unter dem Kommando eines Sergeanten, die Ferka, der Zug, aus fünfunddreißig Mann beziehungsweise aus drei Gruppen unter einem Zugführer

und seinem politischen Stellvertreter. Meist werden die Züge von Feldwebeln oder auch Aspiranten, Fähnrichen, geführt. Da der Zug der Verband ist, der am meisten im Einsatz steht, wird auf die Führung der Züge, die meist nicht mit der arabischen Bezeichnung, sondern der französischen, Section, angesprochen werden, größter Wert gelegt.

Drei Züge bilden eine Katiba, eine Kompanie, die sowohl von einem Lieutenant als auch von einem Capitaine geführt werden können. Mehr als hundertundzehn Mann besitzen die algerischen Kompanien, die praktisch Hundertschaften sind, meist nicht. Drei Kompanien, etwa dreihundertfünfzig Mann, unter einem Capitaine oder Commandant, zusätzlich des Stabes, bilden ein Bataillon, Failek.

Durch die Taktik des Kampfes steht selten ein Bataillon im Einsatz, ein Regiment beinahe nie. Meist werden die Kämpfe und Gefechte nur von Zügen beziehungsweise von Kompanien bestritten. Die Franzosen befinden sich in der Regel, so es sich nicht um einen Hinterhalt dreht, in erdrückender Überlegenheit, ohne diese taktisch richtig ausnutzen zu können. Sie überschätzen, ähnlich wie in den Jahren 1944/45 in der deutschen Armee die Partisanen in der Regel überschätzt wurden, meist den Angreifer und entwickeln sich daher nur zögernd. Meist wissen sie ja auch nicht, wo das Gros des Gegners überhaupt steht.

Die Armée Libération Nationale ist gleichmäßig uniformiert, und ihre Unterführer sowie Offiziere tragen regelrechte Rangabzeichen. Der Colonel, Sagh etthani, drei rote Sterne, der Capitaine, Dhabet etthani, zwei rote und einen weißen Stern, der Lieutenant, Moulazen etthani, einen roten Stern, der Fähnrich, Moulazen, einen weißen Stern.

Der Korporal, französisch Caporal, arabisch El Djoundi el aoual, trägt ein umgekehrtes V auf dem rechten Ärmel, ein Unteroffizier, El Aarif, zwei umgekehrte V, die Rangabzeichen sind rot, die Feldwebel, El Aarif el aounel, tragen drei umgekehrte V.

Einen Generalsrang kennt die ALN nicht; das CCE erklärte, diese Frage würde erst nach dem Sieg geordnet werden. Die mili-

tärischen Aktionen werden also von Obersten geführt. Die Hauptlast der Kämpfe aber liegt in den Händen der Feldwebel und Leutnante.

Neben diesen kämpfenden Einheiten der ALN, den Fronttruppen, gibt es noch die Verwaltungstruppen der Bezirke, der Wilayas. Jede Wilaya steht unter der Leitung eines Colonel, jede Wilaya ist in Zonen unterteilt, die je von einem Capitaine geführt werden; die Zone ist in Regionen unterteilt, die ein Leutnant leitet, und diese wieder in Sectionen, die meist ein Feldwebel führt.

Da die Politik im algerischen Freiheitskampf die absolute Vorrangstellung vor den militärischen Aktionen hat, steht neben jedem militärischen Einheitsführer ein politischer Beauftragter, der dieselben Ränge und Rangabzeichen trägt wie der militärische Führer.

Die ALN hat von der obersten Führung der Front Libération Nationale ganz klare Kriegsziele erhalten. Sie lauten: Schwächung und Dezimierung der französischen Armee; Störung beziehungsweise Schädigung und Vernichtung der französischen Wirtschaft, Verhinderung der französischen Verwaltung.

Hier handelt es sich keinesfalls um einen Aufstand oder eine Rebellion; das sind vielmehr Formen und Ziele einer organisierten nationalen Revolution.

In der Weltöffentlichkeit unterstützt die FLN den Kampf ihrer Armee mit allen nur denkbaren propagandistischen Mitteln, die nur ein Ziel kennen: Frankreich zu desavourieren und zu isolieren. Es war klar, daß ein Kampf, mit solchem Elan und solcher Opferbereitschaft geführt, alle anderen bisherigen algerischen Parteien an die Wand spielen mußte. Hier kamen sie, die bisher nach den Regeln des alten politischen Spieles und Machtkampfes arbeiteten, einfach nicht mehr mit. Die FLN hatte sich im Kampf um die Macht als besser und kühner erwiesen.

Die größten Schwierigkeiten hatte die ALN mit der Ausmerzung revolutionärer Gruppen, die, ebenfalls durch die Woge vom 1. November 1954 mitgerissen, zu den Waffen gegriffen

hatten, aber diesen Kampf teils undiszipliniert und sektiererisch, teils sogar wie die Gangster führten und damit der nationalen algerischen Revolution schweren Schaden zufügten. Selbstredend erklärte die französische Propaganda die Aktionen solcher anarchistischer Gruppen für die der ALN. Daher ging die ALN und die FLN rücksichtslos gegen solche disziplinlosen Gruppen vor und merzte sie, wenn andere Möglichkeiten nicht bestanden, erbarmungslos aus.

Anders hätte sie den Kampf nie mit Aussicht auf Erfolg führen können. Als der Kampf 1954 begann, griffen dreitausend Mann unter der Führung der ALN zu den Waffen; es waren einfach nicht mehr Gewehre vorhanden. 1955 wuchsen die Stärkemeldungen der ALN, infolge des erfolgreichen Waffennachschubes und der Eroberung der französischen Beutewaffen, auf dreißigtausend Mann an. 1956 gehorchten bereits vierzigtausend Mann den Befehlen des CCE. 1957 sollten die Moudjahidines auf fünfzigtausend Mann ansteigen. 1958 im Frühjahr wurde die Stärke der ALN schon mit über hunderttausend angegeben.

Jeder Moudjahid erhält einen Sold, wie in jeder anderen Armee auch. Der Soldat tausend Francs, der Sergeant tausendfünfhundert Francs, der Lieutenant dreitausend Francs und der Hauptmann viertausend und der Oberst fünftausend Francs im Monat. Auch hier folgte die ALN mit den gesteigerten Soldsummen dem Beispiel der französischen Armee. Die Familien der Gefangenen und Gefallenen, sowie die Schwerversehrten werden ebenfalls regelmäßig unterstützt: Für die Landgemeinden erhält die Familie einen Grundbetrag von zweitausend Francs, weitere zweitausend pro Person. In den Städten als Familiengrundlage fünftausend Francs und ebenfalls zweitausend Francs pro Person. Nur in größten Notzeiten kommen Stockungen vor. Meist werden die Zahlungen ordnungsgemäß durchgeführt.

*

Das Jahr 1956 brachte für Frankreich neue Sorgen. Immer häufiger flatterten die Gestellungsbefehle für die jungen Reser-

visten in die Häuser der besorgten Familien; immer öfter kamen jene verhängnisvollen Briefe, in denen zu lesen war, daß der junge Sohn, die Hoffnung einer liebenden Mutter und eines stolzen Vaters, auf dem Felde der Ehre, irgendwo in Nordafrika gefallen war. „Tombé au Camp d'Honneur ..."

Schon verschlangen die militärischen Operationen in Algier mehr als eine Milliarde Francs pro Tag. Die Einkommensteuer mußte erhöht werden, wieder erhöht, und diesmal gleich um zwanzig Prozent höher als im Vorjahr. Man sagte zwar, daß diese Steuern nur einmal erhoben werden würden, aber wer glaubte noch daran? Die Lebenskosten begannen anzusteigen. Die Lohn- und Preisspirale geriet langsam in Bewegung; wohin sie führen würde, vermochte niemand zu sagen. Würde der Franc diese enorme Belastung aushalten?

Der neue Ministerpräsident Guy Mollet war im Januar an die Regierung gekommen, weil er versprochen hatte, den Frieden in Algerien zu bringen; weil er es weit von sich wies, neue Reservistenmassen einzuberufen oder vorzeitige Rekrutierungen vornehmen zu lassen. Kaum im Sattel, geschah genau das Gegenteil von dem, was er vor seiner Wahl versprochen hatte. Man sagte, daß es nur fünfzehntausend Fellaghas gebe. Man verkleinerte diese Zahl mit voller Absicht und wußte dann nicht, wie man es begründen sollte, daß nun die französischen Truppen, die in Algerien standen, bereits dreihundertfünfzigtausend Mann betrugen. Man mußte sogar erklären, daß es aus Gründen der Sicherheit zu einer weiteren Verstärkung kommen müsse. Mindestens vierhunderttausend Mann forderten die Militärs.

Man erzählte sich sogar in Paris, daß General Henri Augustin Lorillot, der neue Oberkommandierende in Algerien, damit längst nicht zufrieden sei und daß er kaltschnäuzig für die kommende Sommeroffensive gegen die Fellaghas achthunderttausend Mann gefordert habe. Wer wagt eine solche Zahl Soldaten aufzubieten? Die französischen Generale murrten, und mit ihnen jener Teil der Armee, der die Hauptlast der Kämpfe und vor allem der Verluste zu tragen hat, die sich trotz aller Ver-

tuschungen rasch vermehrten. Die Masse der in Algerien stehenden Verbände hat Transporte zu sichern, Wache zu schieben und liegt in den zahlreichen Stützpunkten.

Draußen aber auf dem freien Lande, in dem die Moudjahidines beinahe ungestört operieren, dort stehen immer dieselben: die Fallschirmjäger, die Parachutistes, harte Burschen, die mit dem Tode auf Du und Du stehen und in Indochina zeigten, was sie können; aber sie sind auch sehr schwierige Männer, die verächtlich über die Versuche der Politik lächeln, eine Lösung der Algerienfrage herbei zu führen. Neben ihnen die Fremdenlegionäre, unter ihnen gut achtzig Prozent Deutsche, die Alpenjäger, die Chasseurs Alpines, und die Senegalschützen. Alles in allem ungefähr dreißigtausend Mann. Sie stehen Tag und Nacht im Einsatz und zeigen keine Müdigkeit. Aber der Krieg wird unter dieser Überlastung härter und verliert immer mehr und mehr die letzten Spuren eines ehrlichen Kampfes. „Töte, was vor die Flinte kommt!“ – wird zur großen Parole. Tritt aus, wo ein Funke glimmt! Aber sie treten vorne einen flackernden Brandherd aus, und schon brennt es hinter ihrem Rücken lichterloh! Nein, das Jahr 1956 ließ sich gar nicht gut an.

Die Generale sagten: wenn man uns keine Truppen gibt, ausreichende Truppen, können wir keine Wunder wirken.

Die Franzosen im Mutterland erklärten: nun muß es aber bald Schluß werden, wir haben nun genug Opfer gebracht!

Die Franzosen in Algier aber tobten: will man uns hier im Stich lassen?

Guy Mollet bekam diese Stimmung zu spüren, als er am 6. Februar nach Algier reiste. Sie schrieen es ihm ins Gesicht, was sie von ihm und von Paris dachten, und bewarfen ihn mit faulen Tomaten. Seither heißt der französische Politiker nur mehr der „Tomaten-Mollet“. Frankreich begann allmählich vor einem Krieg ohne Ende zu bangen.

Robert Lacoste wurde Minister für Algerien. Ein Sozialdemokrat mit vielen Reformideen steigt an Land. In wenigen Wochen wird aus dem Paulus ein rücksichtsloser Saulus. Er wird

zum harten Mann von Algerien, der den Krieg bis zur Vernichtung vertritt. Ein Mann, der im Mutterland ein eifriger Demokrat, in Algerien ein rücksichtsloser Draufgänger ist. Robert Lacoste nennt man sehr bald: den Mann mit den zwei Gesichtern.

Lacostes Fahrplan für Algerien klingt ganz einfach: Nur in freien Wahlen gewählte algerische Volksvertreter könnten offiziell anerkannt werden. Aber solche Wahlen könnten eben nur nach erfolgter „Pacification" – Befriedung – durchgeführt werden. Also „pacificieren" die Paras und die Legionäre. Meist sind die „pacificierten" Dörfer still und stumm. Sie erheben keine Proteste mehr und sind mit allem einverstanden: denn Tote haben keine Möglichkeit mehr, sich zu Wort zu melden.

Trotzdem riß der Widerstand nicht ab. Man kämpfte im Bergland von Nedromahr, bei Ouvenza, im gebirgigen Gelände von Temouchent, nahe der marokkanischen Grenze, bei El-Milia, westlich von Philippeville, dann wieder in der kleinen Kabylie, am Bou Kahil Berg, kaum hundertfünfzig Kilometer südlich der Stadt Algier, und danach wieder an der marokkanischen Grenze im Trarasgebirge. Es hörte einfach nicht auf. Schon mußten die Franzosen da und dort in förmliche Verteidigung gehen, und das Gesetz des Handelns riß, wenn auch nur vorübergehend, die ALN an sich. Um Tlemcen im Bezirk Oran verschanzten sich französische Truppen kreisförmig um die Stadt, weil die Verbände der Armée Libération Nationale im Anmarsch waren. Die Garnison der Stadt Constantine wird massiv angegriffen, während die Araber aus der Kasbah in der Stadt selbst einen Aufstand versuchen.

An der Küste im Departement von Bone konnten französische Truppen nur unter dem Schutze des feuernden Zerstörers „Guichen" an Land gehen, um ein Dorf anzugreifen und zu zerstören. Zur selben Zeit vernichteten Moudjahidines entlang der Küste von Oran über vierzig blühende Fermen und töteten die französischen Siedler.

Als Robert Lacoste am 8. Mai am Ehrenmal des unbekannten Soldaten anläßlich der festlichen Feier zur Erinnerung der

Wiederkehr des Jahrestages der deutschen Kapitulation einen Kranz niederlegen wollte, spuckten ihm seine aufgeregten und wutentbrannten Landsleute aus Algerien ins Gesicht und verwünschten ihn. Man forderte schreiend Blut, immer mehr Blut. Das Blut der arabischen Algerier. Liquidieren! ist das Um und Auf in Algier geworden.

Das alles kann nicht mehr die wenig rosige Lage verdecken. In dreitägigen Kämpfen, die auf französischer Seite mit allen modernsten Kampfmitteln geführt wurden, konnten die Paras endlich die Stadt Colo entsetzen, die beinahe seit Jahresfrist vom Land her durch die ALN hermetisch abgeriegelt war. Sie konnte nur von der See aus versorgt werden.

Man spürte es förmlich, wie das französische Prestige sank. Die algerischen Truppenverbände mußten in Bausch und Bogen aus den Kämpfen zurückgezogen werden. In immer stärkerem Maße desertierten sie zur ALN. Die Volkszugehörigkeit erwies sich stärker als der französische Drill. In einem Fort erschossen die algerischen Soldaten ihre französischen Kameraden und Vorgesetzten im Bett und flohen zur ALN in die Berge, nicht ohne alle verfügbaren Waffen und Munition mitzunehmen. Östlich von Constantine erledigten Soldaten des 3. algerischen Schützenregimentes während eines nächtlichen Angriffs der ALN ihre weißen Vorgesetzten und desertierten ebenfalls.

Was hilft es, daß es dem bekannten Colonel Bigeard vom 3. Fallschirmjäger-Regiment gelang, mit seiner Heliokopter-Staffel die Abtrünnigen einzuholen und aufzureiben? Es wurde immer deutlicher, daß auf die algerischen Soldaten kein Verlaß mehr ist. Daran änderten die Sikorsky-Hubschrauber auch nichts. Man verschiebt die unverläßlichen Algerier immer stärker nach Westdeutschland. Dafür werden von dort allmählich immer mehr französische NATO-Divisionen nach Algerien verlegt. Bald sind es fünf volle NATO-Divisionen, die nun hier vollkommen zweckentfremdet eingesetzt werden.

Aber, wer kümmert sich darum! Französische Interessen stehen auf dem Spiel! Die Regierung Mollet fordert von der

französischen Nationalversammlung militärische Sondervollmachten. Sie erhält sie. Sogar die Kommunistische Partei Frankreichs stimmt dafür, daß gegen die Algerier schärfer vorgegangen wird. Aber auch das ändert nichts an der Lage. Der Krieg geht mit unverminderter Härte weiter.

Die Waffen, sie sind noch immer Angriffsgrund Nummer 1. Die ALN hat zwar ihren Muninachschub gründlich verbessern können, aber Waffen, Waffen heißt noch immer die große Sehnsucht der Moudjahidines.

Immer mehr moderne automatische Handfeuerwaffen tauchen in den Kämpfen auf algerischer Seite auf. Woher kommen sie? Es heißt, sie stammen aus den amerikanischen NATO-Lagern. Niemand kann dies aber beweisen. Jedenfalls verschwanden im US-Lager Trois Fontaines bei Reims zwölftausend Tonnen Munition. In den US-Depots bei Metz, Nancy, Langres oder Rochefort soll es ähnlich zugehen. Angeblich handelt es sich um internationale Waffenhändlerbanden, die hier mit den polnischen Wachmannschaften gemeinsame Sache machten und das Geschäft mit dem Tode auf so gewinnbringende Art und Weise organisierten. Im Hotel „du Globe“ zu Metz treffen sich die Lieferanten und die Käufer. In den Rivierahäfen gibt es manchmal einen unbekannten arabischen Toten, dessen Leiche meist nicht identifiziert werden kann. Irgendein unbekannter Agent der Sûreté wurde von den Algeriern erkannt und „liquidiert“. Die französische Polizei und die amerikanische MP arbeiten fieberhaft. Aber immer wieder segeln kleine Schiffe über die Straße von Bonifacio nach Tanger, über Pantelleria durch die Straße von Sizilien nach Sfax oder Gabés . . . In Libyen sind zahlreiche „Alteisen“-Aufkäufer tätig, die eifrig nach den Restbeständen des Deutschen Afrikakorps und der 8. britischen Armee fahnden. Das Geld liegt sozusagen auf der Straße, denn auch die Freiheit kann nur mit Munition und nicht mit Begeisterung schießen.

Immer wieder sickert die Munition durch die Grenzen und kommt in langen Kamelkarawanen durch den glühenden Sand.

Auf abenteuerlichen Wegen schaffen die Moudjahidines ihre Munition an die Front. Alle ihre Unterkünfte, in den Wäldern sorgsam getarnt, sind gleichzeitig riesige Munitionslager.



Die militärischen Aktionen der algerischen Freiheitskämpfer reißen nicht mehr ab. Stets werden aufs neue Hinterhalte gelegt, Nachschubkolonnen und kleinere Einheiten der Franzosen rücksichtslos angegriffen.

Immer wieder legen Nachschubschiffe an einsamen Landeplätzen an und werden im Eiltempo entladen. Nur ganz selten gelingt es den Franzosen, solche Transporte zu erwischen. Ein erbarmungsloser Kampf im Dunkeln entbrennt. Hier können nur eingeschleuste Agenten den Franzosen zum Erfolg verhelfen, Männer, die ihre Brüder verraten und denen das Blutgeld mehr wert ist als das Leben. Denn, dieses wird dabei immer wieder verloren.

Die ALN schlägt brutal zu, wenn sie einen der Spitzel ertappt. Ihr Kampf richtet sich genau so unbarmherzig gegen die Verräter in den eigenen Reihen, wie gegen die Franzosen. Nachts gleiten dunkle Schatten durch die Straßen, und ehe die französischen Sicherungsposten wissen, was eigentlich los ist, wird eine Tür aufgedrückt und verrichtet ein rächendes Messer seine schaurige Tat. Dem Terror der Paras und Legionäre steht der Terror der ALN gegenüber. Die Fronten versteifen sich auch ohne Hauptkampflinie immer mehr. Keiner, der mit solchen Dingen zu tun hat, weiß, wenn er abends schlafen geht, ob er am Morgen wieder erwacht.

Hier gibt es für den feindlichen Agenten kein „umdrehen", keinen neuen Einsatz mit womöglich noch höherem Gewinn, wie das so im kalten Krieg zwischen Ost und West üblich ist. Das einzige, was einem Späher umgedreht wird, wenn er „ausgespuckt" hat, ist der eigene Hals . . .

*

Es war kurz vor meiner Abfahrt gewesen. Ein Ferngespräch aus Amsterdam. Ich war verwundert, ich wußte mit bestem Willen nicht, wer mich aus Amsterdam verlangen könnte. Ein Name, an den ich mich nur dunkel erinnern konnte, richtig, jetzt fiel er mir ein. Irgendwie um drei Ecken, durch einen Bekannten eines Freundes angedeutet, hatte er mich einmal kurz in München besucht und um eine Auskunft gebeten, die ich ihm sowieso nicht geben konnte.

„Ich höre soeben aus Wien", sagte der Holländer aalglatt,

„daß Sie nach dem Maghreb fahren. Wundervolle Gegend, war auch schon dort. Da liegt das Geld auf der Straße!“

Ich staunte. Alles, was ich dort vor dem Krieg gesehen hatte, in Marokko, in Tunesien und Algerien, sah nicht gerade danach aus, als wenn für jedermann das Geld auf der Straße liegen würde. Im Gegenteil. „Wieso?“ fragte ich verblüfft.

Mein Teilnehmer in Amsterdam räusperte sich. „Ich habe Ihnen heute einen Eilbrief gesandt, bitte lesen Sie ihn recht genau, es ist viel, viel Geld zu verdienen, man kann es gar nicht wissen, wieviel. Sie brauchen doch auch Geld?“ Seine Stimme war zuckersüß geworden.

Ich stutzte. War der Mann verrückt? Wer braucht schon kein Geld? „Ich werde Ihr Schreiben lesen“, versprach ich, „wir werden ja sehen –“, ich war plötzlich mißtrauisch geworden. Niemand weiß, womit sich die Leute heutzutage alles das verdienen, um weit über ihre Verhältnisse leben zu können. Export, Import – hinter diesen Worten steht meist eine reelle, bewährte Firma, oft aber auch ein ganzer Kriminalroman.

„Ich hoffe das Beste!“ versicherte der Holländer enthusiastisch und hängte ein.

Am nächsten Tag starrte ich unsicher auf eine Liste, die mir die Eilpost gebracht hatte: Maschinenpistolen, deutsche, Munition pro Stück zehntausend Schuß, Preis –, ein Maschinengewehr, MG 42, gut geölt, Munition fünfzigtausend Schuß, Preis –, eine Panzerfaust, Handgranaten, itaienischer Herkunft, Stiel oder Eier, Preis –; mir schwindelte. Was sollte das bedeuten? Lieferung prompt ab Livorno, ab Tunis, ab Tanger – ich drehte langsam den Umschlag um; Begleitbrief war keiner dabei. Kein Absender. Poststempel Amsterdam. Ich legte den Umschlag langsam beiseite.

„Sie haben kein Risiko“, stand ganz fein mit einem Füller unten hingekritzelt. „Sie stellen lediglich die Verbindung her. Von der ersten Sendung erhalten Sie dreißig Prozent vom Preis, von den nachfolgenden, die durch ihre Verbindung zustande kommen, je zehn Prozent. Wir liefern prompt und gute Ware.

Wir sind reell, auch Sie brauchen sich wegen Ihres Honorars keine Sorgen zu machen!“

Das war geradezu gespenstisch, – die Kaufleute des Todes waren auf mich gekommen! Ich starrte immer wieder auf die Liste. Ich sah vor mir die Toten, die zehntausend Schuß, fünfzigtausend Schuß fordern mußten und hörte die Schreie der Getroffenen. 30 Prozent! Führwahr ein Riesenvermögen bei der Ausrüstung nur eines einzigen Regimentes zu gewinnen!

Die Epigonen Sir Basil Zaharoffs witterten neue Geschäfte in Algerien! Jede Revolution benötigt Waffen, ihre Armee braucht Gewehre, wenn sie siegen will. Welch gute Sache also, diesen Männern der ALN Waffen und Munition zu bringen, sozusagen direkt als Diener der Freiheit. Daß man dabei gleich dreißig Prozent verdienen konnte, dürfte doch die Sache nicht schlechter machen!

Heute kann man nach dem Libanon Waffen liefern, morgen für Algerien, übermorgen nach Sumatra oder sonstwo hin. Nicht umsonst gibt es auf Kuba die Explosionen und anderswo.

Überall sehnen sich die Völker nach Freiheit, und, wenn auch Otto Skorzeny sich ins bürgerliche Glück zurückzog und es ablehnte, die marokkanische Volksarmee zu instruieren, wenn auch Colonel Lawrence wegen des gebrochenen britischen Versprechens gegenüber seinen Haschemiten moralisch zu Grunde ging, und Raymond Westerling nun als Opernsänger jenen Beifall sucht, der ihm in Bandung verwehrt blieb, – immer wieder stehen andere auf und lauschen auf den großen Ruf, der sie in Abenteuer und Kampf reißt. Und immer gibt es Männer, die bereit sind, ihnen zu folgen; teils, weil die Lage dazu reif ist, weil der Feind das Maß überlaufen ließ oder einfach, weil das wilde Abenteuer gleißend und glitzernd zu Ruhm und Erleben lockt.

In der Gefolgschaft dieser Rebellen, Kämpfer und Propheten aber marschieren nicht nur Krieger, Helden und opferbereite Phantasten; ganz am Ende der Karawanen der Sehnsucht marschieren mit schwerem Gepäck die Kaufleute des Todes.

Ihre geheimnisvollen Orders haben oft mehr Entscheidungs-

kraft als die Befehle der Generale und Revolutionsheroen. Wenn *sie* wollen, rollen die Offensiven – oder stocken die Vormärsche plötzlich. Die Großen unter ihnen sind die Geehrten, die von ihren Regierungen mit Auszeichnungen und Titeln überschüttet werden; obgleich sie die übelsten vaterlandslosen Gesellen sind, die jemals die Erde trug. Sie liefern gleichermaßen an „Freund" und „Feind", obgleich es für sie weder diese noch jene gibt; – nur „Kunden". Sie sind da, ehe der erste Schuß fällt, und sie sind noch da, wenn die Sieger oder die Geschlagenen abmarschieren, denn dann steigt das letzte Geschäft mit dem „Schrott", mit dem sie neue Verwicklungen fördern.

Für sie gibt es eben kein Vaterland und keine Weltanschauung, keine Demokratie, keine Monarchie und keine Diktatur. Für sie gibt es nur eines: *das große Geschäft.* Hinter ihnen schleichen die hungrigen Hyänen, die sich mit dem Klein- und Grobzeug abgeben, da sie an den Tisch der Großen nicht herankommen. Sie liefern nicht nur Beutewaffen und Schrott, sie liefern auch manchmal Waffen, die gar nicht mehr zu gebrauchen sind, die in den Händen der Männer, denen sie helfen sollen, explodieren und ihre Träger zerreißen, Minen, die nicht mehr hochgehen und Zünder, die nicht zünden.

Dennoch gibt es dreißig Prozent für eine kleine Vermittlung, für ein harmloses Gespräch mit jenen, die auf diese Waffen nicht nur das Leben, sondern die ganze Sache, auf die Millionen sehnsüchtig warten, bauen.

Langsam zerriß ich die Liste und warf sie weg. Mich schauderte.

Einen Tag vor meiner Abreise erhielt ich einen Anruf aus Milano. „Wann fährst Du ab? Ich mache mit! Ich stelle Dir meinen Wagen zur Verfügung, wir legen einen Zahn darauf, kannst Dich verlassen! Du weißt, ich fahre jetzt den Mercedes 300 SL, der hat es in sich! Also wann geht es los?"

Ich lausche der bekannten Stimme des „money-makers", dessen Laufbahn eine der tollsten Nachkriegskarrieren darstellt, die ich kenne. Vom Nichts zum Millionär. Und morgen steht er

vielleicht wieder vor dem Nichts. Aber immer auf Draht und immer clever, mit einer gewissen Bierehrlichkeit gegen Freunde, und ich war doch sein Freund, denn wir hatten einige Zeit der Gefangenschaft miteinander verbracht. Wohnung in Wien, zeitweilig bei San Remo, oder war es Paris? Und manchmal auch irgendein Landesgericht.

Waggons von Italien nach der Bundesrepublik und von Jugoslawien, irgendwo hin. Manchmal ein eigenes Sportflugzeug, – und manchmal einen Rennwagen; und immer ganz obenauf oder ganz unten.

Sein größtes Geschäft waren tschechische Flakzünder, die er Ägypten gegen Schrott vom Suez einhandelte, der meist aus beinahe fahrbereiten britischen Wagen bestand und reißend abging. „Da blieben 24 Millionen hängen, Schillinge leider nur – aber was willst Du machen, Geld ist Geld, gleich welche Währung, wenn es nicht gerade Rubel sind. Da kannst Du darauf sitzen bleiben!"

Nun wollte er mitkommen. Warum? Nur aus privater Freundschaft? Das Leben hatte mich gelehrt, daß hinter einer Sache immer noch eine andere steckt.

Welche? Ich erfuhr es nie. Mein money maker wurde verhindert. Er kam nicht zurecht zur Abfahrt. Vielleicht ein Haftbefehl der Interpol? Vielleicht nur der Duft einer gepflegten, eleganten Frau? Vielleicht ein Konkurs, ein vorübergehender nur, selbstverständlich, oder ein anderes Geschäft, das lohnender war als dieses Experiment?

Ich fuhr mit meinen Freunden ab und hörte nie mehr etwas von ihm. In ein paar Jahren taucht er sicher wieder auf, vielleicht aus Saigon kommend oder auch nur aus irgend einem Gerichtsgefängnis, aber sicher wieder mit einem neuen Wagen und voller neuer Pläne und gewinnbringender Geschäfte.

Wir frühstückten zwischen Bologna und Florenz, hoch droben im Appenin, im kleinen, damals regennassen Lojana, und mit der Besatzung eines anderen Wagens aus einer großen deutschen Stadt, mit einem humorvollen, sympathischen Fahrer und

zwei Reisegefährten, einem Jungen aus Hamburg, der die weite, wilde Welt einmal aus der Nähe betrachten wollte und einem sehr schweigsamen, älteren Herren. Auch dieser Wagen steuerte Palermo an, den Ablegesteg der Thirrhenia.

Wir kamen ins Gespräch. Der Schweigsame interessierte sich sehr für Tunis, für Constantine und vor allem für den algerischen Freiheitskampf. Sehr schnell war sein Geheimnis offenbar: er war ein Agent für einen Waffenhändler. Für jenen sagenumwitterten Großen vielleicht, dessen Mutter auf die Verlustseite seines Geschäftes kam, als sie von der Höllenmaschine zerrissen wurde, die sich in seinem eleganten Pkw befand; von jenen gelegt, die sich durch seine Lieferung betrogen fühlten. Oder für einen anderen? Auf alle Fälle ein kleiner Fisch, der sich im trüben Gewässer tummeln wollte, ein Entgleister vielleicht, den das Leben aus der Bahn geworfen und der hier seine große Chance witterte.

Ich sah ihn noch in Tunis, – dann verlief seine Spur im Sande der Sahara.

Eines Abends aber sprach mich im Hotel ein smarter Engländer an. „Wir könnten ein Geschäft machen", sagte er lächelnd, „es lohnt sich sicher!"

Ich konnte nur mühsam ein Lächeln unterdrücken. Denn worum konnte es sich schon handeln? „Gewehre?" fragte ich daher spöttisch.

Er stutzte und entzündete sich langsam eine Zigarette, nicht ohne vorher mir eine angeboten zu haben. Er mochte vierzig Jahre alt sein, war dunkelblond und sah aus, als wenn Alec Guiness von einem Kinoplakat herunter gestiegen wäre. Er strich nachdenklich sein schmales Bärtchen. „Das ist so", erklärte er freimütig. „Ich vertrete eine Großfirma, die selbst nicht auftreten kann, daher wurde ich dazwischen geschaltet. Nun aber erkannte ich, daß man mit Hilfe eines Deutschen schneller ins Geschäft kommen könnte; sie hätten nicht viel zu tun, lediglich sozusagen einen harmlosen Kurier zu spielen. Man kennt Sie", lächelte er, als er mein erstauntes Gesicht sah. „Man hat auch

seine Beziehungen", warf er leicht hin und fuhr gelassen fort: „das würde die Sachlage erleichtern."

Ich lachte auch. Das Ganze kam mir so komisch vor, daß ich es nur mehr mit Humor nehmen konnte. Da kämpft ein Volk um seine Freiheit, da sterben auf beiden Seiten Männer, wie es ihre Gesetze befehlen, und in einem weiten Bogen umkreisen die Waffenhändler gleich Aasgeiern das Schlachtfeld.

„Ist der Sitz Ihrer Firma Paris?" fragte ich ironisch, ohne etwas zu wissen, nur zufällig und beinahe unabsichtlich. Er zuckte zusammen und blickte mich scheu an. Dann erhob er sich schnell und murmelte etwas von einer Verabredung, die er vergessen habe, er würde morgen darauf zurückkommen. Ich lächelte stärker als zuvor. So war das also. Französische Waffenschieber lieferten über Umwege den Moudjahidines Waffen, so gut wie alle anderen. Waffen, die gegen ihre eigenen Soldaten verwendet werden. Ich trank schnell, um den schalen Geschmack loszuwerden, die Flasche dunklen Rotwein aus.

Am nächsten Tag erschien der Mister nicht. Ich erkundigte mich beim tunesischen Zimmerkellner nach seinem Verbleib. „Ist abgereist", antwortete er gleichgültig, „ausgezogen jedenfalls."

Einige Tage später erzählte ich meine Beobachtungen einem führenden Funktionär der FLN. Er war davon nicht überrascht. „Zwei Sorten Europäer besuchen uns: die eine will für ihre Zeitungen von uns Sensationen erfahren. Diese Männer interessieren sich nicht für die Hintergründe, für die Zusammenhänge des Krieges; sie wollen stories, je blutiger desto besser „Wenn wir sie ihnen nicht bieten können, wenn wir ihnen die ganze Härte des Alltags des Kampfes schildern, gähnen sie. Es ist zu wenig Sex und viel, viel zu wenig Sensation dabei, sagen sie. Nun, uns ist es genug Sensation, all das, was in Algerien vor sich geht." –

„Die Anderen wollen uns Waffen und Sprengstoff verkaufen. Irgendwo liegen diese Waffen; in Italien, in der Bundesrepublik, in England, in Holland und sogar in Frankreich. Sie bringen Muster, die tadellos sind: meist handelt es sich um uralte Beutewaffen aus dem zweiten Weltkrieg. Aber die sind zu gebrauchen,

wenn sie richtig gelagert waren. Doch, was helfen uns die Waffen in Europa? In Algerien brauchen wir sie! Die Waffenhändler aller Länder geben sich die Türklinken bei uns sozusagen in die Hand. Sie alle wollen natürlich uns nur helfen, sie alle wollen selbstredend an uns nichts verdienen, sie arbeiten alle aus reinem ‚Idealismus'. Aber die Spesen, verstehen Sie, darum sind die Waffen doppelt und dreifach so teuer, auch wenn sie alt sind, wie die letzten. Wir wissen Bescheid, leider zu gründlich! Zunächst haben sie uns manch alte, unbrauchbare Waffen andrehen können; wir waren noch zu unerfahren. Aber wir haben es ihnen abgewöhnt" – er lächelte ausdruckslos –, „heute erhalten wir nur mehr gute Ware. Aber auch nur teure Ware. Dagegen gibt es keine Möglichkeiten. Es sei denn –" er blickte mich erwartungsvoll an, „Sie könnten uns etwas Günstiges anbieten?"

Ich wehrte lachend ab.

„Schade", sagte er, „Waffen, Waffen bringen die Entscheidung!"

Ich war später, bei meiner Rückkehr, noch nicht recht auf dem Flugplatz in Wien mit der Viermotorigen ausgerollt, da erwartete mich schon ein alter, guter Freund, von dem ich wußte, daß er seit einigen Jahren ganz gut lebte, obgleich er viel verloren hatte. „Was meinst Du?" fragte er ohne Umschweife, „was müßte man am besten liefern?"

Ich war sprachlos. Dann erzählte ich ihm, wie die Moudjahidines bewaffnet wären, was sie notwendig brauchten. Er machte sich mit toternstem Gesicht Notizen. „Seit wann?" fragte ich ungläubig.

Er wich aus. „Man ist an mich herangetreten", erklärte er unklar. „ich weiß nicht, ob die Firma sich ernsthaft dafür interessiert; aber wir wurden aufgefordert, ein Angebot zu machen, und da Du erst jetzt zurückgekommen bist, wollte ich sozusagen einen Tatzeugen hören." Er wechselte rasch das Thema.

Wie die Schakale umschleichen die Waffenhändler den Maghreb. Wahrscheinlich sind sie genau so überall dort am Werke, wo es „heiß" wird. Über Nacht sind sie da, und wahrscheinlich

verschwinden sie auch wieder über Nacht. Nur, ihre Taschen sind gefüllt, wenn sie verschwinden. Allerdings dürften auch einige von ihnen irgendwo, ohne gefüllte Taschen, aber mit einem bleigefüllten Bauch im Sand der Wüste vergehen oder ins Meer versinken. Das sind dann jene, die ganz gescheit sein und doppelt verdienen wollten.

An all das dachte ich einige Monate später, als die großen Waffenschieberprozesse vor dem Schweizer Bundesgerichtshof Mitte Juli gegen die internationalen Sprengstoffschieber verhandelt wurden: Zwei Algerier, Ahmed und Aissa, waren nach der Schweiz gesandt worden, um neuesten Sprengstoff, hauptsächlich Plastiksprengstoff, Zündschnüre und Zünder einzukaufen. Jemand verwies die beiden Algerier an einen Monsieur Marcel Leopold, der fließend französisch sprach und als ein mit allen Wassern gewaschener Geschäftsmann, der mit allem handelte, in Genf bekannt war.

Marcel Leopold war in jungen Jahren nach China ausgewandert und hatte in Tientsin Spielhöllen und Lotteriefirmen betrieben, ein bißchen in Rauschgift und vielleicht sogar im Mädchenhandel gearbeitet und ein Riesenvermögen zusammengebracht. Die Kommunisten machten dann mit ihm kurzen Prozeß. Sie beschlagnahmten sein Vermögen und wiesen den tüchtigen Untergrundunternehmer aus. In Genf war er gerade dabei, nach alter Erfahrung ein großes Spielkasino zu planen.

Er erfaßte sofort die einmalige Gelegenheit und erklärte, er wäre der richtige Mann, um der algerischen Revolution die neuesten Sprengstoffe zu liefern. Von vierzigtausend US-Dollar, die Leopold übernahm, zweigte er sofort zwölftausend für seine privaten „Spesen“ ab. Die erste Lieferung bestand aus fünfzig Kilogramm Plastiksprengstoff, in Wahrheit war es aber harmloses Kasein, ein Käsestoff, der zur Herstellung von Klebemitteln gebraucht wird. *Das* hätte er nicht tun sollen. Denn während das zweite Geschäft noch rollte, erkannten die Algerier in Tripolis den Betrug. Im September 1957 verstarb dann Marcel Leopold etwas plötzlich. Er hatte einen gnädigen Tod. Er wurde mitten

in der schönen Stadt Genf mit einem vergifteten Blasrohrpfeil erschossen. Er wußte gar nicht, wie ihm geschah, da war es auch schon vorbei ...

Da die Mitarbeiter des Boß Marcel Leopold, – es waren sechs Schweizer und zwei Österreicher, die das Geschäft eigentlich tätigten, – reichlich dilettantisch vorgingen, erhielt das Deuxième Büro auch schnell Wind von der Sprengstoffgeschichte, und die Schweizer Zollbehörde in Bern bekam aus der französischen Botschaft eine Information, auf Grund derer sie auf dem Genfer Flugplatz einen Koffer mit fünfzig Kilogramm echtem Sprengstoff beschlagnahmen konnte.

Die europäischen Angeklagten versuchten sich nun vor dem Gericht kläglich herauszureden, sie hätten geglaubt, der Sprengstoff sei für friedliche Zwecke in Marokko und Libyen bestimmt. Die beiden Algerier aber zeigten Haltung: sie sagten, sie wären beauftragt gewesen für ihre kämpfenden Brüder Sprengstoff herbeizuschaffen.

Das Gericht errechnete im Verlauf der Verhandlung, daß der Schmugglerring an den Algeriern bis zu fünfzehntausend Prozent verdiente! Zwei der Schweizer wurden verurteilt; die Hauptstrafen aber erhielten die beiden Algerier, einundzwanzig Monate! wegen Vorbereitung zu einem Verbrechen ...

Das Schweizer Gesetz verbietet nämlich den Verkauf von Waffen und Kriegsgerät an kriegführende Mächte. Die großen Schweizer Rüstungsfirmen allerdings dürften von diesem Gesetz nichts verspüren. Sie haben einen einfachen Weg, diese Anordnungen zu umgehen: sie liefern ihr Kriegsmaterial in einen neutralen Staat, und dort werden die Sendungen nur umdeklariert. So einfach ist das alles. Man muß nur wissen wie.

So lange tapfere Männer ihre Herzen der Entscheidung entgegentragen und ihr Leben für die Freiheit in die Schanze werfen, werden die Kaufleute des Todes in ihrem Gefolge marschieren.

Und während die einen ihr Leben aufopfern, werden die an-

deren an diesem größten Opfer, am Kampf und am Tod, verdienen. Bis zu fünfzehntausend Prozent...

*

Abd el Krim wandte sich 1956 an Lord Ismay, den Generalsekretär der Atlantikpaktorganisation. Er beschwört die NATO, Frankreich zu verbieten, daß die von der NATO für die Verteidigung der westlichen Freiheit ausgerüsteten Truppen, die von Ostfrankreich und selbst der Bundesrepublik abgezogen werden, in Algerien gegen die Freiheitskämpfer eingesetzt werden. Er appelliert an den Lord, er möge verhindern, daß dieses Kriegsmaterial, das vom amerikanischen Volk zur Verteidigung der Freiheit aus seinen Steuerbeträgen bezahlt ist, zur Unterdrückung der Freiheit verwendet wird.

Der berühmte Emir warnt aber auch, es könnte sonst doch passieren, daß der Kampf gegen Frankreich auch auf französischem Boden fortgesetzt werde, ein Umstand, der doch kaum geeignet sei, die Sicherheit der Basis der NATO zu gewährleisten.

Aber es geschah nichts. Amerika sah gelassen zu, wie Frankreich seine Truppen aus Europa abzog und nach Algerien warf. Es sah zu, wie die mit modernsten Waffen ausgerüsteten NATO-Divisionen, die den Schild Europas bilden sollen, nach Algier abrückten. An ihrer Stelle werden die längst nicht mehr zuverlässigen algerischen Einheiten an den Rhein geworfen. Dort verbringen sie unzufrieden und fern von der Heimat ihre Tage. Sie sind kein Schild, weder für Frankreich, noch für Europa.

Paris bequemte sich zur Veröffentlichung der ersten Verlustübersicht. Sie ist sorgfältig frisiert, und doch erzählt sie immerhin von dreizehntausendfünfhundert Toten in Algerien. Die Hauptsumme müssen in diesen Berichten die algerischen Moudjahidines tragen. Eine kleine, ganz kleine Zahl gibt man an gefallenen Franzosen zu. Dieses Spiel mit den Verlustzahlen sollte sich später zu einer wahren Zahlenakrobatik entwickeln. Noch hält sie sich aber in mehr oder minder bescheidenem Rahmen.

Aber sie kann nicht verschweigen, daß es sich längst um keine „Polizeiaktion“ mehr handelt, sondern um einen offenen Krieg.

Noch etwas muß das französische Oberkommando, mit zusammengebissenen Zähnen allerdings, zugeben: daß französische Soldaten und sogar Offiziere, keineswegs algerischer Abstammung und noch weniger Muselmanen, zu den Truppen der ALN überlaufen. Es werden die ersten Namen genannt und in den Zeitungen veröffentlicht: Lieutenant Henri Maillot, Unterleutnant Lucien Guerrache und der Militärarzt Dr. Gounillon. Sie nahmen große Mengen Waffen und Munition beziehungsweise Arzneimittel mit. Was sie zur Desertation bewog, kann man nicht sagen. Man begnügt sich damit, die harte Tatsache zu registrieren.

Dafür sickern immer mehr erregende Nachrichten aus den von der Front Libération Nationale kontrollierten Gebieten durch. Unmittelbar nach den Kampfhandlungen setzen die politischen Kommissare, die allen militärischen Einheitsführern der ALN beigegeben sind, Dorf und Gemeinderäte rein arabischer oder berberischer Herkuft ein und beginnen mit der praktischen Verwirklichung ihres Progammes der Verwaltungs- und Bodenreform. Fruchtbarer Boden, der entweder längst nicht mehr von den französischen Colons bearbeitet wird, aber auch Besitz, der arabischen Kollaborateuern gehört, die geflohen sind, wird landarmen algerischen Bauern zugeteilt.

Die Franzosen gehen hier initiativ zur Gegenaktion über. Sie schaffen eigene schnell bewegliche Kampfgruppen und versuchen genau dasselbe in den Gebieten, die sie vorübergehend von den ALN gesäubert haben, durchzuführen, um so das Vertrauen der Bevölkerung wieder zu gewinnen.

Natürlich holen die ALN-Männer sofort zum Gegenschlag aus. Wo sie infolge der militärischen Übermacht der französischen Armee nicht aktiv werden können, schlagen sie mit Attentaten und Terroraktionen zurück. Kein Algerier, der sich durch Versprechungen oder Bestechungen zur Mitarbeit an den französischen Einrichtungen bewegen läßt, ist seines Lebens sicher. Noch

nirgendwo ist das berüchtigte Schlagwort „Verräter verfallen der Feme!" von solch eindringlicher Aktualität gewesen wie hier in Algerien.

Aber nicht nur mit roher Gewalt verstehen die algerischen Nationalisten zu kämpfen; sie machen Gebrauch von den modernen Mitteln des politischen Kampfes. Es naht der 5. Juli 1956. Vor 126 Jahren eroberte Frankreich Algerien. Dieser Jahrestag wird in Algerien stets feierlich begangen.

Die Front Libération Nationale hatte zum Generalstreik aufgerufen. Die Dienststellen der Armee und der Polizei befanden sich in höchster Alarmbereitschaft. Aber der Morgen des 5. Juli dämmerte herauf und es geschah nichts. Schon atmeten die Verantwortlichen erleichtert auf: die Fellaghas hatten sich eben überschätzt und ihren Einfluß, der im Schwinden ist, übertrieben. Man ist aufgebauschten Agentenmeldungen zum Opfer gefallen!

Dann aber erstarrten die Franzosen. Auf den überfüllten Märkten in ganz Algier, auch mitten in den von den Franzosen einwandfrei beherrschten Gebieten und Städten, sogar in der Hauptstadt, gähnte eine trostlose Leere. Keine Menschenseele war zu sehen. Es wurde weder etwas zum Verkauf angeboten, noch war jemand da, der kaufen wollte.

In den Fabriken, ganz gleich, ob sie französischen oder algerischen Unternehmern gehörten, herrschte Ruhe. Nur ganz wenige Arbeiter, die teilweise vom Ausbruch des Streiks überrascht wurden, erschienen zur Arbeit. Die wenigen Straßenbahnwagen, die in Betrieb gesetzt werden konnten, rumpelten leer durch die menschenleeren Straßen und Plätze. Es war unheimlich! Es war zum Irrsinnigwerden! Nicht einmal die städtischen Straßenkehrer waren zur Arbeit erschienen. Die Geschäftsläden der Algerier blieben geschlossen. Teilweise versuchten wütende Paras die Rolläden aufzubrechen. Läden wurden geplündert. Keine richtige Antwort auf die disziplinierte Aktion der Algerier. Die Franzosen wußten das auch. Sie wurden immer nervöser. Aber es geschah nichts weiter. Die ALN begnügte sich mit dieser unblutigen, aber umso eindrucksvolleren Demonstration. Nur die

Tritte der schwerbewaffneten Patrouillen hallten in den einsamen Straßen, die wie von einer gewaltigen Welle leer gefegt waren. Und wie stark diese Welle war, bewies die Tatsache, daß sogar in Nordfrankreich und im ganzen übrigen Mutterlande bis zu achtzig Prozent der algerischen Arbeitnehmer an diesem 5. Juli nicht zur Arbeit erschienen. Besonders im Industriegebiet von Lille standen zahlreiche Betriebe still, da die fehlenden algerischen Arbeiter nicht ersetzbar waren.

Es half wenig, daß man die Läden, die in Algerien geschlossen hatten, einen weiteren Monat schließen ließ, daß man den Bars oder Cafés, die geschlossen hatten, die Lizenz entzog oder sie mindestens eine Zeit zumachte. Die Angestellten der Verwaltung, die nicht zur Arbeit erschienen waren, kamen vor ein Disziplinargericht. Damit machte man die Tatsache nicht ungeschehen, daß die erdrückende Mehrheit der Araber in Algerien den Wünschen der FLN nachkam und widerspruchslos ihren Befehlen gehorchte.

Diese beispielhafte Kampfdisziplin reichte bis in die „Beherbergungslager", die auf ihre Weise den Tag der französischen Aggression feierten. In Djorf traten die Gefangenen einmütig in den Hungerstreik und blieben in ihren Gebäuden liegen. Schreiend und fluchend trieben die Wachsoldaten mit Gewehrkolben und Fausthieben die halbverhungerten Internierten ins Freie. Dort mußten sie, die Hände im Nacken gekreuzt, regungslos in der glühenden Sonne stehenbleiben, während die Soldaten in den Unterkünften die letzte Habe, die jeder Gefangene immer aufs neue erwirbt, vernichteten und sogar die Eßnäpfe zertrümmerten.

Um achtzehn Uhr wurden Gefangene, die besonders verdächtig waren, in Gruppen zu fünf herausgeholt und von Soldaten, die ihre Maschinenpistolen und Gewehre entsicherten, die Finger am Abzug, umringt.

Wenn Directeur Leclere nicht gewesen wäre, der energisch einschritt, hätte Djorf wahrscheinlich ein neues Massaker zum Freiheitskampf beigesteuert.

Um das Lager waren Selbstfahrlafetten aufgefahren, deren

Rohre drohend auf die Unterkünfte gerichtet waren. Sie rückten erst später wieder ab. Aber auch sie hatten nicht verhindern können, daß selbst innerhalb der stärksten Machtbereiche der Franzosen der algerische Freiheitswille demonstriert hatte.

Trotzdem konnten die Moudjahidines nicht zu offenen Feldschlachten übergehen. Es fehlten ihnen nach wie vor die schweren Waffen wie Panzer, Geschütze, und vor allem die Flugzeuge. Sie vermochten nur dort erfolgreich zu operieren, wo sie infanteristisch, sozusagen von Mann zu Mann, kämpfen konnten. Den französischen Aufmärschen mit Artilleriemassierungen und Panzeransammlungen waren sie so wenig gewachsen, wie den Bombeneinsätzen der Luftwaffe, die sich ungehindert austoben konnten, da die ALN kaum über Flakgeschütze verfügte und allein mit Maschinengewehren den Kampf aufnehmen mußte. Die Napalbomben verbrannten weite Gebiete, und die Feuersbrünste wie die Artilleriesalven vernichteten uniformierte algerische Soldaten genauso, wie waffenlose Zivilisten, Frauen und Kinder.

Die Algerier legten sich weiter in den Hinterhalt. Sie überzogen das Land mit kleinen, schnell beweglichen Gruppen, meist in der Stärke einer Section, eines Zuges.

In der Taktik des Hinterhaltes, die meist französischen Nachschubeinheiten galt, entwickelten die Algerier allmählich eine wahre Meisterschaft. Fast immer erfuhren sie die Bewegung der Kolonnen und hatten ausreichend Zeit sich „einzurichten“.

Da die Kolonnen beinahe immer vollkommen unvorbereitet mitten in die Minenfallen und Maschinengewehrsalven der lauernden Moudjahidines fuhren, erreichten diese immer wieder, daß der Transport entweder verbrannte oder sogar in ihre Hände fiel. Auf diese Weise konnten sie ihren Nachschub sehr billig und schnell verstärken. Es half dagegen wenig, daß die französischen Behörden immer häufiger gegen gefangene Moudjahidines Todesurteile, die zur öffentlichen Abschreckung dienen sollten, verhängten. Die Algerier wußten längst, was eigentlich los war: jeder Algerier, der mit einer Waffe in der Hand ertappt wurde, wurde ohne Gericht und ohne Urteil erschossen. Vor Gericht

wurden lediglich jene Algerier gestellt, die bei einem Terrorakt in einer der Städte gefangen oder vor der Ausübung verraten wurden. Das heißt, nur jene, die beim „Verhör" nicht so zugerichtet worden waren, daß man sie überhaupt der Öffentlichkeit vorstellen konnte, ohne sein Gesicht zu verlieren.

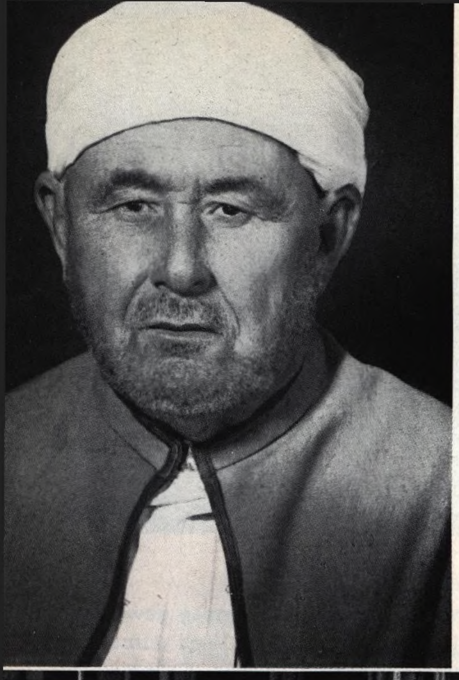
Natürlich gab es immer wieder Offiziere und Unteroffiziere, meist waren es Reservisten, die ihre gefangenen Algerier dem Kriegsgericht übergaben. Deren Schicksal war in neunzig von hundert Fällen ohnehin bereits besiegelt. Es verlängerte höchstens die Qual des Wartens auf den Tod.

*

Da gelang den Franzosen inmitten dieser aussichtslosen und bereits in sich verhedderten Kämpfe ein gigantischer Coup. Nach dem Motto: der Zweck heiligt die Mittel! wurde dabei vorgegangen, und schließlich gab der Erfolg den Franzosen recht. Die besten Männer der französischen Geheimdienste hatten diese Aktion sorgsam vorbereitet. Trotzdem war sie ein großes Risiko. Aber, wer nicht wagt, der gewinnt nie, mögen sich die französischen Geheimdienstoffiziere gesagt haben.

Es war der 22. Oktober 1956: Fünf wichtige Funktionäre der FLN, unter ihnen der kühne Militärchef Ben Bella, hatten in Rabat ihre vertraulichen Besprechungen mit Sultan Mohammed V. beendet. Sie sollten nun den marokkanischen Monarchen nach Tunis begleiten und an der gemeinsamen Konferenz des Sultans mit dem tunesischen Präsidenten Habib Bourgiba teilnehmen. Die Führer des Maghreb wollten gemeinsam über die Situation beraten. Wenige Monate zuvor hatte Ferhat Abbas in einem Interwiev, das er der schwedischen Zeitung „Expressen" gab, mit Nachdruck erklärt, daß der Algerische Befreiungsrat, der zur Zeit in Kairo saß, zu Verhandlungen mit Frankreich bereit wäre. Natürlich müßte Frankreich die Rechte der Algerier auf eigene Nationalität anerkennen; das Ziel der Algerier sei ja die Schaffung einer algerischen Republik, die gleiche Rechte für

Längst ist aus dem Haufen der Freiheitskämpfer eine disziplinierte Armee gewachsen, die ALN, die es mit ihrer Einsatzbereitschaft mit vielen Armeen der Welt aufnehmen kann. Aber die Moudjahidines verfügen über keine schweren Waffen. Granatwerfer müssen beinahe in allen Fällen die fehlende Artillerie ersetzen.



Abd el Krim, der unverwüstliche, kühne Freiheitskämpfer der Rifkabylen. Vor ihm erzitterten einst Spanien und Frankreich gleichermaßen.

Sultan Mohammed V. empfing in Rabat die Führer der Front Liberation Nationale (FLN). Zweiter von rechts: Ben Bela. Am folgenden Tag flogen die Algerier in eine Falle der Franzosen

alle Bewohner, ohne Unterschied von Rasse und Religion gewähren würde.

Auf diese Bereitschaftserklärung der Algerier war von französischer Seite nichts erfolgt. Nun wollten sich die marokkanischen und tunesischen Staatsoberhäupter von den Algeriern berichten lassen, um dann gemeinsam darüber zu beraten, wie der mörderische Kampf in Algier beendet werden könnte.

Mohammed V. wollte ursprünglich die algerischen Gäste in seiner eigenen Constellation mitfliegen lassen. Erst im letzten Augenblick, am Vormittag, entschloß er sich, seine Familie nach Tunis mitzunehmen. Für die Algerier wurde eine DC-3-Maschine der marokkanischen Luftfahrtgesellschaft gemietet. Mit ihnen flogen einige Jounalisten: der Vertreter der „New York Times", Brady, vom „France Observateur" Eve Dechamps, und eine Journalistin aus Rabat.

Kurze Zeit nach dieser Umdisposition erfuhren die Agenten des Deuxième-Büro davon. Der französische Geheimdienst begann zu spielen. Er unternahm alle seine Vorbereitungen im Auftrag des französischen Oberkommandanten in Algier, General Lorillot, und mit Zustimmung des Staatssekretärs für die bewaffneten Streitkräfte, Max Lejeunet.

Die offizielle französische Version berichtet, daß der französische Pilot der marokkanischen Maschine, Gaston Grelier, erst nach der erfolgten Zwischenlandung in Palma auf Mallorca die Funkanweisung erhalten habe, nicht Tunis, sondern Algier anzufliegen. Diese Weisung kam vom französischen Geheimdienst. Also nicht von seiner marokkanischen Fluggesellschaft, wo er als Pilot in Dienst und Pflicht stand. Der Pilot Grelier soll sich darüber gar nicht ein bißchen gewundert, sondern nur „O.K." zurückgefunkt haben. Man geht dabei wohl nicht allzu fehl, wenn man annimmt, daß Gaston Grelier seine Befehle vom Geheimdienst Frankreichs nicht erst in Palma entgegennahm. Wieder nach französischer Version, flüsterte er gegen 18 Uhr der charmanten Stewardess Claudine Lambert, als diese ihm lächelnd ein Glas Mineralwasser zur Erfrischung reichte, in die entzük-

kenden Ohren, daß sie die Ladung Algerier nicht nach Tunis, sondern zur Sicherheitspolizei auf dem Militärflugplatz Maison-Blanche bei Algier abliefern wollten. Auch Mademoiselle Claudine verzog keine Miene und machte sogleich wacker bei einem der größten Husarenstreiche der Weltgeschichte mit, als wenn es zu den täglichen Pflichten der hübschen Stewardessen gehöre. Sie widmete sich lächelnd den ahnungslosen Algeriern, die hier bewiesen, daß sie wohl harte Kämpfer, aber gegenüber der Moral ihrer Gegner ahnungslose Engel waren.

Gaston rief: „Jetzt sind wir auf der Höhe von Algier!", als er schon lange in großer Höhe über dem algerischen Flugplatz kreiste. Claudine aber lächelte und plauderte und erzählte vielleicht hold errötend eine pikante Anekdote vom Montmatre. Nach einiger Zeit erhob sie sich von ihrem Sitz und rief: „Tunis, anschnallen, bitte!"

Freudig erregt kamen die Algerier dieser Aufforderung nach. Sie erwartete ein triumphaler Empfang in Tunis. Sie wußten es durch ihre Freunde, die nicht untätig gewesen waren.

Die DC 3 setzte etwas zu hart auf, kein Wunder, dem Piloten Grelier stand sicherlich der kalte Schweiß auf der Stirne. Er wußte, was ihn erwartete, wenn die Algerier die Finte vorzeitig bemerkten. Dann rollte die Maschine aus. Ehe sich die Algerier versahen, blickten sie in die Maschinenpistolenläufe der französischen Sicherheitspolizisten, die schon seit Stunden sich zu ihrem Empfang gerüstet hatten. Um ihre Handgelenke schlossen sich solide Stahlfesseln. Jetzt erst wußten sie, was mit ihnen gespielt worden war.

Die Fernsehkameras surrten, Photos blitzten. Man hatte sie: den ehemaligen Adjutanten der französischen Armee, Ben Bella, den Kopf der ALN, Mohammed Khidder, den politischen Führer des algerischen Befreiungskomitees, der ehemals Straßenbahnschaffner und später Abgeordneter der französischen Deputiertenkammer gewesen war, Professor Lachraf von der Universität Paris, wo er einst arabische Sprachen lehrte, Ait Achmed, den

Finanzchef der Algerier, und den Adjutanten Ben Bellas, Bondjaf.

Der kühne Ben Bella bewahrte Haltung. Er sagte eisern lächelnd zu den ihn bestürmenden Reportern: „Eine gute Arbeit. Ich hätte die Franzosen gar nicht für fähig gehalten, einen solchen Handstreich durchzuführen!“ Dann wurden die fünf Gefangenen abgeführt. Den anderen Flugzeuginsassen wurde der Weiterflug nach Tunis freigegeben. Allerdings ohne den Piloten Gaston und die Stewardess Claudine. Die zogen es vor, vom Erdboden zu verschwinden ...

Die Nachricht schlug in der ganzen Welt, vornehmlich in der arabischen, wie eine Bombe ein. In Tunis rissen die Demonstranten die französische Trikolore vom Generalkonsulat, das nur mühsam durch die tunesische Polizei geschützt werden konnte, und schleiften sie durch die Straßen. Überall trat die arabischen Gewerkschaften in den Generalstreik, weit über hundert Franzosen, vornehmlich im Raume von Meknes, verloren ihr Leben, da sie von den empörten Massen in Fetzen gerissen wurden; in Tunis verbarrikadierten sich die Franzosen zitternd in ihren Häusern und Wohnungen, während ihre Automobile in den Straßen angezündet und verbrannt wurden. Tunis zog seinen Botschafter aus Paris zurück. In Jordanien demonstrierten die Araber genau so wie in Ägypten und Libyen, in Syrien und im Libanon.

Die politischen Folgen dieses Coups aber waren noch nicht abzusehen. Habib Bourgiba, der vielen arabischen Nationalisten viel zu gemäßigt erschien, wurde durch diese Aktion, die ein einziger Affront gegen den marokkanischen Sultan und gegen den tunesischen Staatspräsidenten war, wieder ins Lager der Todfeinde Frankreichs gebracht. Sein Informationsminister sagte in seiner Presseerklärung wehmütig, man habe eine Friedenskonferenz mit dem Sultan beabsichtigt, nun aber wäre daraus ein Kriegsrat geworden.

Der Sultan flog am nächsten Tag überstürzt nach Marokko zurück, diesmal aber mit einer italienischen Maschine, weil man,

wie Mohammed V. erklärte, bei der sonderbaren Moral der Franzosen ja sonst nicht wissen könnte, wo man am Schluß landen würde.

Die Franzosen hatten nun der ganzen Welt gezeigt, wie sie zu verhandeln und einen Ausweg zu suchen bereit wären: mit den Geheimagenten und Methoden ihres Deuxième-Büro.

In Frankreich aber herrschte Jubel. Vier Stunden nach dem Handstreich wurde Ministerpräsident Mollet, der sich gerade auf einem Abschiedsbankett für den amerikanischen NATO-Oberbefehlshaber, General Gruenther, befand, von einem Beamten des Quai d'Orsay informiert. Präsident Mollet verzog keine Miene und plauderte angeregt weiter mit General Gruenther über dessen Sorgen um die mangelnde Verteidigungsbereitschaft Westeuropas. Erst um Mitternacht fuhr er eiligst zum Elysée-Palast, wo er bereits von Verteidigungsminister Bourgés-Maunoury, Außenminister Pineau und dem Präsidenten der Republik, René Coty, ungeduldig erwartet wurde. Kurz zuvor hatte aus Tunis Sultan Mohammed V. den Präsidenten angerufen und seiner Entrüstung über die völkerrechtswidrige Verhaftung seiner persönlichen Gäste Ausdruck verliehen.

Am nächsten Abend sprach die französische Nationalversammlung dem Ministerpräsidenten Mollet mit dreihundertfünfzig gegen einhundertvierzig Stimmen das Vertrauen aus. Damit war der Streich von Algier, der vom französischen Geheimdienst mit der stillschweigenden Billigung des Algerienministers Lacoste ausgeheckt und durchgeführt worden war, von dem französischen Volke und seiner Regierung feierlich sanktioniert worden.

Die Franzosen wurden dadurch allerdings nicht wieder lebendig, deren Leben der französische Oberkommandierende von Marokko, General Cagny, nicht hatte schützen können, noch wurde von Frankreich die schwere moralische und auch politische Schuld genommen, die es mit diesem Coup auf sich genommen hatte. Das erkannte auch der Staatssekretär für marokkanische und tunesische Fragen, Savary, der wegen dieses Gewaltstreiches

resigniert sein Amt niederlegte und ausschied. Der nach Paris geeilte marokkanische Regierungschef Si Bekkai, der im Namen des Sultans und des marokkanischen Volkes die unverzügliche Freilassung der algerischen Gäste des Sultans forderte, mußte unverrichteter Dinge wieder abreisen.

Nachdem der erste Jubel verebbte, erkannte man aber dann doch, daß der Gewinn dieses Betrugsaktes recht fragwürdig war. Nicht die neue erbitterte Feindschaft, die sich die französische Regierung in der ganzen arabischen Welt zugezogen hatte, war dabei ausschlaggebend. Der Generalstab des algerischen Befreiungskomitees bestand aus achtzehn Mitgliedern, nur vier hatte man in die Hand bekommen. Das algerische Befreiungskomitee in Kairo handelte schnell. Während einer Nachtsitzung wählte es an Stelle des verhafteten politischen Chefs Mohammed Khidder den ehemaligen Generalsekretär des Algerienrates der Ulema, Tewfik Ahmed el Medani. Damit ging der Kampf mit unverminderter Härte weiter.

Die Algerier lernten auch von diesem Handstreich. Sie nannten in Zukunft keinen militärischen Chef mehr. Er blieb anonym. Damit war er auch durch keinen Coup zu fassen, wo er sich auch immer befinden mochte.

Darüber hinaus aber hatte dieser Gewaltstreich eine noch viel weittragendere, über die algerischen Probleme hinausreichende Bedeutung. Abd el Nasser, der temperamentvolle Regierungschef Ägyptens, wurde von dem Vorgehen Frankreichs tief beeindruckt. Seine Haltung während der Verhandlungen über den Suez versteifte sich. Er hatte den letzten Rest Vertrauen zu seinen Gesprächspartnern, vor allem zu Frankreich, verloren.

Zu dieser Zeit wußte aber noch niemand, auch nicht Abd el Nasser, daß das große Komplott gegen den Frieden, und wie es sich dann in der erschreckenden Praxis herausstellte, gewollt oder ungewollt auch gegen die Freiheit, schon längst auf vollen Touren lief. Kurz nachdem Abd el Nasser die französisch-britische Suezkanalgesellschaft enteignete, reiste der französische Kriegsminister Bourgés-Maunoury im Auftrage des Ministerpräsiden-

ten Mollet nach London, um die Briten zu einem frisch-fröhlichen Jagen auf den Nil zu gewinnen. Die Franzosen erklärten den Engländern eindringlich, daß nur eine harte militärische Aktion die Lage am Nil – und damit die Suezaktien – retten könnte.

Einer, der sich ganz besonders für ein militärisches Vorgehen gegen Ägypten einsetzte und dieses leidenschaftlich empfahl, war der sozialistische Algerienminister Robert Lacoste. Lacoste hatte schon wiederholt vorher seiner Wut darüber Ausdruck verliehen, daß Kairo allen arabischen Nationalisten Asyl gewährte. Hier konnte Frankreich vor allem nicht, wie im Falle Marokko oder Tunis, immer wieder seine Finger in die Dinge hineinstecken und auch nicht durch einen Agentenpiloten die Personen, die ihm nicht gefielen, in die Finger bekommen.

Robert Lacoste war es auch, der die grandiose Idee gebar, daß sich Frankreich unbedingt mit Israel verbünden müßte, da man nur so des arabischen Nationalismus Herr werden könnte. Zwischen Paris und Tel Aviv hielt der israelitische Vertrauensmann Menachem Beigin die Verbindung aufrecht und informierte Staatschef Ben Gurion und Oberbefehlshaber Dajan von den ungeahnten Möglichkeiten. Natürlich war Israel sofort Feuer und Flamme und bereit, gegen Ägypten zu marschieren, wenngleich auch beim besten Willen kein direkter Kriegsgrund angegeben werden konnte. Die Verschwörung gegen die Weltsicherheit lief auf vollen Touren. Es war eine Groteske, daß sich der Stern der britischen Konservativen, Sir Anthony Eden, hierbei Arm in Arm mit den „Sozialisten“ Mollet und Lacoste und den Israelis fand.

Die in Algerien kämpfenden Fallschirmjäger, besonders die berühmte 10. Division unter General Massu, wurde plötzlich alarmiert. Die Paras blickten gelassen. Es stank eben wieder einmal. Irgendwo und irgendwie stank es ja immer, und stets mußten die Paras daran glauben. Sie staunten aber nicht wenig, als sie verladen und auf die sonnenüberglüteten Plätze Zyperns geworfen wurden, wo sie vorerst einmal wochenlang untätig lagen und warteten.

Die Moudjahidines, die plötzlich Luft bekamen, rieben sich ungläubig die Augen. War so etwas möglich? Es war! Auch sie gaben Alarm. Aber für Algerien.

Die Israeli hatten sich unterdessen sehr sorgsam auf diesen Tag vorbereitet. Die Agenten und Nachrichtenfunker des Herrn Mordechai Tadmor, der als Journalist der „Jerusalem Post" getarnt von seinem Bonner Büro in Bad Godesberg aus die Spionagegruppe Nahost dirigierte, hatten von ihrem Chef schon drei Monate vorher Aufträge erhalten, die deutlich auf die Vorbereitung der Suezaktion schließen ließen.

Am 22. Oktober meldete sich Tel Aviv einsatzbereit, die Mobilmachungsbefehle für die israelitische Armee waren bereits unterschrieben. Paris war überglücklich. Schon am nächsten Tag, am 23. Oktober, flog Außenminister Pineau nach London, um Minister Eden zu informieren und den Briten die letzten Spritzen zu geben. Sir Anthony Eden ging tatsächlich auf den französisch-israelischen Leim.

Die Kugel kam ins Rollen.

Am 5. November, um 6 Uhr morgens, war es dann so weit. Die Paras sprangen über Port Said ab. General Gilles persönlich leitete den Einsatz. Um 15,30 Uhr sprang General Jacques Massu mit tausend Mann über Port Fuad ab.

Und dann kam der große Stop. Die USA machten nicht mit. Das Spiel war aus.

Der große Sieger aber hieß Abd el Gamal Nasser.

Irgendwo, weit weg im Osten, war ein anderes Drama abgelaufen: Volksaufstand in Ungarn. In der entscheidendsten Zeit für Europa, als auf den Budapester Barrikaden die Sehnsucht des ungarischen Volkes nach der Freiheit verblutete, beschäftigten sich die zwei wichtigsten europäischen Mächte damit, die Suez-Anteile wieder zurückzuholen, die Abd el Nasser vor Monaten gegen Entschädigung verstaatlichte. Und selbst dieses gelang ihnen nicht.

Während die sowjetischen Panzer in Ungarn die Freiheit niederwalzten und der Glaube an Europa an dem Galgen der

roten Sieger starb, bliesen die großen Strategen in London und Paris ab, und mußten die Aggressoren von Tel Aviv wutentbrannt stehen bleiben und schließlich den Großteil ihres Raubes wieder herausgeben.

*

Die Moudjahidines in Algerien aber nutzten die Zeit. Als die Paras zurückkamen, standen sie genau dort, wie sie vor einem Jahr angefangen hatten. Der Kampf entbrannte sogleich mit unerhörter Wucht und Härte.

Die FLN hatte ihre Taktik auf die großen Städte ausgebreitet, wo die Maschinenpistole und die Handgranate, die Bombe und der Zeitzünder die offenen Gefechte ersetzen mußte. Der Krieg im Dunkel breitete sich beängstigend aus.

Ende Dezember wurde der Bürgermeister von Boufarik, einem Vorort Algiers, Amedée Froger, erschossen. Froger war einer der Führer der extremen Kolonialfranzosen. Während des feierlichen Begräbnisses, das zu einer machtvollen Demonstration der Kolonialfranzosen wurde, explodierte zwischen Gräbern eine Zeitzündbombe, allerdings ohne den geringsten Schaden anzurichten. Die Bombenleger wurden nie ermittelt. Jedenfalls erregte sich die Menge durch diese neuerliche Aktion derart, daß sogleich nach dem Begräbnis eine regelrechte Jagd auf die Araber in Algier begann. Dutzende Algerier wurden aufgegriffen und niedergeschlagen. Offiziell wurden sechs Tote und achtundfünfzig Verletzte gemeldet. Wieviele es wirklich waren, wird niemand feststellen.

Die ALN schlug hart zurück. Ein Eisenbahnzug wurde mitten auf der Strecke von Oran überfallen.

Der Januar 1957 begann blutig. Die Bombenattentate in Algier rissen nicht mehr ab. An einem einzigen Tag krachten vierzig Detonationen. Algerienminister Lacoste übergab dem Parasgeneral Massu die Vollmacht über die Stadt Algier. Die gesamte Kasbah, die Araberstadt, wurde sogleich systematisch abgeriegelt; nur durch eine genaue Kontrolle konnten die Al-

gerier noch die Kasbah verlassen. Eine Großrazzia jagte die andere.

Am 16. Januar durchlief ein aufregendes Gerücht Algier: auf das Hauptquartier der Armee war ein toller Anschlag unternommen worden. Nur durch Zufall war der Oberkommandierende, General Raoul Salan, dem fast sicheren Tod entkommen. Zwei Attentäter hatten sich kühn im gegenüberliegenden Haus eingeschlichen und zwei Bazookas auf den Raum abgefeuert, in dem Salans Vorgänger, General Lorillot, stets amtierte. Da General Salan sich in einem anderen Zimmer befand, wurde für ihn Commandeur Rodier getötet und ein Lieutenant sowie ein Polizist, waren schwer verwundet.

Ganz Algier kochte über diese neue Aktion der verdammten Viets! Diese Fallaghas waren zu frech! Es mußte dringend etwas Entscheidendes unternommen werden!

Von den Tätern keine Spur. Sie hatten es verstanden, obgleich die Paras sofort die ganze Gegend abriegelten, zu entkommen. Die Franzosen schäumten.

Allmählich aber wurde es merkwürdig still um den Mordanschlag auf General Salan, der damals noch im Geruche stand, ein „Verräter“ zu sein und auf Paris zu hören. Die merkwürdigsten Gerüchte sickerten durch die Straßen. Nicht die algerischen Terroristen, sondern die *französischen* Terroristen sollten diesen Mordanschlag geplant und ausgeführt haben. Man flüsterte sogar, daß die Polizei auf Befehl des wütenden Generals Salan bereits Verhaftungen vorgenommen haben sollte. War das die Möglichkeit? Man hatte doch Hunderte von Algerier gerade deshalb festgenommen, und einige verloren ihr Leben dabei.

Es sollte beinahe eineinhalb Jahre dauern, bis eine Justizkomödie, Anfang August 1958 vor einem Militärgericht in Paris, die letzten Schleier dieses „algerischen“ Mordanschlages lüften sollte. Als Angeklagte erschienen nämlich aus der Haft vorgeführt, Dr. René Kovacz, ein ehemaliger Meisterschwimmer und Mediziner, der, trotz seiner vierunddreißig Jahre, einer der Bosse der weißen Terroristen in Algerien ist. Mit ihm waren

weitere fünf Colons angeklagt, die alle von den radikalen französischen Chauvinisten Tixier-Vignancourt und Maitre Biaggi, dem Organisator der „Freiwilligen der französischen Union“, einer wilden Kolonistenschlägergruppe, verteidigt wurden.

Der Prozeß wurde unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt, obgleich dies gar nicht notwendig gewesen wäre. Daß Dr. Kovacz eine Reihe Verbrechen in Algerien auf dem Gewissen hat, weiß jedes Kind, besonders die wehrlosen Algerier, die diesen „Befriedungsaktionen“ der weißen Terrororganisationen ausgesetzt sind. Die Polizei von Algier hatte diesmal nicht versagt und einen lückenlosen Beweis erbracht.

Aber – die Verhandlung fand nicht statt. Weil die siebenundfünfzig Entlastungszeugen in der Ferienzeit nicht ausfindig zu machen seien, wurde der Prozeß – vertagt. Auf unbestimmte Zeit.

Und – die Angeklagten *enthaftet.*

Damals aber, im Januar 1957, wütete der „Rache-Terror“ gegen die Algerier, die mit diesem Anschlag nicht das Geringste zu tun hatten. Jeder der unglücklichen Verhafteten wurde grausamsten Torturen unterworfen. Sie wurden zum Großteil zu Blutklumpen geschlagen. Die Franzosen bearbeiteten ihre Verhafteten mit Wasserfolter und mit elektrischen Stromstößen. Für die Verhafteten wurden die Vernehmungen unerträglich. Ihre Verzweiflungsschreie und die spärlichen Nachrichten, die durch die dicken Kerkermauern drangen, erfüllten ihre kämpfenden Kameraden mit Abscheu und steigerten ihren Kampfgeist zur Raserei.

Jeder Algerier, der erwiesenermaßen mit der FLN oder der ALN etwas zu tun hatte, wurde in der Regel sofort nach dem Verhör erschossen. Nur ganz wenige politische Häftlinge kamen vor ein Kriegsgericht, dessen Urteil meist auf Todesstrafe lautete. Offiziell waren bereits fünfundachtzig Algerier hingerichtet worden. Ihre Namen wurden im algerischen Radio und in der Presse bekannt gegeben. Sie galten für Hunderttausende als Märtyrer. Sie zu rächen war die heiße Sehnsucht jedes Moudjahi-

dines. Diese Torturen ließen die Algerier, die außerstande waren, in offener Feldschlacht den Franzosen gegenüberzutreten, schon allein deshalb, weil es ihnen an schweren Waffen fehlte, zur Bombe greifen.

Beinahe überall, wo sich die Franzosen versammelten, stand neben ihnen der Tod. Am 26. Januar explodierte im Tanzlokal „zum kühnen Hahn" eine Bombe. Zwanzig Menschen wälzten sich im Blute. Kurz danach krachte es im Restaurant „L'Automatic" und auf Tribünen überfüllter Sportplätze. Fast nie konnten die Franzosen die Täter fassen. Man tappte im Dunkeln.

Aber auch draußen, in den Wilayas, ging es heiß her. In Oran, in Constantine rissen die Kämpfe nicht ab. Mit 5,7-cm-Kanonen und überschweren Maschinengewehren ausgerüstete Heliokopter griffen in die Gefechte ein. Die Luftwaffe übernahm wiederholt die Hauptlast der Kämpfe. Die Algerier aber hatten keine Flugzeuge. Trotzdem ging der Kampf weiter.

Im Morgengrauen des 9. April stieß eine französische Patrouille in der Kasbah auf drei Gestalten. Die Fallschirmjäger schossen sofort. Eine Frau schrie gellend auf und blieb liegen. Die andern konnten flüchten. Die Verwundete, die sich auf dem Boden wälzte, war die zweiundzwanzigjährige Studentin Djamila Bouhired. Bei ihr fanden die Fallschirmjäger Dokumente, Briefe und einen großen Geldbetrag. Sie war die Sekretärin des algerischen Kommandanten der Kasbah, Yacef Saadi.

Die verwundete Djamila wurde nicht der Polizei übergeben, sondern zum Hauptquartier der Fallschirmjäger gebracht und dort „bearbeitet". Sie wurde stundenlang gefoltert. Obgleich sie mit Stromstößen behandelt wurde, die ihr in den Mund, in die Ohren und sogar in die Geschlechtsteile geleitet worden waren, gab sie nur zu, die Mitarbeiterin Saadis zu sein. Jede Teilnahme an den Attentaten bestritt sie.

Einige Monate später, vor Gericht, lehnten es dann die Franzosen ab, die folternden Paras dem Mädchen gegenüberzustellen. Sie fürchteten wohl nicht ganz zu Unrecht, daß die jungen Fallschirmjäger im Kreuzverhör nicht dichthalten könnten und die

allgemeine Aufregung, die durch das „Mädchen von Algier" beinahe in der ganzen Welt entstanden war, noch vergrößert werden würde.

Die Gegenschläge blieben nicht aus. Frau Henriette Trémeaud öffnete zufällig ein durch die Post übersandtes Zigarrenkästchen, das für ihren Mann, den Präfekten von Straßburg, André Marie Trémeaud, bestimmt gewesen war. Sie wurde zerrissen. Trémeaud war über drei Jahre lang, ehe er nach Straßburg kam, Präfekt der Stadt Algier. Was sich dort zugetragen hatte, wissen nur er und die betreffenden Algerier. Ihre rächende Hand erreichte im Elsaß seine schuldlose Frau. *Wenn* es Algerier waren . .

Am 28. Mai wurden über dreihundert Einwohner der Kasbah des Bezirkes Melouza niedergemetzelt. Diesmal gaben sowohl die Franzosen wie auch die Moudjahidines gegenseitige Erklärungen ab, die die grausige Bluttat jeweils dem anderen in die Schuhe schieben wollten.

Die Franzosen stützten sich bei ihren Behauptungen auf Mohammed Bellounis, einen labilen und querköpfigen Terroristenführer, der 1946/47 zu der näheren Umgebung Mohammed Ben Belas gehörte. Als aber am 1. November Algerien um seine Freiheit zu kämpfen begann, löste sich Bellounis von der „Front Libération Nationale" und bekämpfte sie sogar mit allen Mitteln. Die Franzosen hatten nämlich durch ihren Geheimdienst einen Draht zu dem ehrgeizigen und habgierigen Bellounis gelegt und begannen nun dies auszunützen. Bellounis sollte alles aufbieten, um die algerische Einheit zu verhindern. General Salan ernannte den Bandenchef, der mit französischem Geld sehr rasch eine Gruppe von etwa dreitausend Mann sammeln konnte, die mit französischen Waffen bestens ausgerüstet wurden, zum „General".

Bellounis kassierte monatlich achtzig Millionen Francs als Sold und schlug sein Hauptquartier in Dar el Shiuk auf, wo er mit Vorliebe die internationalen Jounalisten empfing, die von den Franzosen zu ihm gesandt wurden. Er erklärte ihnen dann pathetisch, daß Algerien ein Teil Frankreichs sei, und die Fran-

zosen zahlten weiter, im stolzen Bewußtsein, das Geld nicht zum Fenster hinausgeworfen zu haben.

Gerade diese Kasbah im Bezirk Melouza soll nun zu seinen soldempfangenden Anhängern gezählt haben. –

Bellounis, primitiv und skrupellos, errichtete eine private Terrorherrschaft in seinem Gebiet, das südlich von Algier lag. Er war dazu ausersehen, die algerische Revolution zu zertreten. Hier sollte Feuer mit Feuer vernichtet werden. Das französische Oberkommando nannte Bellounis wilden Haufen sehr hochtrabend „Kommando des Südens" und erhoffte sich von ihm, daß er für Frankreich zu kämpfen und zu sterben bereit wäre.

Es gelang der ALN aber bald, in die Reihen des General Bellounis einzudringen und seine Einheiten zu zersetzen. Sehr schnell kam es zu Zusammenstößen der ALN und den Männern Bellounis, aber auch zwischen den Franzosen und Bellounis Leuten. Es herrschte sehr bald ein Durcheinander, das dem Verhältnis, das zwischen den Deutschen und Draga Mihajlovic in Serbien während des zweiten Weltkrieges herrschte, nicht unähnlich war.

Aber die Franzosen zahlten fleißig weiter, und das war für Mohammed Bellounis zweifellos die Hauptsache.

Inmitten der Menschenmassen des Pariser Sportstadions Colombe traf die tödliche Kugel eine Woche später Ali Chekkal, der lange Zeit als Vizepräsident der Algerischen Parlamentarischen Versammlung den Franzosen gedient hatte. Der siebenunddreißigjährige Attentäter Mohammed Ben Sadock ließ sich wehrlos festnehmen und gab unumwunden zu, nur die ausführende Hand eines gegen Chekkal gefällten Todesurteiles zu sein. Dieses Attentat erregte besonders deshalb so großes Aufsehen, weil die französischen Sicherheitsbehörden längst wußten, was ihrem Chekkal drohte. Sie ließen ihn Tag und Nacht durch zwei ausgesuchte französische Polizeibeamte bewachen, die des Nachts sogar im Nebenzimmer schliefen. Das Attentat aber, inmitten der Menschenmassen, am hellichten Tag, hatten sie nicht verhindern können. Schon eine halbe Stunde, nachdem Chekkal nieder-

gestreckt worden war, verbreitete sich in den algerischen Quartieren von Paris die Kunde, daß das Todesurteil gegen den Landesverräter Chekkal vollstreckt worden sei.

In Algerien fiel Chekkals politischer Freund, Chentuff, eine treue Stütze der französischen Behörden, beinahe gleichzeitig den Kugeln der Algerier zum Opfer. Die algerische Revolution richtete sich in jenen Tagen weit weniger gegen die Franzosen selbst, als gegen jene algerischen Landsleute, die als Kollaborateure und vor allem als geheime Zuträger der Kolonialverwaltung dienten. Hier schlugen die Männer der FLN gnadenlos zu.

Auf Anraten des Regierungschefs Mollet wandte sich nun der französische Staatspräsident Coty in einer Rundfunkansprache an die Weltöffentlichkeit und beschwor sie, Verständnis für die harten Maßnahmen Frankreichs zu haben. Er schilderte eingehend die Grausamkeit der algerischen Revolutionäre, verschwieg aber geflissentlich die der Franzosen, besonders der Paras.

Die Ansprache hatte aber weder in Algerien noch in der Weltöffentlichkeit besonderen Erfolg. Zuviel war unterdessen schon durchgesickert, und die Welt konnte die kolonialen Maßnahmen der französischen Truppen nicht verstehen. Das Blutvergießen wäre ja mit einem Schlag zu beenden gewesen, wenn Paris seine Bereitschaft gezeigt hätte, über die Souveränität Algeriens mit der FLN zu verhandeln. Frankreich aber beharrte, trotz des offenen Krieges, der immer mehr die gesamte algerische Frage vergiftete, hartnäckig auf dem Standpunkt, daß Algerien ein Teil des französischen Mutterlandes wäre.

Am laufenden Bande wurden Telegrafenbäume umgesägt, Brücken gesprengt und Truppentransporte angegriffen. Eine Tat aus dem Hinterhalt folgte der anderen.

Die Verlustlisten, die offiziell veröffentlicht wurden, glaubte längst kein Mensch mehr. Immer fielen Hunderte Fellaghas und nur einige Franzosen, und trotz dieser ungeheuren Verluste riß der algerische Widerstand nicht ab; im Gegenteil, er verstärkte sich zusehends.

Die Algerier arbeiteten politisch genau so geschickt wie mili-

tärisch. Sie wandten sich an die UNO und den Heiligen Vater in Rom, wie an die Brüder in den gesamten arabischen Staaten. Frankreich wurde immer stärker in den Anklagezustand gedrängt.

Inmitten der tanzenden französischen Gäste des Casino de la Corniche in Algier explodierte wieder eine Bombe und zerriß junges Menschenleben. Bei der Bestattung dieser Opfer kam es zu neuen Massenaktionen der Franzosen gegen Araber. Eine rasende Menge von fünftausend Franzosen stürmte algerische Geschäftsviertel, steckte sie in Brand, warf algerische Omnibusse um und stürzte sie ins Meer. Zahlreiche Algerier wurden auf offener Straße erschlagen. Wieder starben Menschen, diesmal auf der anderen Seite.

Der Terror und der Gegenterror rissen nicht mehr ab. Da die Franzosen die gesamten Nachrichtenmittel in der Hand hatten und die Algerier ja nur kleine illegale Zeitungen unter ihren Landsleuten verbreiten konnten, erfuhr die Welt einzig von den Aktionen der Algerier. Daß diese meist nur die Antwort auf die Terrormaßnahmen der Franzosen waren, das erfuhr die Welt nicht. Bei Bou-Saada, in der Provinz Algier, bei Chiffra, südlich Algier, wurde erbittert gekämpft.

Nach Algier wurden nun dreitausend Paras geworfen. Der Terror regierte.

In Limogènes in Südfankreich konnte der Staatssekretär für algerische Angelegenheiten, Marcel Champeix, nur mit Mühe und Not einem Anschlag entgehen. Sein Wagen wurde auf offener Straße beschossen, der Fahrer, ein Gendarmerieoffizier, verwundet; der Staatssekretär kam mit heiler Haut davon.

Im Berggelände von Tebessa, bei Constantine, mußte die französische Luftwaffe, wie sie selbst berichtete, mit stärksten Kräften in die Kämpfe eingreifen, sonst hätten die französischen Truppen die Lage nicht mehr meistern können.

In Algier explodierten weiter die Bomben, die mit Zeitzündern sogar in die Straßenlaternen eingebaut wurden. Die Revolution erwies sich als erfinderisch.

Die Rücksichtslosigkeit steigerte sich auf beiden Seiten immer mehr. Da ließ in Frankreich ein Buch aufhorchen: es war vom katholischen Schriftsteller Pierre-Henri Simon geschrieben, einem Major der Reserve der französischen Armee: „La Torture." In seinem Buch nahm der Verfasser offen gegen die Folterungen und die Tortur Stellung, die von den französischen Behörden und vor allem von der französischen Armee gegen die Algerier angewendet werden. Simon schildert eingehend das Verhör eines angesehenen Muselmanen, der durch französische Offiziere siebenundfünfzig Stunden hindurch „vernommen" wurde und dabei mit Peitschenhieben auf empfindlichste Körperteile, mit Ertränkungsmanövern in einer Badewanne und mit elektrischen Stromstößen zu Geständnissen „ermuntert" worden war. Diesem Verhör wohnten ein Oberst, ein Major und zwei Capitaines der französischen Armee bei; einer der Capitaines bediente den Elektrisierungsapparat . . .

Der bekannte französische Journalist Jean Jacques Servan-Schreiber hatte schon vorher einen längeren Tatsachenbericht veröffentlicht, der später unter dem Titel „Leutnant in Algerien" als Buch herauskam, in dem er unter anderem über die Ausrottungsmethoden der französischen Armee gegen wehr- und waffenlose Araber und die planmäßige Vernichtung ganzer Dörfer berichtete.

Allmählich begann die Weltöffentlichkeit zu begreifen, wieso die FLN zu den mörderischen Methoden des individuellen Attentat-Terrors gegriffen hatte; es blieb ihr praktisch gar nichts anderes übrig. Die Bestialitäten der Franzosen forderten die Brutalitäten der Algerier heraus. Ein Teufelskreis von Blut, Grausamkeiten und Tränen sondergleichen feierte seine satanischen Triumphe. Seine Opfer waren oft völlig Indifferente und ganz Unbeteiligte.

Am 15. Juli stieg dann vor dem Kriegsgericht in Algier die Verhandlung gegen Djamila Bouhired, die wegen der Attentate, an denen sie gar nicht teilgenommen hatte, zum Tode verurteilt wurde. Die Belastungszeugin war ihre Namensschwester Djamila

Bouzza, die vor dem Gericht unzusammenhängende Sätze stammelte, sich zum Teil die Kleider vom Leibe riß, wilde Obszönitäten in den Saal schrie und mit einer imaginären Maschinenpistole auf die Zuschauer anlegte und lachend „Tack, tack, tack" rief. Die Verteidigung verlangte daraufhin die ärztliche Untersuchung durch einen nicht gerichtsbeamteten Psychiater. Das Gericht lehnte trotz dieses demonstrativen Auftretens dieser seltsamen Zeugin der Anklage diese Forderung genauso ab wie die Gegenüberstellung der Paras, die Djamila grauenhaft gefoltert hatten, um von ihr Geständnisse zu erpressen.

Trotzdem enthüllte diese Gerichtsverhandlung die Methoden Frankreichs in Algerien in schonungsloser Weise. Djamila erklärte unerschrocken:

„Ich wurde siebzehn Tage lang geschlagen, sie zogen mich nackt aus, sie banden mich auf eine Bank und legten nasse Tücher unter meine Fesseln. Dann befestigten sie mir im Schoß und im Mund, in den Ohren und Handflächen, an den Brüsten und an der Stirn elektrische Kontakte. Ich verlor die Sinne, geriet ins Delirium. Jedesmal wenn ein Fallschirmjäger die Maschine mit dem Strom einschaltete, machten sich die anderen Notizen."

Einen Monat nach dieser Folterung konstatierte ein französischer Arzt, daß er keine ernsthaften Krankheitssymptome feststellen könne, außer einer offenen Fistel, die wohl von einer Tuberkulose herrühre ...

Die Richter verzogen keine Miene. Der Verteidiger, Advokat Jaques Vergès, wurde immer wieder von der brüllenden Zuhörerschaft unterbrochen. Er mußte schließlich aufgeben und konnte sein Plädoyer nicht zu Ende führen.

Aber Djamila Buhired ließ sich den Mund nicht verbieten. Sie rief den Richtern, die ihr Todesurteil schon längst vor Beginn der Beweisaufnahme fertig hatten, mutig ins Gesicht:

„Diejenigen, denen ihr dient, haben Durst nach Blut, aber ihr könnt nicht verhindern, daß Algerien unabhängig wird. Ich liebe mein Land und will seine Freiheit. Und nur deshalb,

ganz allein deshalb, werdet ihr mich zum Tode verurteilen. Vergeßt aber das eine nicht: indem ihr uns tötet, tötet ihr auch die freiheitliche Tradition eures Landes, befleckt seine Ehre, gefährdet ihr seine Zukunft!"

Die Richter zuckten nicht mit einer Wimper, als sie das Todesurteil fällten und verkündeten.

Gleichzeitig wurden in Constantine vier Algerier zum Tode verurteilt.

Die französischen Henker hatten in Algier eine reiche Ernte!

Djamila aber machte ihren Folterern und ihren Richtern keine Freude. Die Tatsache, daß eine junge, schöne Araberin, eine Studentin noch dazu, im Mittelpunkt von Kampf und Folterung stand, rüttelte das Interesse der Weltpresse wach, und im Handumdrehen war Djamila Bouhired eine algerische Jeanne d'Arc geworden. In der arabischen Welt demonstrierte die Jugend, vor allem die Studenten, leidenschaftlich und forderten Freiheit für Djamila. Während sie in der düsteren Festung Barberousse auf ihre Hinrichtung wartete, entzündete sich die öffentliche Meinung immer stärker an ihr. Die Bombenanschläge der Algerier gerieten über das Drama der schönen jungen Frau schnell in Vergessenheit. Der französische Terror und die staatliche Gewalt hatten, zumindestens in diesem Fall, Frankreich in seinem Ansehen schwer gefährdet.

Kurz danach berichtete der französische Schriftsteller Martin Chaffier, der als Mitglied der internationalen Kommission gegen Konzentrationslager Algerien besuchte, über die unmenschlichen Untersuchungs- und Behandlungsmethoden der Franzosen gegen die Algerier.

Das offizielle Frankreich aber nahm davon keine Kenntnis. Es wurde dafür der gigantische Plan entworfen, in Ostalgerien eine neue Sicherungslinie mit elektrisch geladenem Stacheldraht, zwischen Tunis und Algerien, zu richten. Man hoffte, damit vor allem die immer wieder durch Überfälle und Sprengungen so sehr gefährdete Eisenbahnverbindung zwischen Bone – Tebessa besser und erfolgreicher absichern zu können. Gleichzeitig wurde ein

neues Oberkommando für Südalgerien beschlossen, dessen Führung General Salan übernahm. Man ging dazu über, in Algier die Wilayas zu konzentrieren.

Der Bau der neuen Maginotlinie Frankreichs begann in Algerien. Riesige Mengen Stacheldraht wurden über das Mittelmeer geschifft. Es war offenbar nur ein Zufall, daß dieser Stacheldraht von der Firma eines gewissen Monsieur Morice jun. geliefert wurde, dem Sohne des Kriegsministers Andrè Morice, der die Errichtung der „Morice-Linie" durchgesetzt hatte . . .

Es sollen dabei nicht weniger wie zwei Milliarden Francs verdient worden sein. Nun, André Morice war zu diesem Unternehmen gewissermaßen trefflich vorgeschult.

Im Jahre 1941 sandte der Capitaine André Emil Simon Joseph Morice, der sich damals in deutscher Kriegsgefangenschaft befand, seinem Schwager, Pierre Garson, eine Vollmacht zur Auszahlung seines Anteiles von einer Million Francs, zur Kapitalerhöhung ihrer Gesellschaft „Das Unternehmen Nantes für öffentliche Arbeiten". Diese Kapitalerhöhung wurde vor dem Notar Bernadeaux in Nantes vollzogen. Das Unternehmen „Nantes" begann und verdiente; sicherlich noch besser als die Familie Morice später in Algerien. Denn es arbeitete für die *„Organisation Todt"* am Bau des Atlantikwalles. Natürlich kam solchermaßen Capitaine Morice bald frei und wurde auch, laut Protokoll einer Direktionssitzung des Unternehmens „Nantes" vom 1. 2. 1944, zum Geschäftsführer eingesetzt.

„Tüchtige" Männer können überall und zu jeder Zeit leben und was wahrscheinlich noch wesentlicher für sie ist, verdienen . .

In Algerien aber tobte der Krieg weiter. Im Oktober meldete die sehr zurückhaltende französische Informationsstelle für Algerien 6352 zerstörte und vernichtete Fermen und 401 verbrannte Schulen. Diese Schulen, einst so sehnsüchtig erwünscht, waren nun Zentralen der französischen Propaganda geworden. Wieder wurden in Constantine drei Algerier durch die Gouilotine hingerichtet. Das Fallbeil köpfte in einer einzigen Woche neun Opfer.

In den arabischen Wohnvierteln von Paris aber rumorte es

gewaltig. Die algerischen Arbeiter und Studenten wurden immer stärker zum Vortrupp der Revolution, die mitten in die Hauptburgen des Gegners eingebrochen war. Die Hotelzimmer, in denen die Algerier oft zu dritt und viert hausen mußten, wurden zu den Einsatzbasen der FLN. Rücksichtslos griffen die todesmutigen Männer mitten in der Hauptstadt des Todfeindes an. Allein in der Woche vom 1. bis zum 6. November fielen in Paris neunzehn Personen, mehr als zwanzig wurden schwer verletzt. Der in einer großen Fabrik in Firminy bei Lyon als Sozialreferent eingesetzte Léon Ritz, der die zahlreichen Algerier, die in der Fabrik beschäftigt waren, zu überwachen hatte, und der als Oberstleutnant der Reserve in der Armee in Algerien Dienst getan hatte, wurde auf offener Straße erschossen. Die Täter wurden nie gefaßt.

Ein Industrieller in Thiers, nahe bei Clermont-Ferrand, entging dem sicheren Tode, weil er zwei Pakete, die an ihn gerichtet waren, zur Polizei brachte. Es waren Höllenmaschinen. Er war bis vor kurzem Hauptmann der Reserve in Marokko und ob seiner Brutalität berüchtigt gewesen. Mitten in Paris entging der bekannte Großkapitalist Algeriens, Senator Bourgeaud, nur mit größtem Glück einer Maschinenpistole.

Im Dezember veröffentlichte „Le Monde“, eine der bekanntesten Tageszeitungen in Paris, einen schon seit dem 14. September abgegebenen, amtlichen Bericht der von der Regierung gebildeten und nach Algerien entsandten Untersuchungskommission, die den Behauptungen über angebliche Grausamkeiten und ungesetzliche Maßnahmen der französischen Behörden nachspüren sollte. Diese Kommission wurde von einem der namhaftesten Juristen Frankreichs, Pierre Beteille, geleitet. Erst einen Tag, nachdem „Le Monde“ auf Grund einer eindeutigen Indiskretion einen großen Auszug aus diesem Bericht, den sie sich zu verschaffen gewußt hatte, publizierte, entschloß sich die Regierung, endlich auch den Bericht zu veröffentlichen.

Trotz der rein juristischen und sehr vorsichtig gehaltenen Formulierung, war dieser Bericht eine furchtbare Anklage gegen

Frankreich. Die Zustände in den Interniertenlagern, die noch immer „Beherbergungslager“ heißen, seien so, daß die Gründe für die Einweisung nicht einmal bekannt gegeben würden; es bestünde keine Kontrollinstanz für die Prüfung der Richtigkeit der Gründe, die zur Festnahme und Einweisung führten. Daher seien in Algerien Personen interniert worden, die gar nicht zur offiziellen Kategorie der „gefährlichen Personen“ gehörten. Das Problem der nach ihrer Verhaftung verschwundenen Personen sei beängstigend, stellte die Kommission fest.

Die Kommission berichtete ferner, daß in drei Fällen, die ihr bekannt geworden waren, verdächtige Algerier in Weinkellern derart eingeschlossen wurden, daß in einem Falle mehr als fünfzig, in einem anderen sechzehn und schließlich in einem weiteren einundzwanzig Personen *ersticken*.

Vierhundertfünfundneunzig Bestrafungen mußten gegen Soldaten und Polizisten ausgesprochen werden, weil sie allzu bereitwillig Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen hatten. Das und anderes mehr stand in dem hochoffiziellen Bericht. Hier handelte es sich um keine Reportage oder Polemik: das waren vielmehr die vorsichtigen Feststellungen einer französischen, juristischen Kommission.

Kein erfreulicher Jahresabschluß für die Franzosen in Algerien!

Sterne, die sich nie begegnen

Sakiet-Sidi-Yussef – Der Fremde
Herz zwischen den Fingerspitzen Allahs

Das Jahr 1958 begann mit Blut und Tränen und mit gewaltigem politischem Theaterdonner. Frankreich wollte offensichtlich der ganzen Welt zeigen, daß es nur ein Recht in Nordafrika geben könne: jenes, das Frankreich zu dienen hat.

Nach einigen harten Gefechten mit der ALN um die Jahreswende starteten am 8. Februar, kurz vor 11 Uhr vormittags, acht B-26 und vierzehn weitere Flugzeuge auf ihrem algerischen Flugplatz und bombardierten eine Stunde lang den kleinen *tunesischen* Grenzort Sakiet-Sidi-Yussef, der hart an der algerisch-tunesischen Grenze, genau gegenüber dem starken französischen Stützpunkt Bou Sept, liegt. Fünfundsiebzig Tote und über dreißig Schwerverletzte waren das traurige Ergebnis dieser eindeutigen Machtdemonstration der französischen Armee. Über hundertsiebzig Leichtverletzte wurden ins nahe Krankenhaus nach Le Kef geschafft. Der Hauptteil des Ortes lag in Trümmern.

Frankreich erklärte nach diesem eindeutigen Terrorangriff und der flagranten Verletzung des Friedens, es habe nicht länger zuschauen können, da Tunis mit seiner Sympathie und Unterstützung auf Seiten der kämpfenden Algerier stünde und besonders aus dem Dorf Sakiet-Sidi-Yussef Nachschub und Unterstützung gekommen wären. Im übrigen hätten Batterien von Sakiet-Sidi-Yussef aus die überfliegenden französischen Maschinen schon Tage vorher beschossen.

Dieser Überfall wäre wahrscheinlich kaum von der Weltöffentlichkeit zur Kenntnis genommen worden, wenn Frankreich nicht ein Malheur passiert wäre. Ausgerechnet zur Zeit des Terrorangriffes befand sich in Sakiet-Sidi-Yussef eine Delegation des

internationalen Roten Kreuzes, die unter den hungernden algerischen Flüchtlingen Lebensmittel und Kleider verteilen wollte. Ihre mit dem internationalen Roten Kreuz versehenen und deutlich erkennbaren Wagen wurden, genauso wie die Häuser der überfallenen kleinen Grenzstadt, beschossen und bombardiert.

Die empörten Delegierten, größtenteils Schweizer, gaben, als sie dem Angriff entkamen, in Tunis in einer großen Pressekonferenz ihre Erlebnisse bekannt. Da es Schweizer waren, die bekanntlich mit dem algerischen Freiheitskampf so wenig zu tun haben wie mit General Salan, horchten die Journalisten auf.

Der Schweizer Delegierte Anton Helblink schilderte die furchtbaren Eindrücke:

„Einige Minuten vor der Bombardierung wurden wir noch vom Posten der Nationalgarde empfangen und mit Kaffee bewirtet. Als ich nach der Bombardierung zu dem Posten zurückkehrte, war er wie vom Boden wegrasiert. Wir sind nur mit knapper Not dem Tode entronnen. Zwei unserer Lastkraftwagen trugen auf ihrem Dach das Zeichen des Roten Kreuzes, die beiden anderen das Zeichen des Roten Halbmondes.

Die Flieger konnten diese Zeichen nicht übersehen und haben die Fahrzeuge dennoch nicht geschont. Drei der Lastkraftwagen sind schwer beschädigt worden, der vierte konnte ausgeladen und zum Transport der ersten Verwundeten nach dem Spital von Kef verwandt werden.

Es war gerade Markttag gewesen; auf dem Platz von Sakiet-Sidi-Yussef drängte sich die Menge. So mähten die Bomben, Raketen und anschließenden Maschinengewehrgarben Frauen, Kinder und Greise nieder, die hilflos durcheinander liefen. Diejenigen, die sich hinter der dicken Mauer des Minaretts der Moschee bergen konnten, blieben verschont. Die Schmerzensrufe und Schreckensschreie gellen mir noch in den Ohren. Es war einfach fürchterlich.

Wir waren wenigstens zur Stelle, um die ersten Verwundeten wegschaffen zu können. Ich glaube, wir müssen der

Presse sagen, was wir gesehen haben. Unsere Mission ist eine humanitäre, und es dient der Humanität, das zu beschreiben.“

Jetzt konnte die Weltpresse nicht mehr schweigen.

Bisher hatte sie dazu geschwiegen, daß französische Flugzeuge auf „Verdacht“ Hunderte algerische Dörfer und Märkte immer wieder mit Bomben aller Kaliber belegten – meist zur Zeit der Bazare oder der freitäglichen Gebetsstunde, wenn sich große Menschenmassen versammelten. Besonders die Dörfer in dem waldreichen Dreieck von Collo – Philippeville – El Milia erlitten schwerste Verluste. Es genügte die unüberprüfte Information, daß in diesem oder jenem Dorf sich ALN-Soldaten befänder oder auch nur dort gewesen sein sollten, um die Motore anzuwerfen.

Im Januar 1955 befanden sich nur sechsunddreißig leichte Flugzeuge in Algerien. Ein Jahr später waren es bereits sechzig Flugzeuge und dreiunddreißig Heliocopter. Am 1. August 1956 lagen fünfhundert Flugzeuge aller Typen in Algerien und hundertfünfzig Heliocopter; im Frühjahr 1958 berichteten die Franzosen selbst, daß sie in Algerien mehrere hundert Heliocopter und siebenhundertfünfzig Flugzeuge stationiert hätten.

An Heliocoptern waren es „Sikorsky 55“ und „Mystère“, an Jägern „P 47“, an Zweimotorigen „Dassault 315“, an Bombern „B-26“ und „Morane 577 und 733“.

1956 flog die französische Luftwaffe in Algerien eintausendfünfhundert Einsätze. Im Januar 1957 schon achttausenddreihundert, und das steigerte sich in einem geradezu unerhörtem Tempo immer weiter. Im Februar 1957 waren es achttausendachthundertfünfzig, im März 1957 schon zehntausend Einsätze.

Und die Armée Libération Nationale besitzt, entgegen allen phantastischen Behauptungen, nicht eine *einzige* Maschine. Wahrhaftig, Frankreich war in Sakiet-Sidi-Yussef *äußerst* gefährdet gewesen ...

Wenige Wochen nach diesem, das Völkerrecht grob verletzenden Überfall stand ich in Begleitung deutscher Freunde in den Trümmergassen des zerstörten Sakiet und suchte vergebens eine

Spur von den „Batterien“ zu entdecken, die hier Frankreichs Sicherheit bedroht haben sollten. Die Besatzung der tunesischen Mobilgarde – es handelte sich um einen Zug unter dem Befehl eines Leutnants – lachte grimmig, als wir nach diesen mysteriösen Batterien fragten. Wir fanden sie nicht. Wohl aber fanden wir einen einzigen, mit einem Gewehr bewaffneten Grenzsoldaten auf tunesischer Seite, während drüben, im Stützpunkt Bou Sept, gerade einige Soldaten der mindestens in Bataillonsstärke liegenden Franzosen drei Algerier, die mit hochgehobenen Händen an einer Mauer stehen mußten, verhörten. Was sie „verbrochen“ hatten, wußten wir nicht, wahrscheinlich wollten sie das Gras sicheln, das nahe dem Stacheldraht wuchs.

Die Batterien von Sakiet-Sidi-Yussef gehören ins Reich der politischen Märchen, die dann immer erfunden werden, wenn es an anderen Ausreden fehlt. Aber nehmen wir ruhig an, daß auch aus Sakiet Sympathie und freundschaftliche Gefühle, vielleicht sogar Munition und Freiwillige nach Algier kamen. Allerdings, daß die Tunesier dazu ausgerechnet eine Ortschaft ausgewählt haben sollten, die im Beobachtungs- und Sperrbereich eines so starken französischen Stützpunktes wie Bou Sept liegt, scheint phantastisch; aber irgendetwas muß es doch wohl gewesen sein, das den Beweggrund für den Mord an Frauen und Kindern in Sakiet lieferte.

In diesem Falle müßte man sich aber doch schon besonders wundern! Als Generalissimus Franco in Spanien gegen die „Internationale Brigade“ und die roten Divisionen kämpfte, stand beinahe ganz Frankreich mit seinen Sympathien auf Seiten der Gegner Francos. Die Roten erhielten von Frankreich jede nur mögliche ideelle und materielle Hilfe, und der damalige Luftfahrtminister Pierre Cot richtete für die rotspanische Luftwaffe auf französischem Boden – mit französischen Staatsmitteln – eine eigene Reparaturwerkstätte ein. Mehr noch, er rüstete damals die rotspanische Luftflotte laufend mit modernsten Maschinen aus. Fünfhunderttausend Rotspanier, die nach ihrer Niederlage nach Frankreich flüchteten, erhielten hier Asyl. Sie stellten

nach 1940 das Gros der Maquis gegen die deutsche Armee. Da bekanntlich nicht nur Ministerpräsident Felix Gaillard, sondern auch sein Kriegsminister Chaban-Delmas, Algerienminister Lacoste und Mollet aus diesen ehemaligen Widerstandskreisen kommen, hätte der französischen Regierung eine bessere Entschuldigung einfallen müssen.

Aber nicht genug damit: Gaillard fragte seine Generale sogar, wieviel eine neuerliche Besetzung Tunesiens durch französche Truppen kosten würde...

General Paul Henry Ely erklärte darauf, daß die französische Armee in Algerien nicht in der Lage sei, Tunis „in einer schnellen Aktion zu besetzen".

Gleichzeitig aber forderte die Armee neue Truppen für Algerien an. Um dies noch zu ermöglichen, beschloß die Regierung, weniger Kriegsschiffe und Flugzeuge zu bauen und dafür die neuen Kontingente für Algerien zu finanzieren.

Frankreich beschloß überdies, eine tote Zone zwischen Algerien und Tunesien zu errichten. Sie sollte vierzig bis fünfzig Kilometer breit und von allen dort lebenden Menschen geräumt werden. Die Dörfer müßten abgerissen oder verbrannt, die Zone mit zusätzlich fünfhunderttausend Mann besetzt werden. –

In den ersten Märztagen verurteilten die französischen Militärgerichte in Philippeville und Constantine einundvierzig gefangene Algerier zum Tode. Gegen weitere einundzwanzig wurde die Todesstrafe in Abwesenheit ausgesprochen. Mit diesen Todesurteilen warteten nun schon zweihunderteinundzwanzig Todeskandidaten in französischen Gefängnissen Algeriens auf das Ende.

In der ganzen arabischen Welt demonstrierten empörte Menschen gegen diese Blutjustiz. König Idris von Libyen wandte sich an Präsident Eisenhower und Königin Elisabeth mit der Bitte, in den Algerienkonflikt einzugreifen, um ein weiteres Blutbad zu verhindern. Auf Grund des Weltprotestes begnadigte Frankreich zwei algerische Mädchen, darunter Djamila Bouhired.

Innerhalb der Armee aber zeigten sich erstmals Anzeichen

einer bedrohlichen Ermüdung. 1956 hatten sich noch eintausendsechshundert junge Männer für den Offiziersberuf gemeldet, 1957 waren es nur mehr achthundertfünfzig, die nach St. Cyr gingen. Die Armee begann zu klagen, daß ihre Infanterie beinahe ohne Unterführernachwuchs dastünde. Dazu kam, daß die Riesenlasten des Algerienkrieges ausgerechnet an den Soldaten eingespart werden sollten. Die Löhnungen der Männer sanken von achttausend Francs im Monat auf neunhundertsechzig. Die Frontzulagen wurden ebenfalls rigoros gekürzt.

Die Razzien aber gingen in Frankreich und in Algerien unentwegt weiter. Die Kämpfe ebenfalls. Selbst wenn man den offiziellen Zahlen, die Paris angab, Glauben schenken will, so kommen dennoch auf kaum achtzig Moudjahidines rund 400 französische Soldaten. Die Fallschirmjäger tobten sich schärfer als je aus. Wo sie weitermarschierten, war Ruhe. Allerdings Kirchhofsruhe, denn am Leben blieb kaum jemand.

Französische Polizisten fanden am 28. April einen kopflosen Leichnam. Er war in eine blau-weiß-rote Trikolore gewickelt. Sehr bald wurde er identifiziert: es war Beladj Djilali. Die Geschichte dieses Mannes ist ein Roman für sich. Djilali begann seine Karriere als Posträuber und wechselte dann in die Politik über. Er gewann die Gunst der Franzosen und stellte unweit Oreansville eine private „Nationale Befreiungsarmee“ auf. Seine fünfhundert Partisanen gaben sich sehr antifranzösisch, bekämpften aber nicht die Franzosen, sondern ihre algerischen Blutsbrüder in der ALN. Dafür erhielt der Exposträuber Beladj Djilali, der sich von nun an „Colonel Kobus“ nannte, für jeden seiner Männer dreiundzwanzigtausend Francs im Monat, für jeden „Offizier“ sogar fünfzigtausend Francs. Selbstverständlich auch genügend Waffen, Geräte und Munition.

Ob nun dieser famose Colonel Kobus seiner Armee zuviel vom Sold abzog und in seine eigene Tasche schob, oder ob nun die Stimme des Landes stärker war als der Blutsold der Franzosen, – es liefen über die Hälfte der Kobus-Soldaten zur ALN

über. Als Legitimation ihres Gesinnungswandels brachten sie den Kopf des Verräters mit . . .

Mitten in diesem Chaos kam eine Nachricht, die die FLN von ihrer Basis Tunis aus verbreitete: die ALN hatte fünf Feldgerichte eingerichtet und würde nun ihrerseits dazu übergehen, französische Soldaten und Beamte, die sich gegen die Gebote der Menschlichkeit vergingen, zu richten und zu verurteilen. Schon am 25. April hatten drei französische Soldaten, die in Gefangenschaft geraten waren, vor dem 3. algerischen Feldgericht gestanden und wurden wegen Folterungen, Vergewaltigungen und Mord an algerischer Zivilbevölkerung im Dorfe Ramel-Souk im Gebiete La Calle vom Oberfeldrichter Sadem Zezy zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde im Morgengrauen des 30. April vollstreckt.

Ganz Frankreich schrie auf, am lautesten die Kolonialfranzosen. Sie hatten durch 130 Jahre über ein fremdes Volk, ein fremdes Land nach ihrem Recht und Interesse Urteile gesprochen und vollstreckt. Jetzt war das etwas anderes. Bei ihren Militärgerichten wurden Algerier verurteilt; nun aber waren Franzosen die Opfer der Feindjustiz geworden!

Der offizielle Terror erreichte seinen Höhepunkt.

*

Der Morgen war klar und versprach einen wunderbaren Tag. Ali Cherif blieb stehen und blickte langsam über die Talsenke. Hier war er geboren; hier gehörte er hin! Noch nie hatte er dies so deutlich gefühlt wie gerade an diesem Morgen. Er war erst gestern am Abend zurück gekommen aus Algier, der großen Stadt, und würde nun zwei Monate zu Hause bleiben und seinen drei Brüdern in der kleinen Wirtschaft helfen. Im Grunde war es Unrecht, daß gerade er studieren konnte, denn zumindesten Mohammed war genau so intelligent wie er. Aber der gutmütige Mohammed hatte nur gelächelt und gesagt: „Geh nur Du, Kleiner, einer soll es sein, und ich bleibe lieber hier und sorge dafür, daß Du bei den rumis nicht verhungerst.“

Nein, er war wirklich nicht verhungert! Vater und Brüder sandten ihm pünklich jeden Monat genau so viel Francs, wie er brauchte, um schlecht und recht zu bestehen. Noch zwei Semester, und dann würde er es geschafft haben. Dann würde er als Advokat arbeiten, irgendwo in Algerien, und seiner Familie Ehre bringen.

Der Fremde von gestern Abend fiel ihm ein. Ein harter Mann, bei Allah, der wußte, was er wollte! Der hatte vielleicht die Franzosen fertig gemacht und nur ironisch gelacht, als Ali Cherif ihn warnte, im Zug nicht so laut zu sprechen. Der gehörte bestimmt zur FLN, oder gar zur Armée Libération Nationale. Sicher, so ganz unrecht hatte der Fremde ja nicht gehabt; gerade jetzt, da er jahrelang mitten unter den Franzosen studierte, hatte er alle Bitternis, ein Araber zu sein, ausgekostet. Aber wenn man bescheiden im Hintergrund blieb, sich nicht vordrängte, dann ließen sie einen zufrieden. Und nichts als Frieden wollte Ali Cherif. Denn er mußte nun daran denken, dem Vater und den treuen Brüdern all das viele Geld zurückzuerstatten, das sie die Jahre hindurch für ihn ausgelegt hatten. Nicht, daß sie dies erwarteten, aber es war doch seine Pflicht.

Er hatte keine Zeit für die Politik. Er mußte arbeiten, um daneben ein paar Sous zu verdienen, und studieren, studieren. Er mußte fertig werden, er durfte keine einzige Woche versäumen. Nein, die Politik war nichts für ihn!

Die Aprikosenbäume links waren alt, stellte er bekümmert fest, man würde sie umhauen und Neupflanzungen anlegen müssen; oder wäre es vielleicht besser, Orangen anzupflanzen? Aber Vater war nicht leicht belehrbar. Er hatte ohnedies nur sehr widerwillig einen Teil der Tabakfelder für den Gemüseanbau freigegeben, obwohl doch mit dem Gemüse in der nahen Stadt mehr Geld zu verdienen war als mit dem Tabak.

In der Ferne an der großen Straße tauchten drei Jeeps auf. Ali Cherif beachtete sie kaum. Ob er am Abend zu den Nachbarn hinüber ging? Er hatte sie schon lange nicht gesehen, ein volles Jahr lang. Die Semesterferien verbrachte er stets in Algier, die

Eisenbahnfahrt wäre zu teuer gekommen. Ali Cherif seufzte. Ob das Ganze überhaupt einen Sinn hatte? Wie lange würde es dauern, bis er in die Lage kam, eine Familie zu erhalten? Zuerst mußte er doch seine Dankesschuld abstatten.

Die Jeeps bogen unten in die kleine, holprige Straße zum Vaterhaus ab. Was die nur wollten? Ali Cherif blickte beunruhigt hinunter und erhob sich rasch. Gutes bedeutete das nicht, wenn die Franzosen schon am Morgen kamen. Vielleicht aber suchten sie nur etwas Wasser. Der junge Student lief nun, so schnell wie er nur konnte, den Steilhang hinab. Ihm war mit einemmal eingefallen, daß die Brüder nur sehr gebrochen französisch sprachen, Vater und Mutter kein Wort. Wie oft schon war Böses durch Mißverständnisse entstanden!

Atemlos langte er im Hof an. Er sah, wie die Brüder aufgeregt die Hände hoben und etwas verneinten. Dann stand er vor dem Polizeileutnant. „Pardon, Monsieur, Sie wünschen?“ fragte er höflich, „kann ich etwas für Sie tun?“

Der mißmutige, ältere Polizeioffizier, der sich sichtlich vom kleinen Beamten hochgedient hatte, blickte ihn abschätzend an. „Ich denke schon“, entgegnete er langsam. „Du bist Ali Cherif?“

„Der bin ich“, sagte der Student ruhig. Er war nun beruhigt, da er merkte, daß die ganze Sache ihn anging. Der Leutnant aber holte aus und schlug ihm links und rechts ins Gesicht. Der Junge taumelte und wäre sicher gefallen, wenn ihn nicht Mohammed mit seinen großen Händen aufgefangen hätte.

„Monsieur“, fragte Mohammed mit verhaltener Wut, „was ist mit unserem Kleinen los?“

Der Student wischte sich umständlich das Blut aus dem Gesicht. Er blickte den alten Offizier schweigend an.

„Das wird er besser wissen“, polterte der Leutnant cholerisch. Eine beängstigende Stille entstand. Man hörte das stoßweise Schluchzen der Mutter. „Ali“, wimmerte sie, „Ali, was hast Du denn getan?“

Der Student straffte sich. „Ich bin Hörer der Universität in

Algier“ sagte er langsam, „und ich möchte wissen, warum ich grundlos geschlagen werde?“

Der baumlange Polizist, der dicht hinter ihm stand, versetzte ihm mit aller Wucht einen Boxhieb. Der Schlag kam so unerwartet und mit solcher Präzision, daß Ali Cherif lautlos zu Boden ging. Die Mutter schrie auf und wollte sich über ihren Jüngsten stürzen. Aber der lange Polizist stieß sie zurück. Der alte Vater und die drei Brüder blickten glanzlos in die auf sie gerichteten Läufe der Maschinenpistolen. „Los“ befahl der Polizeileutnant, „macht ihn fest und auf den Jeep.“

Die Polizisten banden den Bewußtlosen mit blinkenden Stahlfesseln und schleiften ihn zum ersten Jeep. Dann hoben sie ihn auf und warfen ihn hinein. „Er wird verhört“, sagte der alte Leutnant gleichgültig zur Familie gewandt, „er ist einer von den verfluchten Viets.“

Die Jeeps fuhren polternd an. Ihr Motorengeräusch verlor sich auf der breiten Straße, in die sie jetzt wieder einbogen, und verstummte bald in der Ferne. Die fünf Menschen hatten sich noch nicht gerührt. Endlich fragte Mohammed zögernd: „Ob er sich eingelassen hat?“

Die Mutter schüttelte leidenschaftlich den Kopf. „Ali Cherif ist klug, er weiß, was es gekostet hat, ihn studieren zu lassen –“

Der Vater holte tief Atem. „Insch Allah“, sagte er leise, „wie Gott will! Wir aber müssen versuchen ihm zu helfen.“

Mohammed blickte ihn zeifelnd an. Wie sollte man einem Gefangenen der Sicherheitspolizei helfen?

Es war vollkommen dunkel in dem schmalen Raum, worin der junge Student endlich wieder zu sich kam. Er befühlte mit zitternden Fingern seinen schmerzenden Kopf, der eine mächtige Beule hatte, und erinnerte sich nur mühsam daran, was mit ihm geschehen war. Mit einem Ruck setzte er sich auf dem kalten Steinboden hoch. War er vielleicht irrsinnig? Das konnte es doch gar nicht geben, das durfte nicht sein! Er mußte die Polizei verständigen! Doch da fiel ihm ein, daß es ja die Polizei gewesen war, die ihn so behandelt hatte. Niedergeschlagen ließ er sich

wieder zurückfallen. Es mußte ein Irrtum sein; das ganze war ein Mißverständnis, schoß es ihm durch den Kopf, anders war das gar nicht zu erklären.

Vor der schmalen, eisenbeschlagenen Türe hörte man Schritte. Ali Cherif erhob sich taumelnd. Rasselnd wurde die Türe aufgeschlossen. Zwei Polizisten standen vor ihm und betrachteten ihn abwägend. „Los", sagte der erste rauh und packte ihn am Ärmel. Der zweite drehte ihm mit einem Griff, der große Geschicklichkeit verriet, den anderen Arm nach oben, daß er erschreckt aufschrie.

„Du wirst uns doch keine Geschichten machen, Bürschchen", sagte der erste der Polizisten, die selbst noch sehr jung waren, vielleicht Mitte zwanzig. „Mach schon, der Kommissar will Dich sprechen."

Sie stießen ihn den langen Gang entlang und führten ihn eine Treppe hoch. Vor einer Türe blieben sie stehen und klopften vorsichtig an.

„Herein mit der Ratte!" schrie eine Stimme, die anscheinend sehr lustig klingen sollte. Der Kommissar, dessen kantiges Gesicht im Grunde gar nicht so unsympathisch war, lachte ihnen auch tatsächlich freundlich entgegen. „Guten Morgen Monsieur", begrüßte er überschwänglich den Studenten, während die beiden Polizisten mit ihren aufgeschwemmten Gesichtern grienten.

„Guten Morgen", erwiderte Ali Cherif ruhig. „Man hat mich geschlagen, man hat mich gefesselt, warum das alles?"

„Viele Fragen auf einmal", knurrte der Kommissar, dessen Fröhlichkeit mit einem Schlag aus seinem noch lächelnden Gesicht hinweggewischt war. „Wir wollen uns zuerst einmal unterhalten –"

„Bitte", sagte der Student tonlos, denn er wußte nicht, was er eigentlich von dem Ganzen halten sollte. Diese Männer benahmen sich, wie wenn sie verrückt wären.

Die Augen des Kommissars, er mochte gegen fünfzig sein, blickten ihn forschend an. „Du wirst mir doch keine Unannehmlichkeiten bereiten?", fragte er mehr sich selber als den Verhaf-



Jahre hindurch mußten sich die Algerier mit einfachen Infanteriewaffen gegen die Düsenjäger und Düsenbomber wehren. Nun aber haben sie die ersten Flak-Geschütze erhalten. Tag und Nacht wird an ihnen geübt.



Trotz aller militärischer Anstrengungen erfüllt tiefe Besorgnis und Unsicherheit die französischen Bezirke in Algerien. Selbst vor den Kaffees und Bars stehen bis an die Zähne bewaffnete Fallschirmjäger und beschützen Tanz und Flirt. Nur zu oft zerreißt die Explosion einer Handgranate die Unterhaltung.

teten, „es hätte keinen Sinn. Es tut weh, und zum Plaudern bringen wir doch jeden."

„Ich will Ihnen gerne Rede und Antwort stehen, Monsieur Commissar", erwiderte der Student verwundert.

„Freut mich", beeilte sich der Kommissar zu sagen, und ein freundlicher Schein flog wieder über sein braungebranntes Gesicht. „Dann fang nur mal an."

„Was soll ich anfangen?" fragte der Student. In diesem Moment schrie er auf, denn der eine Polizist hatte ihn mit der harten Handkante auf die Nieren geschlagen; ein einziger Schlag nur, aber Ali Cherif krümmte sich vor Schmerzen. „Helfen Sie mir doch", schrie er verzweifelt und schämte sich gleichzeitig seiner Tränen, die ihm unaufhaltsam über die Wangen rannen, „Sie sehen doch, wie die mich behandeln; so haben sie mich auch vor meinen Eltern geschlagen."

„Beginne", befahl der Kommissar und klopfte mit einem Füller langsam, wie im Takt auf die Schreibtischplatte.

Der Student blickte ihn fassungslos an. „Was soll ich denn beginnen?" Wieder schlug der Polizist zu, diesmal von der anderen Seite. Es tat weniger weh. Ali Cherif tanzte alles vor den Augen. Das ganze Zimmer kam mit einem Mal auf ihn zu. „Nicht", flüsterte er, „fragen Sie doch, ich weiß doch nicht, was ich sagen soll?"

Der Kommissar lehnte sich zurück und griff nach einem Glas Pernod, das dort stand. Er nahm einen kleinen Schluck und sagte abweisend. „Monsieur will es bequem haben, er will, daß wir fragen. Nun, wir sind heute gnädig. Also: wer ist der politische Beauftragte im Rayon?"

„Wer was?" fragte Ali Cherif und lag auch schon auf dem Boden. Die Sinne schwanden ihm.

„Nicht doch", mißbilligte der Kommissar, „ich sage immer, Sie haben zu harte Hände. Wenn er ex geht, ehe er gesungen hat, haben wir den Salat." Der lange Polizist schaute verlegen auf seine riesigen Fäuste. Ali rührte sich auf dem Fußboden und schlug die Augen auf.

Der Kommissar beugte sich langsam über seinen wuchtigen Schreibtisch, ohne sich zu erheben. „Wir wissen“, sagte er leise, aber drohend, „daß Du mit im Spiel bist.“

„Ich bin in keinem Spiel“, schrie der Student außer sich; „ich weiß gar nicht was Sie wollen, ich weiß von nichts, was meinen Sie überhaupt?“

Der Kommissar hob schnell die Hand um der Faust Einhalt zu gebieten, die schon wieder auf den Studenten niedersausen wollte. Vorwurfsvoll blickte der Polizist den Kommissar an. Diese weichen Vernehmungsmethoden waren gar nicht nach seinem Geschmack.

„Gestern abend, im Zug, hast Du Dich mit einem Mann unterhalten. Er ist der politische Leiter der verdammten Fellaghas im Rayon. Wie ist sein Name? Wo versteckt er sich?“

„Gestern, im Zug?“ der Student hockte sich wieder auf. Ah, das war es! Der Kommissar beobachtete ihn mit funkelnden Augen. Er sah deutlich, daß der Verhaftete sich ganz genau erinnern konnte. Er hatte doch richtig getippt, als die Konfidenten-Meldung kam. Der Spitzel hatte leider den Fremden nicht gekannt, wohl aber Ali Cherif.

„Es war ein Fremder“, begann Ali Cherif. „Er schimpfte auf Frankreich und sagte so allerhand, so wie eben die Leute reden; vielleicht war er betrunken. Er sah nicht aus, als wenn er das Gebot halten würde.“

„Also gibst Du zu, gestern abend mit dem politischen Leiter der FLN für diese Region im Zug gefahren zu sein?“

„Ich gebe nur zu“, versetzte der Student zitternd, „daß ein fremder Mann, den ich nie zuvor gesehen oder gesprochen hatte, mich gefragt hat, woher ich käme und was ich täte. Ein Gerede im Zug, nichts weiter. Als ich sagte, ich würde in Algier studieren, schimpfte er auf die Franzosen und machte mir den Vorwurf, daß ich überhaupt noch eine französische Schule besuchen würde.“

„Wie heißt der Mann?“ fragte der Kommissar und nickte dem einen Polizisten, der nun den halb auf dem Boden Liegenden systematisch zu ohrfeigen begann. Der Student, nunmehr auf

die Mißhandlung gefaßt, ließ sie mit zusammengebissenen Zähnen über sich ergehen. Das Blut troff ihm bald aus der Nase, und sein Gesicht schwoll an. Die Lippen platzten ihm nach dem zehnten Schlag, aber er brachte keinen Ton heraus.

„Aha", sagte der Kommissar und blickte unfreundlich den Polizisten an, der sein Bestes getan hatte und nun beinahe erschöpft von seinem Opfer abließ, „Monsieur macht uns also doch Schwierigkeiten! Schade, sehr schade!" Er winkte den Polizisten. Der Student zuckte zusammen; sie griffen ihn, rissen ihn hoch und führten ihn den Gang hinunter. Vor der offenen Zellentüre bekam er einen Fußtritt, daß er mit aller Wucht gegen die Mauer flog und mit dem Kopf aufschlug. Er sackte zusammen. Die beiden Polizisten lachten dröhnend.

„Nicht zu glauben, so ein schwächliches Bürschchen und macht Geschichten!" sagte der eine mehr verwundert als bedauernd, und schon schlossen sich rasselnd die Türen.

Der Student konnte überhaupt keinen Gedanken fassen. Er blieb regungslos liegen und starrte ausdruckslos gegen die Decke. Irgend jemand, ein schmutziger Angeber, hatte ihn beobachtet, wie er mit dem Fremden gesprochen hatte. Dieser verfluchte Spitzel! Aber auch gegen den Fremden stieg eine unermeßliche Wut in Ali Cherif auf. Der hatte eine große Schnauze riskiert, und nun mußte er die Suppe auslöffeln. Aber was sollte er nur tun? Sie glaubten ihm nicht! Was sollte er nur machen? Er hätte zu gerne gestanden, denn er hatte sich stets von den ganzen Zirkeln ferngehalten und war sogar deshalb von einigen seiner Kameraden schief angeschaut worden. Aber er wußte, er mußte so schnell wie möglich fertig studieren, um das Geld zurückzuzahlen. Meine Familie! Allah, Allah – war würde nun mit ihr werden? Würden sie ihn überhaupt noch zum Studium zulassen, wenn er in dem Verdacht gestanden hatte, etwas mit der FLN zu tun zu haben? Das Herz setzte aus. Die Gedanken schmerzten ihn beinahe mehr als die brutalen Prügel der Polizisten. Am Schluß gingen seine Gedanken wirr im Kreis. Er wußte nicht mehr ein, noch aus. Niemand kümmerte sich um ihn, niemand

brachte ihm Wasser oder gar zu essen. Es war, als hätten sie ihn vergessen.

Vor Erschöpfung schlief er ein.

Das grelle Licht von der Decke weckte ihn. Er fuhr empor, ihn fröstelte. Das Gesicht mußte verschwollen sein; vorsichtig fühlte er mit der Hand danach, fuhr aber mit einem Wehlaut zurück. An der Tür klirrten die Schlüssel schon wieder. Diesmal waren es drei Polizisten, die beiden von vorher und ein dritter, der ihn flüchtig musterte. „Der sieht schon ganz sauber aus“, sagte er lachend, und sie packten ihn aufs neue und zogen ihn hoch. Er wehrte sich nicht und ging beinahe willenlos mit.

Der Kommissar sah nervös und überarbeitet aus. „Nun, Ratte“, empfing er ihn, „da bist Du ja wieder. Du wirst mich so oft sehen, daß Du es verfluchen wirst, je meine Bekanntschaft gemacht zu haben. Also was ist los? Willst Du uns endlich den Namen sagen?“

„Monsieur Commissar“, sagte der Student vor Aufregung bebend, „ich bitte flehendlich, hören Sie mich doch an. Ich habe für nichts Zeit, ich muß studieren, meine Familie hat sich das Geld vom Munde abgespart, und ich muß so schnell als nur möglich fertig werden, verstehen Sie –“

Der Kommissar warf eine Zigarette weg und entzündete sich eine neue. Er blickte ihn überhaupt nicht an. „Die Badewanne“, knurrte er.

Die drei Polizisten hoben den Gefesselten auf und stießen ihn ins nächste Zimmer. Es war, wie der Student erstaunt feststellte, ein Badezimmer. Ein Badezimmer wie jedes andere auch. Die Handtücher hingen sauber an dem Haken, und es gab sogar Seife und Bürsten. Nur ein seltsames Brett lehnte an der Wand, das jetzt einer weghob und auf den Boden warf. „Darauf legen!“, befall der neue Polizist, und als Ali Cherif nicht sogleich begriff, drückten ihn die drei mit rohen Griffen auf das schmale Brett. Mit geübten Händen schnallten sie ihn mit nassen Lederriemen darauf fest. „Ob es gehen wird?“ fragte der eine.

Der neue lachte. „Es ging noch bei jedem, er ist ja gottlob klein und schmal."

„Was hat Gott hier zu tun?" dachte der Student und legte sich apathisch zurück. Dann schrie er jäh auf vor Schreck. Sie hatten ihn hochgerissen und mit dem Kopf nach unten in die große, breite Badewanne, voll mit kaltem Wasser, hineingekippt. Er versuchte sich zu wehren, aber es war zu spät; er ging augenblicklich unter. Ich muß den Mund zuhalten, dachte er verzweifelt, und den Atem aussetzen. Aber sie zogen ihn nicht hoch. Er drohte zu ersticken. Schließlich vermochte er es nicht länger und versuchte Luft zu schnappen. Er bekam aber nur Wasser in die Kehle und schluckte entsetzlich. Ein durchdringender Schmerz quälte ihn, aber er bekam noch immer keine Luft. Wieder holte er Atem, wie er glaubte, dann fühlte er wie alles dunkel wurde.

„Hoch", befahl der Kommissar, der eine Zigarette rauchend an der Tür stehengeblieben war. Langsam hoben sie ihn empor.

Er bekam Luft in die Lungen und hustete. „Merci", murmelte er. Die Polizisten lachten.

Der Kommissar wechselte die Farbe. „Den Namen!" brüllte er.

Ali Cherif schüttelte den Kopf. Er wollte sagen, er wüßte ihn ja nicht, er habe doch nicht die geringste Ahnung – da machte der Kommissar eine kurze Handbewegung und wieder tauchten sie ihn unter. Nun war er schlauer und hatte genau in dem Augenblick, ehe er unter das Wasser kam, tief Atem geholt. Diesmal hielt er es länger aus, aber sie ließen ihn so lange unten, bis das qualvolle Spiel von neuem begann. Schließlich wurde er ohnmächtig.

Er kam erst nach einiger Zeit wieder zu sich und sah, daß er auf dem nassen Boden des Badezimmers lag, das jetzt längst nicht mehr so ordentlich aussah wie zuvor. Er fühlte sein Herz wie irrsinnig schlagen.

„Ein harter Bursche", stellte der lange Polizist anerkennend fest und klopfte ihm beinahe kameradschaftlich auf die Schulter.

„Mensch, sei doch nicht blöde, diese Gauner, die Funktionäre sitzen irgendwo in Sicherheit, und Du gehst hier vor die Hunde."

„Ich weiß doch nichts!" stöhnte der Gequälte und schloß die Augen.

Der Kommissar warf die Zigarette fort. „Laßt ihn schwimmen!" befahl er erbost.

Die Polizisten brachten einen Art Schlauch, der aussah wie ein Tauchermundstück. Sie schnallten ihm den Apparat um und schlossen den Schlauch an die Wasserleitung an. Der eine Polizist drehte auf. Das Wasser schoß mit aller Gewalt auf das Gesicht des Gefesselten, daß er wieder zu ersticken drohte. Er bäumte sich auf, und immer, wenn er schon glaubte ertrinken zu müssen, drehte der Polizist das Wasser ab um es aber sogleich wieder aufzudrehen. Er hustete und schluckte, und, obgleich das meiste Wasser rechts und links von seinem Munde herunterrann, bekam er doch immer mehr und mehr zu schlucken. Er war halb bewußtlos, er konnte weder an etwas denken noch vermochte er zu schreien. Er wurde ganz zur Kreatur, die nur einen einzigen Gedanken hatte: aufhören! aufhören! Aber sie hörten nicht auf.

Nach einer Weile, als er schon wieder regungslos dalag, schnallten sie ihn los.

„Mon dieu!" wiederholte der lange Polizist, „wer hätte das gedacht, so eine halbe Portion und so ein Kerl!"

Der Student kam zu sich, weil die Polizisten mit aller Macht auf seinen hochgeschwollenen Bauch, dem einer schwangeren Frau nicht unähnlich, einschlugen. Das Wasser schoß ihm aus Mund und Nase, und er fühlte, wie es ihm auch zwischen seinen Beinen herunterrann. Er war kein Mensch mehr, ging es ihm durch den Kopf, er war nur mehr ein armseliges Stück Tier. Aber wer würde ein Tier so behandeln?

Der Kommissar ließ ihn vom Brett losbinden und wieder ins Nebenzimmer führen. „Er versaut den ganzen Fußboden", murrte der eine Polizist, aber der Kommissar gab ihm keine Antwort. Sie setzten ihn auf einen Sessel. Er fiel nach vorn über. Da griff der Kommissar nach einer Cognakflasche und schob sie ihm zwi-

schen die Lippen. Ali Cherif schmeckte den scharfen Alkohol und spie ihn aus.

„Aha", lachten die Polizisten, und der Lange sagte „Koran!"

„Junger Freund", sagte der Kommissar gelassen, „Du mußt ja nicht glauben, daß mir das alles besondere Freude macht. Genau das Gegenteil, kann ich Dir sagen. Auch ich habe einen Sohn, beinahe so alt wie Du, auch er wird Jurist werden, so wie Du –, aber ich muß einfach den Namen wissen."

„Ich weiß ihn doch nicht", schluchzte Ali Cherif, dessen Willen vollkommen gebrochen war.

Der Kommissar beachtete aber seinen Einwand nicht. „Wir wissen, daß dieser Bursche nun seit Monaten hier in der Gegend alle Dörfer aufsucht und aufhetzt. Wir wissen, daß er ein Attentat vorbereitet hat, bei dem sieben Polizisten daran glauben mußten. Wir wissen ganz genau, daß Du damit nichts zu tun gehabt hast, denn Du warst die ganze Zeit in Algier und wir haben auch von der Sûreté in Algier erfahren, daß Du wahrscheinlich keiner Gruppe angehörst. Aber wir müssen den Namen wissen, und Du weißt ihn. Vielleicht ein Jugendfreund, den Du nicht verraten willst? Hast vielleicht Angst, es könnte Dir oder Deinen Eltern etwas geschehen? Von uns erfährt keiner etwas."

„Es war ein Fremder", stammelte der Student, „ein Fremder –"

„Du bist hier bei der Gestapo", versetzte der Kommissar zynisch, „Du wirst so behandelt werden, daß Du alles, aber auch alles gestehen wirst. Hier hat noch jeder gestanden, Du wärst der erste –"

„Es gibt keine Gestapo", würgte Ali Cherif heraus, „das ist doch nicht wahr, die Gestapo ist aufgelöst und verurteilt."

Der Kommissar lachte. „Wieder auf Damm? Ratte, nur die *deutsche* Gestapo ist aufgelöst und verurteilt, die von den Nazis, hier aber bist Du bei *unserer* Gestapo, verstehst Du?"

„Nein", flüsterte der Student, „nein."

Der Kommissar lehnte sich gemächlich in seinen lederüberzo-

genen Stuhl zurück. Er reichte dem Gefangenen seine Packung mit den schwarzen Zigaretten hinüber. „Willst Du?"

„Nein, – doch ja", verbesserte sich der Student und hob seine gefessselten Hände. Einer der Polizisten, es war der Lange, entzündete eine Zigarette und schob sie ihm zwischen die zerschundenen Lippen. Ali Cherif sog gierig den Rauch ein. Es schwindelte ihn. In der Herzgegend spürte er ein schmerzhaftes Brennen.

Mühsam hob er seine gefesselten Hände zum Mund und nahm die Zigarette heraus. „Die Gestapo wurde doch verurteilt", flüsterte er, „ich weiß es ganz sicher, der Herr Professor für neue Geschichte hat es uns sogar genau vorgetragen, sie hat Menschen gequält und gefoltert –", er unterbrach sich verwirrt.

Der Kommissar blickte ihn nachdenklich an. „Bist wohl ein Kommunist, was?" fragte er lauernd.

„Nein", erwiderte der Gefangene voll Abscheu, „ich bin kein Kommunist, und ich werde auch nie einer werden."

Der Kommissar lächelte. „Wird Euch aber doch nichts helfen, die Kommunisten werden schon allmählich in Eure schöne FLN einsickern."

„Ich weiß nichts von der FLN, nicht mehr, als man im Radio hört und in den Zeitungen liest –"

Der Kommissar starrte ihn finster an. Dann zwang er sich noch einmal zur Ruhe. „Hör noch einmal zu, Ratte. Du willst doch weiterstudieren?"

„Ja," stieß der Gefesselte schnell heraus, „ich muß, ich muß, weil –"

Der Kommissar machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ich weiß schon, die Familie! Und Du kannst auch weiterstudieren, wenn Du uns den Namen und den Aufenthalt sagst. Siehst Du, da sitzen die Ratten in der Rue de Corse in Tunis oder der Sharia Khalio Sarwat Pasha in Kairo, und ihre Emissäre streifen durch die Gegend, verkriechen sich in den Djebeln und in den Winkelgassen der Kasbah oder der Medina, und Du, Du bist bei uns. Ich muß den Namen haben –"

Der Student fing haltlos zu weinen an. Der Kommissar warf den Polizisten einen triumphierenden Blick zu. Die entzündeten sich der Reihe nach Zigaretten. Nun, das Theater war doch gleich vorbei. Sie würden noch vor Morgengrauen ins Bett kommen. Sie standen regungslos und störten den Gefangenen nicht beim Weinen. Das darf man nicht. Jetzt könnte eine Ohrfeige alles verderben, jetzt war die Entscheidung da. Entweder er würde zusammenbrechen; oder es würde von neuem losgehen.

Endlich verstummte der Student. Er hob sein zerschundenes, tränenüberströmtes Gesicht und blickte den Kommissar unverwandt an. „Monsieur, ich weiß, alles, alles ist nur ein Irrtum. Sie sind der Vertreter der Ordnung, sie sind die Polizei. Sie sorgen dafür, daß niemandem Unrecht geschieht und niemand bestohlen und beraubt, überfallen wird. Sie repräsentieren Frankreich, die grande nation. Sie glauben, ich wüßte etwas, was für Sie das Böse ist. Sie sagen, Sie beschimpfen sich selbst, wenn Sie sagen, Sie wären die Gestapo. Das war doch etwas Böses, das darf doch alles gar nicht sein, so etwas wird bestraft –"

Der Kommissar sprang auf. „Wer verliert, der wird bestraft, Bürschchen, nur wer verliert. Du willst also nicht? Du willst unsere Zeit mit Volksreden stehlen? Du glaubst, wir fielen darauf herein?" brüllte er und verlor allmählich seine Fassung. „Du dreckiger, elender Araber, Du glaubst, wir unterhalten uns mit Dir Kreatur? Wie heißt der politische Gauner, heraus mit der Sprache?"

Die Polizisten warfen hastig die Zigaretten weg und zertraten sie schnell am Boden. Ihre Muskeln spannten sich. Mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen starrte der Student den Kommissar an. Gerade hatte er noch so gütig, vernünftig gesprochen? Ali Cherif erhob sich torkelnd und stand nun vor dem Schreibtisch. „Ich weiß es nicht, Allah ist mein Zeuge, ich weiß es nicht, es war nur ein Fremder, den ich nie zuvor gesehen hatte –"

Der Kommissar erhob sich ebenfalls. „Auf den Tisch", sagte er kalt. Die Polizisten ergriffen den Gefangenen von neuem und führten ihn durch die gegenüberliegende Tür. Diesmal aber

ging es nicht ins Badezimmer. Die Polizisten pfiffen dabei den Marsch der „Brücke am Kwai“. Ali kannte die Melodie; er hatte sich den Film immer ansehen wollen, aber er hatte das Geld gespart. Vielleicht, dachte er nun verloren, hätte ich die paar Francs doch opfern sollen, vielleicht werde ich diese „Brücke am Kwai“, deren Melodie so schneidig klingt, nie mehr sehen.

Dann schnallten sie ihn auf eine Art Operationstisch; nur, daß er nicht mit weißen Leinenlaken bespannt war, sondern aus gewöhnlichem harten Holz bestand. Sie schütteten einen Kübel Wasser so jäh über ihn, daß er zusammenfuhr. Dann steckten sie ihm irgendetwas in beide Ohren. Ali Cherif konnte es nicht genau sehen, es fühlte sich an wie kleine Stäbe. Er kam aber nicht zum Überlegen, denn nun stellte der lange Polizist, mit einem flüchtigen Blick auf den Gefesselten, den Kontakt her und schloß den Stromkreis. Der Student schrie auf wie ein Tier und versuchte sich hin und her zu werfen. Aber die Fesseln hielten eisern. Immer wieder jagte ein Stromstoß durch seinen Körper.

Der Kommissar stand mit einer erbitterten und gekränkten Miene daneben, als würde ihm ein großes Unrecht angetan; er glaubte einfach nicht, daß der Gefangene tatsächlich nichts wußte.

Aber, was Ali Cherif auch wirklich nicht wußte, war, daß er ein schwaches Herz hatte. Er hatte auch nie Sport getrieben oder sich sonst hervorgetan, wo körperliche Tugenden zu beweisen waren. Seine Familie ahnte dies, darum schickten sie ihn, der überaus begabt war, zur Schule. Er sollte es leichter haben.

Beim vierten Stromstoß war er tot.

Der lange Polizist merkte es erst, als er zum fünftenmal ansetzen wollte. „Maudit!“ rief er aus, „der Makkabäer ist kaputt!“

„Merde“, sagte der Kommissar überrascht, „er ist ausgekommen!“ Voll Mitleid betrachtete er den Toten. Aber nicht Mitleid mit dem Studenten, sondern mit sich, weil er nun den Namen des politischen Beauftragten der FLN nie mehr erfahren würde. Und wie nahe war er daran gewesen.

„Die Burschen haben eben kein Mumm in den Knochen“,

murmelte der lange Polizist und schnallte den Toten widerwillig los.

„Ohne großes Aufsehen“, befahl der Kommissar; „es sind amerikanische und deutsche Journalisten angesagt, und da wäre es eine schöne Schweinerei, wenn jemand den Toten sehen würde.“

„So müssen wir noch heute nacht den Makkabäer verscharren?“ fragte einer der Polizisten, der schon gerne zu Hause gewesen wäre. Sein einziges Töchterlein, das nach so langer Ehe endlich angekommen war, bekam die ersten Zähne, und die Frau war etwas unbeholfen. In diesen Zeiten wagte sich ja doch kein Arzt auf die Straße, wenn wirklich etwas Ernsteres, Fraißen oder so etwas, los sein sollte.

„Selbstverständlich“, befahl der Kommissar, „nehmen Sie einen gedeckten Wagen und beeilen Sie sich.“

„So ein Schwein“, sagte der Polizist wütend.

„Ich habe nicht geglaubt, daß er uns doch noch Scherereien machen würde“, schloß der lange Polizist das Gespräch, und dann hoben sie ihn auf und trugen ihn hinaus.

Das war zugleich der Epilog auf Ali Cherif.

*

Sein Bruder Mohammed saß mir lange Zeit schweigend gegenüber. Er führte nun schon seit einem Jahr eine section der ALN. Er war als besonders erfolgreicher Franzosenjäger in der ganzen Wilaya bekannt. „Mutter starb sechs Monate danach. Sie wartete immer noch, daß Ali zurückkommen würde. Aber wir Männer wußten Bescheid, denn die Polizisten haben ihn nur sehr oberflächlich vergraben. Ein alter Mann, der nicht schlafen konnte, saß vor seinem Haus und sah, wie sie etwas abluden. Er schlich ihnen nach und brachte uns die Botschaft; er kannte unsere ganze Familie. Wir haben ihn still begraben, Mutter haben wir es erspart. Als sie vorausgegangen war, da brachen wir auf. Die Schafe brachten wir mit, wir konnten ja keine Gewehre mitbringen“, entschuldigte er sich. „Vater fiel kurze Zeit danach. Er

war nicht mehr schnell genug. Aber wir drei, wir haben unserm Bruder Ali Cherif schon viele Franzosen nachgeschickt."

Er blieb regungslos und verzog auch keine Miene, als ich fragte: „Was wurde mit dem Kommissar?"

„Wir konnten in diesem Raume noch nicht richtig operieren," sagte er, „aber demnächst –" er brach unvermittelt ab, als fürchte er sich, irgendein Aktionsgeheimnis zu verraten.

„Ich werde darüber schreiben", sagte ich erregt, „alle Welt soll es wissen!"

Er blickte mich ausdruckslos an. „Es ist gut", sagte er schließlich, „Ali war ja nur einer von Vielen. Der aus der Nebenzelle, dem es genau so erging und der dann mit ‚Beherbergungslager' davonkam, von wo er schließlich fliehen konnte, hatte nur ein stärkeres Herz. Er hat uns die ganze Geschichte erzählt. Schade, daß Ali so ein schwaches Herz hatte", schloß er und stand auf.

„Salem alai kum!" sagte ich mit trockener Kehle. „Über Dir der Friede! Und – Erfolg!"

„Mektub", versetzte er leise. „Es steht geschrieben!" – und fügte scharf hinzu: „Jaskut la fransa!" „Nieder mit Frankreich!" Dann ging er zu seinen Leuten, die ihn geduldig auf der anderen Seite der Straße erwarteten.

*

Nur eine kleine, ganz kleine Geschichte vom Rande des algerischen Freiheitskampfes, und dennoch symptomatisch. Nur einer von jenen Hunderten und Tausenden, die in die unbarmherzigen Hände der französischen Justiz fallen, – von den anderen erfährt die Welt nichts. Der Fall der schönen Djamila war eine Ausnahme. Nur ganz, ganz selten kann so ein entsetzlicher „Fall" die Schallmauer des offiziellen Schweigens, das Frankreich um seine Verhörmethoden in Algerien gebaut hat, durchbrechen. Dann aber stehen hinter dem Verhafteten einflußreiche Freunde, die die öffentliche Aufmerksamkeit erwecken können. Etwa der Universitätsdozent Maurice Audin, einer jener intellektuellen Kommunisten Frankreichs, die einst die geistige Elite

des Widerstandes bildeten und heute die Salons von Paris bevölkern.

Audin war zur Zeit seiner Verhaftung, im Juni 1957, ganze fünfundzwanzig Jahre alt. Er wurde verhaftet; warum, erfuhr die Öffentlichkeit nicht. Am 21. Juni wurde der 35jährige kommunistische Chefredakteur Henri Alleg dem verhafteten Audin im Verhörzentrum der Paras, El Biar, gegenübergestellt. Audin sollte auf Alleg einwirken, irgendwelche Pläne zu verraten, sonst würde er erleben, was mit Audin geschehen war.

Professor Maurice Audin war aber physisch gar nicht imstande, Chefredakteur Alleg zuzureden. Er stöhnte nur: „Es war furchtbar!", und sank ohnmächtig zusammen. Dann schleiften ihn die Fallschirmjäger aus dem Raum.

Alleg, ein harter Bursche, überstand die Hölle von El Biar, und es gelang ihm, ins Zentralgefängnis von Algier übergestellt zu werden. Dort verfaßte er eine Zusammenstellung seiner Erlebnisse unter dem Titel „La Question". Das ist der mittelalterliche Ausdruck für Tortur. Diese Erlebnisse, aus dem Gefängnis geschmuggelt, erschienen, durch die kommunistischen Genossen Allegs propagiert und vertrieben, sehr bald in Frankreich und erregten großes Aufsehen. Auch in den USA und in der Deutschen Bundesrepublik befaßte sich die Presse mit dem grauenhaften Bericht des kommunistischen Chefredakteurs. Vielleicht gab Alleg den französischen Behörden in Algier politischen Anlaß zu seiner Verhaftung. Daß er Kommunist ist und für die kommunistische Weltauffassung eintritt, konnte allerdings der Grund nicht sein. Frankreich ist ja der Staat, der die Existenz seiner IV. Republik ausschließlich auf der Tätigkeit des französischen Maquis aufbaute, und bekanntlich stand auch de Gaulle auf dem Boden der Achse Paris-Moskau, – und steht es wohl auch heute noch.

Wer sich über Deutschland, auch wegen der Unterdrückung der kommunistischen Gefahr, zum Richter aufwarf, der hat keine moralische Entschuldigung für solche Unterdrückungsmethoden.

Der 25jährige Professor Maurice Audin aber, der war kein kommunistischer Chefredakteur. Er gehörte wahrscheinlich zu

jenen intellektuellen Kreisen Frankreichs, die doch der Stolz der französischen „Zivilisation“ sind, die mit ihrem pseudowissenschaftlichen und anarchistischen Gift die ganze westliche Welt zersetzen. Persönlich mußte er ein außerordentlicher Mensch gewesen sein: 1956 wurde seine Doktorarbeit von *allen* Fakultäten der berühmten Sorbonne mit der höchsten Note bewertet. Das war *einmalig* in der Geschichte der Sorbonne. Umso bedeutsamer, als der Vater Audins ein Franzose, seine Mutter aber Algerierin ist.

Maurice Audin wurde verhaftet und ist seither – verschwunden. Er ist einer der zahllosen „Verschwundenen“ des Geisterheeres der französischen Verhörzentralen. Menschen, für die es keine Rückkehr gibt ...

Selbstverständlich erregten sich seine Berufskollegen, und die französischen Behörden bequemten sich dann zu einer unglaublichen Erklärung: Maurice Audin sei wohl verhaftet worden, aber – er sei entflohen und aus dem Gesichtskreis französischer Truppen spurlos „verschwunden“.

Ein Pech für diesen offiziellen Betrug, daß die Franzosen selbst so töricht waren, gleich selbst den Gegenbeweis ihrer Behauptung zu liefern: *nach* dem angeblichen „Verschwinden“ Audins stellten sie Alleg Audin am 21. Juni 1957, ausgerechnet zu einer Zeit also, da sich Audin bereits auf seiner mysteriösen Flucht befinden sollte, in El Biar gegenüber.

Der Rektor der Universität von Caën, Professor Daure, erklärte daher auch dem Herrn Innenminister, man könne schließlich doch von keinem denkenden Menschen verlangen, an die Version der Flucht Professor Audins zu glauben. Frankreich stehe vielmehr vor einem neuen Fall Dreyfus. Er unterscheide sich lediglich von diesem dadurch, daß man offenbar das Urteil schon vor dem Prozeß gefällt und anscheinend auch schon vollstreckt habe. Die einzige Begründung für den „Fall“ Maurice Audin könne nur sein, daß Professor Audin mit der algerischen Freiheitsbewegung sympathisierte.

Hier schnitt der mutige Rektor Daure den Kern der Affäre

Maurice Audin an. Was heißt Kommunismus, was heißt alles andere? Audins algerisches Blut! Das Erbe seiner Mutter rief ihn auf die Seite der Landsleute seiner Mutter. *Das* war seine große Schuld.

Sehr groß kann sein aktiver Anteil am algerischen Freiheitskampf nicht gewesen sein. Ein Student, der als Bester auf der Pariser Sorbonne promoviert, der überdies jung verheiratet ist, hat kaum Zeit zu einer aktiven politischen Tätigkeit. Aber schon die Sympathie ist strafbar, der Freundeskreis – Frankreich, wohin bist Du gekommen!

Steigen vor meinen deutschen Lesern bei diesem Fall Audin nicht gespenstisch jene Tage von 1945 herauf, als die entmenschte Meute in den Straßen von Paris wehrlose deutsche Landser abschlachtete, – und dabei nicht fragte, wo die Mitgliedskarte der NSDAP sei, auch nicht, ob der Soldat für oder gegen Hitler gewesen. Sie wurden erschlagen, weil sie *Deutsche* waren! Und deshalb warten noch Tausende deutsche Mütter und Kinder auf ihre Söhne und Väter, die nie mehr wiederkommen werden, weil sie „verschwanden", so spurlos wie der unglückliche Maurice Audin.

Die Regierung Gaillard überwies der jungen Frau des „verschwundenen" Professors Audin von der Universität Algier weiterhin jeden Monat einen Betrag, etwa in der Höhe seines Gehaltes. Damit aber gesteht Frankreich indirekt ein, was wirklich geschehen ist. Denn für einen Professor, der sein Amt „verließ", zahlt man doch kein Gehalt an seine Frau aus!

General Zeller aber, der im Herbst 1957 mit der Untersuchung der Methoden im Verhörzentrum der Paras in El Biar beauftragt war, gab pathetisch vor der Nationalversammlung bekannt, er habe beim Fallschirmjägerkommando nichts gefunden, was darauf hindeuten könnte, daß Verhaftete mißhandelt oder gar gefoltert würden . . .

In dieser Atmosphäre entsteht eine Jugend in Algier, die zur Zeit in der Welt nicht ihresgleichen hat.

*

Inmitten der Moudjahidines lernte ich ein junges Mädchen kennen, das, wie viele algerische Frauen, in den vordersten Reihen des Kampfes steht.

Erschüttert von der beispiellosen Hingabe an die Sache, dem Fanatismus, der alles beseelt, fragte ich sie, wie das alles weitergehen sollte, wer am Ende den Trümmerhaufen jemals wieder aufbauen würde.

Sie warf ihre Zigarette im weiten Bogen weg und lachte. Dann antwortete sie gelassen: „Sei nackt wie ein Schwert, und schneide ins Fleisch der Welt. – Algerien und Frankreich, sieh, das ist wie zwei Sterne." Sie setzte ab und blickte mich einen Augenblick nachdenklich an, wohl überlegend, ob ich sie auch verstehen könnte. „Sterne, die in verschiedene Richtungen wandern. Aber selbst, wenn sie nebeneinander wandern würden, sie könnten dennoch niemals zusammen kommen!"

Es war wie ein Zauber! Wenn ich nicht ganz genau wüßte, daß dieses elegante Mädchen an meiner Seite nicht Laila ist, Laila, die ich vor wenigen Tagen noch in der verschlissenen, grüngelben Uniform gesehen hatte, die Maschinenpistole nie aus der Hand legend, und jetzt, – ihre eleganten, hohen Absätze wippten, weil ich nicht antwortete, etwas ungeduldig auf und ab. Ihr dunkelbraunes Haar fiel in dichten Locken herab und verbarg einen schlanken Hals. Ihre langen, schmalen Finger, die bestes berberisches Blut verrieten, spielten nervös mit der dunklen Handtasche, die gefällig zu ihrem hellen Kleid kontrastierte. Ihre hellgrauen Augen aber musterten mich forschend.

„Du bist eine Gezzana", lächelte ich, „eine wirkliche Zauberin!"

Sie blickte mich kühl an.

„Wann wirst Du fertig studieren?" fragte ich.

Ihre schmale Hand machte eine wegwerfende Bewegung. „Ist das wichtig?"

Ich wußte darauf nichts zu antworten. Und ob das wichtig war! Sie hatte das Studium aufgegeben, als ihre beiden Brüder gefallen waren und entfloh der Sorbonne, als habe sie nie Me-

dizinerin werden wollen, eine Ärztin, die mithalf, die Tuberkulose zu bekämpfen. Sie war so blutjung, kaum zweiundzwanzig Jahre, und konnte doch ihre Taten noch gar nicht richtig abwägen, nicht ihre Wirkungen abmessen. Ich wollte es ihr sagen, aber ich fürchtete mich davor. Deine Zunge ist wie ein Pferd, sagen die Algerier; behütest du sie, wird sie dein Schutz sein, verrätst du sie, wird sie dich verderben! Ich schwieg.

„Fange nur nicht an mit Chancen des jungen Lebens und so", sagte sie plötzlich heftig; „auch wenn Du noch so viel nachdenkst, Du wirst uns doch nie verstehen!"

„Ich weiß", versetzte ich resigniert. „East is east and west is west!, – der gute, alte Rudyard Kipling!"

„Das habe nicht *ich* gesagt", verteidigte sie sich schnell und lächelte. Eine alte, häßliche Beduinenfrau blieb bettelnd vor uns stehen und hielt uns ihre unsagbar schmutzige Hand hin. Laila bekam einen roten Kopf. Sie wollte die Alte scharf anfahren, aber ich war schneller: „Allah atik!", wehrte ich sie ab, „Gott wird Dir vergeben!" Die Alte blickte mich verwirrt an, verbeugte sich und ging wortlos weiter. Sie war zufrieden, obgleich ich ihr nichts gegeben hatte. Einem dicken, gutmütigen Amerikaner, der ihr ein Geldstück hinwarf, schenkte sie trotz ihrer hastig gemurmelten Dankesworte einen bitterbösen Blick.

„So einfach ist das", lachte das Mädchen neben mir spöttisch, „man muß nur den rechten Ton treffen."

„Ich fürchte", entgegnete ich langsam, „bei Dir habe ich den rechten Ton aber nicht getroffen!"

Sie sah mich einen Augenblick belustigt an und senkte dann schnell ihren Blick. Entzückt beobachtete ich ihre langen, dunklen Augenwimpern.

Einmal hatte mir ein geschwätziger Hotelportier in Sfax erzählt, daß getrocknetes Hyänenhirn ein unfehlbares Amulett sein soll, fähig, leidenschaftliche Liebe hervorzurufen. Darum wird in abergläubischen Beduinenstämmen Liebe, die wirkliche, irrsinnige Liebe, auch oft Deba genannt, Hyäne. Aber woher sollte man in einer solchen eleganten, beinahe europäischen Stadt

eine Hyäne hernehmen? Ich mußte mir gestehen, daß meine Chancen schlecht standen; mehr als das, sie bestanden überhaupt nicht.

Vor langen, langen Zeiten herrschte unweit Algiers ein machtvoller Barbareske, unerschrocken und tollkühn. Seine Piratenschiffe, in deren Bäuchen Hunderte christlicher Sklaven ruderten und Tod und Hölle auf sein brennendrotes Haar herunterwünschten, durchpflügten das blaue Mittelmeer. Er hieß Hussein Talem, und sein Herz war so stark wie sein Arm.

Mitten auf einer seiner Fahrten stieß er wieder einmal auf ein Frankenschiff, kaperte es und ließ die Männer über die Klinge springen oder machte sie zu Sklaven, ganz wie es ihm gefiel. Da brachte man ein junges Weib vor ihn, das sich bis zuletzt versteckt hatte. Hussein Talem war wie vom Blitz getroffen. Ihr Haar leuchtete wie helles Gold, und ihre Augen waren tief und blau wie das Meer, wenn die freundliche Sonne darauf ruhte. Er schenkte den überlebenden Gefangenen Leben und Freiheit und nahm nur die Schätze der Galeere und das Weib mit sich, das er Annaya nannte. Sie wurde die schönste Blume seines Harems, und die anderen Frauen murrten, denn er hatte sie über Annaya vergessen.

Als aber die Schale seines Glückes sich füllen sollte und er von ihr einen Sohn zu erwarten hoffte, da erkrankte sie plötzlich und siechte dahin. Er war rasend vor Schmerz und Wut. Da riet ihm ein weiser Marabut, eine Moschee zu Allahs Ruhm und Ehre zu erbauen und dort für das Weib zu beten.

Sogleich befahl Hussein Talem den Bau, und die Moschee wuchs in einigen Tagen empor. Zierliche Arabesken schmückten den Bau. Es schien, daß Annaya sich erholen würde; sie erblühte wie noch nie.

Da brach Hussein Talem glücklich auf, um nach Mekka zur heiligen Kaaba zu pilgern und Allah zu danken, daß er ihm sein Weib erhalten hatte.

Aber, als er wenige Tagreisen von Algier entfernt war, holte

ihn auf schweißnassem Pferd ein bebender Bote ein: Annaya war entflohen! Mit einem Sklaven!

Wie vom Donner gerührt wandte sich Hussein Talem um und kehrte zurück. Was dann kam, erlebte er nur im Traum. Sie griffen sie auf und brachten sie heim. In der Moschee, die ihr zu Liebe erbaut worden war, starb sie dann den Tod, den die Sure 4 befiehlt: „Wenn eure Frauen die Ehe brechen, laßt die Tat durch vier Zeugen feststellen. Ist die Tat bezeugt, sperrt sie in eure Häuser ein bis zu ihrem Tode, es sei denn, daß Gott ihnen eine andere Lösung gewährt."

Es half nichts, daß er sich allen Frauen zuwandte, die ihm überreich boten, was er suchte. Seine Seele war leer, und die Sehnsucht nach der einen Unerreichbaren hatte sein Herz krank gemacht. Er fiel bald danach auf hoher See, und alle, die es sahen, sagten, er habe immer nach Maghreb geschaut, nach Sonnenuntergang, dorthin, wo damals das fremde Schiff auftauchte, und so den Säbel übersehen, der von Osten kam.

„Was hast Du?" fragte das Mädchen an meiner Seite nervös.

„Mir fiel nur eine alte Geschichte ein, die sich jeder in der Kasbah erzählt", sagte ich ausweichend, „die Geschichte einer unerwiderten Liebe."

Sie lächelte geringschätzig. „Alte Geschichten sind vergangen, wir aber leben heute!"

„Wenn ihr einmal gesiegt habt", fragte ich behutsam, „was wirst Du dann tun?"

Sie blickte mich erstaunt an. „Darüber habe ich noch nie nachgedacht, auf so etwas sinnen wir alle nicht. Wer weiß, wer den Sieg erleben wird? Ja, wenn –", sie dachte nach. „Ich muß fertig studieren und –", sie errötete, „ich muß viele, viele Kinder haben! Es sind zu viele gefallen. Dann müssen wir arbeiten, arbeiten –"

„Und *leben?*" fragte ich leise. „Wann wirst Du leben?"

Sie lachte hell auf: „Aber *das* ist doch das Leben – kämpfen für das Vaterland, in ständiger Gefahr sein, und dem Mann, den man liebt, Kinder schenken! Was soll denn sonst das Leben sein?"

Spöttisch wies sie auf die eleganten Französinnen, die in den letzten Pariser Modellen und einem Hauch von Parfüm an dem Café vorüberschlenderten: „Das vielleicht?“

Ehe ich sagen konnte, daß ich mir eine Frau nicht immer gerade mit einer Maschinenpistole unter dem Arm vorstellen könnte, kam ein kiftrunkener, alter Araber ins Café. Er torkelte auf mich zu, da er mich als Europäer erkannte, und lallte: „Vive la fransa!“ Ich schwieg. Er wollte sich an unseren Tisch setzen, aber der italienische Kellner packte ihn und stieß ihn auf die Straße zurück.

Laila war totenblaß geworden. „Er stinkt von Kif“, sagte sie mühsam, und ich sah, wie sehr sie sich zwang, ihre Scham über diesen Anblick zu unterdrücken.

Ich lachte. „Es liegt mehr zwischen eurer Sehnsucht und dem Sieg, als nur die Armee des General Salan“, sagte ich trocken, „auch das bißchen Hanf, das, feingeschnitten mit Tabak vermischt, geraucht wird.“

Sie blickte mich glanzlos an. Meine Worte taten mir leid, denn nun hatte ich ihr weh getan.

„Der Chejtan lauert überall“, flüsterte sie, und ihre hellen Augen verdunkelten sich so stark, daß ich mit einemmal wußte, warum sie nach lêil, der Nacht, benannt worden war: „Es wird sich viel ändern müssen, ehe bab es slam, das Tor des Friedens, sich für uns öffnet. Aber eines darfst Du mir glauben: die Alten sterben ab, und wir Jungen, wir bauen eine neue Zeit!“

Ich schloß die Augen. Die blaue Blume, die wir selbst einst als Jungens suchten, die blaue Blume, von der dieses algerische Mädchen wohl nie im Leben gehört hatte, gaukelte noch immer vor den unerreichbaren Höhen der Sehnsucht einer schwärmerischen Jugend.

„Heute abend“, sagte sie plötzlich ganz sachlich, als ob sie mit mir weiter über die Fragen der UGTA, der „Union générale des Travailleurs Algériens“, der nationalen Gewerkschaft, für die sie hauptsächlich tätig war, diskutieren würde, „heute nacht bin ich frei –“

Ich blickte sie sprachlos an. Alles an diesem seltsamen Mädchen war Zurückhaltung, und ganz deutlich zeigte sie die Grenzen an, die gezogen waren, wenn sie sich auch noch so freundschaftlich unterhalten hatte. „Ja", versetzte ich zögernd und unsicher.

Sie schaute auf den kleinen viereckigen Marmortisch nieder, an dem wir saßen. Eine Gruppe Paras ging, die roten Baretts keck hinter die Ohren geschoben, an dem Café vorbei. Sie hatten dienstfrei, ein Umstand, der selten genug eintrat. Sie blickte nicht auf.

„Wie sind sie eigentlich? fragte sie vorsichtig; „sind sie schön?"

„Wer?" entgegnete ich verblüfft.

„Die deutschen Frauen?" fragte sie ungeduldig.

Ich räusperte mich. „Nun", sagte ich, „sie sind gut."

Sie nickte. „Und die Söhne?"

Ich lachte verlegen. Wie sind eigentlich die Söhne? Wer kann das wissen? Aber sie hatte gar keine Antwort erwartet. „Wenn bei uns ein Mann einen Sohn hat, auf den er besonders stolz ist oder den er außerordentlich liebt, dann legt er seinen bisherigen Namen ab und nennt sich nach ihm. Ali Vater des Ali zum Beispiel. In der Regel allerdings", erklärte sie altklug, „nennen sich die Söhne nach den Vätern. Mohammed Sohn des Ali zum Beispiel; verstehst Du das?"

Ich nickte. Das Band des Blutes. Stärker als alles, alles andere.

Ein kleiner Kellner, der uns zuerst bedient hatte, ein Araber, schlenderte unschlüssig an unseren Tisch heran. Er fragte, ob ich arabisch verstünde. Sie verneinte. Dann sagte er etwas schnell, überstürzend. Darauf ging er langsam weiter und holte mit gleichmütigem Gesicht ein paar leere Tassen von einem Nebentisch.

Sie war etwas blaß geworden. Oder schien es mir nur so? Dann sagte sie unsicher: „Wir müssen unser Treffen verschieben, ich habe soeben eine Nachricht bekommen, auf die ich schon tagelang wartete."

„Geht es wieder zum Einsatz?“ fragte ich, und wunderte mich, wie ruhig meine Stimme klang.

Sie wich aus. „Ich habe zu tun“, sagte sie unbestimmt. Es entstand ein langes Schweigen. Dann erhob sie sich zögernd. „Es muß sein“, sagte sie zum Abschied. „Nächste Woche, wenn ich wieder da bin, dann bist Du wohl schon in Kairo?“

Ich nickte. Wahrscheinlich schon in Gaza, oder in Beirut. Ich lächelte beherrscht, und es wurde weiter kein persönliches Wort zwischen uns gewechselt. „Inschallah!“ Wie Gott will!

Wehmütig blickte ich ihr nach, bis sie in der bunten Menge verschwunden war. Sie ging ruhig, beinahe gelassen, und doch konnte jeder Schritt sie dem Tode, oder, was noch ärger war, der Folter, näher bringen.

Wenn die Araber den Gang einer schönen Frau besonders loben wollen, sagen sie: sie schreitet wie ein Kamel. Die dummen rumi lachen dann, weil sie an den Pyramiden oder gar in ihren zoologischen Gärten nur die schweren Lastkamele sehen, deren Paßgang plump, aber sicher ist, weil sie keine Hufe, sondern nur Schwielensohlen besitzen, die dem Sand der Wüste angemessen sind. Die Reitkamele aber, die es an Schnelligkeit meist mit dem Pferd aufnehmen, wippen ihren Reiter graziös in die Ferne. Diese Reitkamele bestimmen den Gang der Karawane; sie sind oft des Arabers einzige Freude. Er besingt sie und vergleicht sie mit dem höchsten Gut, das ihm Allah in seiner Güte schenkte, dem Weibe.

Ich allerdings hatte mit Kamelen kein Glück. Erst vorgestern hatte ich ein weidendes Tier knipsen wollen, aber als ich die Kamera hob, fletschte es die Zähne und galoppierte in solcher Eile auf mich zu, daß mich nur ein schneller Sprung seitwärts rettete. Nein, ich hatte kein Glück mit Kamelen!

Für den, der sie fühlt, lebt die Liebe in jedem Grashalm, sagt ein algerisches Sprichwort, für die anderen aber liegt sie unter einem Berg begraben.

Manchmal unter sehr hohen, unüberwindlichen Bergen . . .

Müde stand ich auf, zahlte und ging langsam in mein Hotel.

„Du bist traurig, rumi", sagte die alte Araberin, die hoch droben unter dem Hoteldach eine vorsintflutliche Bügelrolle bediente und in unglaublich kurzer Zeit meine Unterwäsche wusch und bügelte. Sie hatte zwanzig Jahre ihres Lebens in Neapel verbracht und sprach ein noch schlechteres italienisch als ich. Aber wir verstanden uns, die runzelhäutige Afra und ich. Und das war schließlich die Hauptsache.

„Es ist nichts", entgegnete ich unwirsch, und die Alte lachte, daß ihre Falten sich vertausendfachten. „Wer mit der Katze spielt, muß ihr Kratzen vertragen", sagte sie spöttisch; „vielleicht gefiel ihr ein anderer besser, vielleicht aber war es eine von den Ghulen."

Ich lachte, denn es war so typisch für Afra, sofort hinter allem einen Zauber zu vermuten. Nein, eine Ghule war sie nicht, ein Wüstendämon, der je nach Belieben sein Geschlecht ändern kann und damit die Fremden auf einsamen Karawanenwegen überfällt, ihn alle Höhen und Tiefen auskosten und dann sitzen läßt. Plötzlich stutze ich. Eher schon ein Si'lat, ein Dämon, der mit dem Opfer sein erbarmungsloses Spiel treibt. Aber was konnten mir alle Geister, alle Djinnen helfen!

Die Alte wiegte mißmutig ihren Kopf. Ich fürchte, obgleich sie den ganzen lieben Tag mit Wasser und Seife umgeht, beide dürften schon einige Zeit mit ihrem Kopf nichts zu tun gehabt haben. „Das Herz liegt zwischen den Fingerspitzen Allahs, er kann es drehen, wie er will", murmelte sie und blickte mich mitleidig an. „Du bist einige Tage schon sehr spät nachts nach Haus gekommen, das kann nie gut sein; wenn der Zaubaa, der Geist des Sturmwindes, vom Süden her gegen die Stadt jagt und die tollen Geister auf großen Krügen reiten, dann schließt man die Türen und Tore und bleibt zu Hause. Du aber warst weg. Und nun schaust Du, als ginge die Welt unter!"

Ich lachte wider Willen. „Es geht keine Welt unter, und auch sonst hat es nichts zu bedeuten. Ich habe zu viel getrunken und bin krank, das ist alles!"

Sie blickte mich mit ihren funkelnden, schwarzen Augen

nachdenklich an. „Es ist lange her", sagte sie halblaut, wie wenn die alte Malteserin sie ja nicht hören dürfte, die am anderen Ende des langen, schmalen Ganges die Wäsche aussortierte, „daß ich um einen Mann weinte. Und ich war ihm dabei gehorsamer als ein Finger seiner Hand. Er hat mich doch verlassen. Er hat mich alle Bitterkeit so lange kosten lassen, bis sie süß wurde. Denk einfach nicht mehr an sie! Sonst wird sie Dich in eine Eidechse verwandeln, die der nächste Fuß zertritt!"

„Oh nein", widersprach ich müde, „so ist das nicht. Sie dient einem anderen Stern, einem, der so hoch steht, daß ich ihn nie erreichen kann." Ich erzählte der alten Araberin die seltsame Geschichte zwischen mir und einer jungen Frau, die gerade jetzt vielleicht im Feuer der französischen Truppen zu den Bergen hetzte.

Sie schwieg lange. Ihre Augen waren wie erloschen, als ich sie wieder anblickte. „Ich verstehe das alles nicht", murmelte sie, „das Herz wird mir schwer, denn ich habe vier Enkelkinder, und drei davon sind auch bei den Moudjahidines, und nur Allah wird wissen, ob ich sie wieder sehe. O rumi, Allah hat die Liebe in hundert Teile geteilt, heißt es, neunundneunzig aber hat er für sich behalten, und nur einen einzigen Teil hat er uns Menschen gegeben. Was unter uns Menschen an Liebe ist, kommt von diesem einzigen Teil. Wie sollte da jeder genug bekommen?" Sie seufzte.

Ich schwieg. Darauf gab es keine Antwort. Aber so mußte es wohl sein in der Welt. Nur so war all das große Leid zu erklären.

„Weißt Du, rumi", fragte Afra plötzlich, und ihre Äuglein funkelten vor Lust wie die einer alten Kupplerin, „daß Saida mir gestern sagte, ihre Tochter frage immer wieder nach Dir?"

Ich wußte weder, wer Saida sei, noch hatte ich jemals ihre Tochter gesehen. Afra wollte schier vergehen vor lauter Verwunderung über solche Dummheit. Deutlich war in ihrem Gesicht zu lesen: so blöde kann halt nur ein rumi sein. Also, die Saida, die drei Häuser weiter wohnt und den großen Karten-

laden betreibt, wo ich stets meine Ansichtskarten kaufe, die hatte aus erster Ehe eine Tochter, die von einem Italiener stammt. Verheiratet war Saida damals nicht, – aber die Tochter sei –. Ich winke mit beiden Armen ab: „Du hast mich nicht verstanden", stöhnte ich, „ich will gar kein Mädchen kennen lernen –"

Sie kniff ihre Lippen zusammen, und ihr ganzes Gesicht war eine einzige Mißbilligung. „Zwischen Deinem Auge und Deinem Ohr, rumi, ist eine Handbreite, welche Deinen Mund lügen macht", versetzte sie gelassen und sichtlich schwer gekränkt, daß ich ihre Vermittlung so grob ausschlug.

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hellauf lachen. Meine Traurigkeit war wie weggeflogen.

Afra aber war nun totbeleidigt. „Die krumme Furche kommt vom alten Ochsen", geiferte sie böse. „Sie hat Dich verzaubert, und Du glaubst, sie liebt Dich. Sie hat ihr Herz an die Ferne gehängt, und unter ihrem Gaul wird kein Gras wachsen; sie wird entweder alles verbrennen oder selbst in Flammen aufgehen."

„Das mag schon sein", entgegnete ich würdevoll, „aber das mit dem alten Ochsen nimmst Du zurück, oder ich will von Deiner merkwürdigen Jungfrau nichts wissen –"

Sie kicherte erfreut. „Wer ein Ei stiehlt, der stiehlt auch ein Kamel!", sagte sie triumphierend. „Sie ist abends ab sieben Uhr immer allein im Geschäft. Da geht die Mutter kochen. Wann wirst Du gehen?"

„Alles Künftige ist nahe", flüsterte ich gehorsam, und ich fürchte, ich habe die brave Alte wirklich und wahrhaftig sehr enttäuscht. Denn am nächsten Tag war ich nicht mehr in der Stadt, und der große, silberne Vogel mit den zwei dröhnenden Motoren trug mich mit Windeseile ostwärts.

Mir war, als hörte ich neben den surrenden Propellern die edlen Pferde Zaubaas wiehern, und in meinen Ohren sauste und blubberte es, als wenn sich alle Djinnen ein Stelldichein in meinem armen Kopfe geben würden. Es war aber nicht der schwere algerische Rotwein, der mich zwackte, sondern die erschütternde Tatsache, daß die Maschine keine druckdichten Fenster hatte.

Ich dachte nicht an die unbekannte Tochter der Saida, sondern an Laila; denn, unser Herz liegt nun einmal zwischen den Fingerspitzen Allahs, und er allein dreht es, wie er will . . .

Die letzte Chance?

Die Armee, Seele der Nation – Eine verlorene Generation
Mein Geschäft mit Amin

Längst schon fühlte jedermann, daß die Lage unhaltbar geworden war. Die IV. Republik hatte kläglich versagt; die Pariser Politiker hatten stets mehr oder weniger, auf alle Fälle aber lange geredet, und eine Regierung hatte die andere im Eiltempo abgelöst. Die Last ihrer Unfähigkeit aber hatte immer und allein die Armee zu tragen, die zum besonderen Dank dafür dann deklassiert wurde. Neben den grollenden Soldaten und ihren Offizieren aber standen die wuterfüllten Kolonialfranzosen und brüllten ihre Verachtung Paris und seinen Machthabern laut ins Gesicht.

Im Abschnitt Algier-Sachel hatte Colonel Trinquier eine Art Zivilgarde ins Leben gerufen, Zivilisten reichlich bewaffnet und ihnen alle Vollmachten gegeben. Sie gingen teils als Hilfspolizisten, teils ganz selbständig vor. Die Terrororganisation ORAF, die „Organisation für die Wiederherstellung des Französischen Afrika", die Polizisten, die Colons, die Armee – alle, die gestern noch uneins gewesen waren und sich teilweise sogar bekämpft hatten, fanden sich in einer Front. Die erste Reihe bildete auch hier, wie konnte es anders sein, das Fallschirmjägerkorps, besonders die sechs Regimenter General Massus, und ihnen wieder voran das berüchtigte „blutige" 3. Regiment des Colonel Bigeard.

In dem entscheidenden Augenblick stürzte die gerade amtierende Regierung Frankreichs, diesmal unter Gaillard, und Pflimlin sollte das Wunder schaffen, auf das die Nationalversammlung seit Jahren wartete.

Während sich die Gemüter in dem eleganten Hotel „Saint George" in Algier erhitzten und endlose Flaschen Wein und

Champagner geleert wurden, krachten draußen in den Wilayas weiterhin die Explosionen und sprachen die Waffen ihre harte Sprache.

Die Straßen blieben nach Einbruch der Dunkelheit menschenleer, und es wurde auch weiterhin auf jedermann geschossen, der so kühn war, sich außerhalb seines Hauses zu zeigen. In Constantine gab es trotzdem täglich drei Attentate im Durchschnitt, und jeder der französischen Kommandeure und führenden Beamten lebte hinter vergitterten Fenstern und dicken Mauern, umgeben von waffenstarrenden Soldaten und Polizisten, wie in einer weißen Reservation.

In Algier war Colonel Goddart, der Chef der Sicherheitstruppen, dabei, in der Kasbah bei Tag wenigstens die Ruhe herzustellen. Immer wieder wurden wahllos verhaftete Gefangene, von den scharfen Hetzhunden der Paras umkreist, in die Gefängnisse zu Verhören getrieben. Die Ergebnisse waren im Vergleich zu diesem Massenaufwand kläglich. Colonel Goddart, dem fünftausend Mann unterstanden, gab zu, daß es innerhalb der Kasbah kaum mehr als zweihundert ALN-Soldaten gab; trotzdem wagte sich niemand, auch nicht bei Tage, ohne schußbereite Maschinengewehre in die Winkelgassen der Kasbah. Wenn es Nacht wurde, zogen sich die Fallschirmjäger eilig aus der Kasbah zurück und begnügten sich damit, die Ausgänge mit starken MG-Gruppen abzuriegeln.

In den „verbotenen Zonen", wie die Franzosen jene Gebiete nennen, in die sie sich auch tagsüber nicht wagten, es sei denn in Divisionsstärke, herrschen die Männer der FLN. Sie herrschen beinahe absolut. Sie sorgen dafür, daß ihre Befehle und Anweisungen befolgt werden. Verzweifelt mühen sich die Franzosen, durch Massenevakuierungen – sie gaben bisher zu, fünfhunderttausend Algerier evakuiert zu haben – die Dinge zu steuern und in der Hand zu behalten. Die Zusammenballung von nun vollkommen verproletarisierten Massen aber schafft nur neuen Explosionsstoff.

Die Armee organisiert eine eigene Abteilung des General-

stabes, das „Fünfte Büro“, zur psychologischen Kriegführung, und ihr Chef, Colonel Goussault, soll mit der Psychologie die fehlenden Soldaten und das notwendige Material bei der ALN-Bekämpfung ersetzen.

Ununterbrochen kreisen über den verbotenen Zonen die Militäraufklärer. Wehe, wenn sie irgendwo eine größere Ansammlung beobachten. Eilig werden Bomber- und Jabostaffeln herbeigefunkt, die dann über die Dörfer Tod und Verderben bringen.

Die „Beherbergungslager“ sind weiter überfüllt. Der Tod, der ständige Insasse der französischen KZs, kann gar nicht so hurtig sein, um Raum für die Neuzugänge zu schaffen. Sie liegen schon übereinander. Szenen, die sich 1945 in den Lagern des Ostens und auch des Westens bei deutschen Gefangenen abgespielt haben, wiederholen sich hier grauenhaft und werden womöglich noch übersteigert.

Das Elend ist nicht mehr zu überbieten. Die Konzentrationshäftlinge sind meistens junge und jüngste Männer und Frauen. Viele von ihnen sind Studenten und Facharbeiter, den Rest stellt die bäuerliche Jugend. Ihre Gesichter sind scharf und intelligent. Sie bilden einen sprechenden Gegensatz zu jenen alten, verbrauchten Männern, die vorwiegend Analphabeten sind und um eine Handvoll Sous Frankreich als Kollaborateure dienen. Sie setzen dabei ihr Leben aufs Spiel. Aber die allgemeine Not ist zu groß. Der durchschnittliche Jahresverdienst in Algerien beträgt zwanzigtausend Francs, das sind zweihundert DM! Wenn man mehr, und noch dazu ohne Mühe, verdienen will, muß man schon etwas riskieren. Wenn die Franzosen auch nicht sonderlich großzügig sind, für diese alten Analphabeten ist es ein Vermögen, wofür sie als Beisitzer oder Vorsteher irgendwelcher Komitees die „Mitarbeit der Araber“ demonstrieren. Aber sie sterben aus. So oder so; das Durchschnittsalter der Algerier liegt unter dreißig Jahren, beinahe zweiundfünfzig Prozent sind sogar jünger als einundzwanzig Jahre. Diese Jugend aber, die ist teils in

den Einheiten der ALN, teils in den Konzentrationslagern der Franzosen; oder sie ist bereit, dorthin zu gehen.

Diese kollaborierenden Alten haben nicht mehr viel Zeit zu leben. Entweder ruft sie Allah zu sich, oder die ALN schickt sie dorthin, wo sie nicht mehr kollaborieren können. Zu Beginn des Jahres 1958 starben in jeder Woche von den elftausend Muselmanen, die als Mitglieder der Spezialdelegationen Frankreich dienen, ihrer zehn. Der Tod regiert in Algerien. Auf beiden Seiten.

Am ärmsten sind die Bewohner jener „halbbefriedeten" Gebiete, deren Mechtas und Duars bei Tag von den Legionären und Paras durchgekämmt und in der Nacht von den Einheiten der ALN besucht werden.

Die Verlustlisten steigen. Während die Armee und die Regierung zugab, daß während der Kämpfe insgesamt sechstausend Personen gefallen wären, erklärte sie, daß über sechzigtausend Algerier der ALN ihr Leben gelassen hätten. Selbst die französischen Blätter ironisierten diese Art von „gezielter" Berichterstattung und schrieben, daß es nach den offiziellen Verlustlisten kaum noch einen lebenden Moudjahidines geben könnte . . .

In Wahrheit starben in Algerien bis Mai 1958 weit mehr als fünfhunderttausend Menschen, vor allem algerische Zivilisten, die an Kampfhandlungen gar nicht beteiligt waren und durch Artilleriebeschuß in zerstörten und vernichteten Dörfern, durch Bomben und Bordwaffenbeschuß, Napal-Bomben und durch die „Befriedungsaktionen" ums Leben kamen.

*

Die Uniform saß ihm wie angegossen. Er fragte höflich, ob an meinem Tisch der Platz frei wäre. Ich nickte. Er setzte sich und schlug lässig ein Bein übers andere. Ich vermochte nur mühsam ein Lächeln zu unterdrücken. Er erinnerte mich stark an jene jungen Offiziere, die wir zu Kriegsende noch an die Front bekamen, die, gedrillt im Geiste der Konvention und des Benimm, sich vergeblich mühten, ihre Schulerziehung mit den har-

ten, so gar nicht konventionellen Realitäten in Einklang zu bringen.

Er bestellte seinen Pernod und trank in kleinen, beinahe unmännlichen Schlücken. Er war offenbar nicht gewohnt, zu trinken, er tat es nur, weil es so üblich war. Ich wunderte mich, daß er ausgerechnet in dieses wenig stattliche Bistro gekommen war; er paßte so gar nicht zu den wenigen Arbeitern und kleinen Angestellten, die sich hier kurz nach der Arbeit einen genehmigten.

Ich trank meinen obligatorischen Rotwein, heute aber mit Vichy. Nach einer Weile fragte er höflich: „Sie sind Amerikaner, Monsieur?"

Ich verneinte und entschuldigte mich, daß ich Französisch kaum verstünde. Ich sei Deutscher.

Er lächelte sehr zurückhaltend. „Ich dachte, sie wären ein Yankee", sagte er, dabei offenbar erleichtert; „man ist ja nie sicher vor diesen Burschen!"

Ich war erstaunt. „Schließlich", meinte ich gelassen, „verdankt Frankreich den USA ja reichlich viel –"

Sein Gesicht verdunkelte sich. „Das ist schon lange her", versetzte er in einem ausgezeichneten Schuldeutsch, „unterdessen hat sich mancherlei zugetragen. Denken Sie, wir sind blind?"

Umständlich trank ich mein Glas leer. Ehrlich gesagt, ich hatte nicht die geringste Lust, mit dem jungen Leutnant die Zeit zu verplappern; er war zu grün, um mir wertvolle Informationen über den Kampf geben zu können, und er sah auch nicht besonders intelligent aus. Er war einfach ein junger, adretter Mann, der wohl soeben St. Cyr hinter sich gebracht hatte und nun versuchte, seine eingetrichterten Schulweisheiten an den Mann zu bringen.

Aber er ließ nicht locker. Entweder hatte ihn seine Schöne versetzt und er suchte nun eine Ablenkung für seinen Liebesschmerz, oder er hatte einen Anfall von Missionierungswut und wollte den ersten besten Ausländer damit überfallen und versuchen, ihn zu bekehren. Wozu? Natürlich zur „harten" Methode Frankreichs in Algerien; ein anderes Thema gab es bei den jun-

gen Offizieren kaum, wenn sie nicht über die verfluchten Viets oder die zahlreichen jungen Mädchen oder erfahrenen Frauen der kleinen Stadt sprachen, in die sie der Befehl hingestellt hatte. „Schließlich ist die Algerienfrage eine europäische“, sagte er mit Nachdruck und nippte wieder an seinem Glas.

Ich schenkte mir langsam nach und lehnte mich zurück. Draußen schlenderten junge Mädchen, ehrwürdige Ehepaare und arabische Jugendliche in bunter Reihenfolge auf und ab. Es war spät am Nachmittag, und jedermann wollte sichtlich bis zum abendlichen Ausgehverbot die Luft und die relative Sicherheit des Tages genießen. Eine alte Dame, ein Kapotthütchen aus der Jahrhundertwende auf dem grauhaarigen Kopf – wahrscheinlich würde es demnächst der letzte Schrei der Mode sein – trippelte, eifrig nach rechts und links grüßend, vorüber. Sie rief dem Patron, der dicht beim Eingang stand, erfreut zu: „Mein Enkelchen ist Sergeant geworden, was sagen Sie, ist das ein Kerl?“

Der Patron schob sich die Baskenmütze nach hinten und grinste mit undefinierbarem Gesicht. „Dann kann uns ja nichts mehr passieren“, sagte er übellaunig, „dann wird die abendliche Sperrstunde sicher bald wieder aufgehoben.“

Der Junge neben mir richtete sich auf und sagte scharf: „Eine große Ehre, Madame, und ob der Patron mehr oder weniger verdient, darauf kommt es nicht an!“

Der Patron bekam einen hochroten Kopf. Ich befürchtete, daß nun ein Streit entstehen würde, aber der Wirt war so klug sich umzudrehen und schnell nach hinten zu gehen. Er machte sich an der Theke zu schaffen.

Die alte Dame stand still und drückte ihre kleine, schwarzseidene Handtasche eng an sich, in der sich wohl der Brief ihres Enkelsohnes befand. „Was hat er nur?“ fragte sie fassungslos, „ist es ihm nicht recht, daß François Sergeant geworden ist? François war doch beim Patron drei Jahre Garçon, ehe er zu den Paras einrückte –“

Der Leutnant wischte mit einer schnellen Handbewegung ein Stäubchen von seinem rechten Ärmel und stand auf. „Madame“,



Verdächtige werden mit entsicherten Waffen bewacht. Meist sind es völlig harmlose Zivilisten.



Denn in Dörfern, wo Einheiten der ALN liegen, gibt es sofort Alarm, wenn die Franzosen kommen.



Trotz ihrer zahlenmäßigen und vor allem waffentechnischen Überlegenheit, fallen immer wieder Franzosen in algerische Gefangenschaft. Hier werden sie (ohne Kopfbedeckung) von einem politischen Offizier verhört.



L'Algerie francaise! Es wird noch viel Blut fließen, bevor die Freiheit auch in Algier Wahrheit wird.

sagte er freundlich, „auch ich bin ein Paras. Darf ich Sie, da Sie einen Paras zum Enkel haben und damit sozusagen zur Familie gehören, zu einem Gläschen einladen?"

Die alte Dame schlug die Augen nieder. In ihre Wangen stieg eine helle Röte. „Madame", drängte der junge Leutnant, „es wäre mir eine große Ehre –"

„Aber nur ein kleines Gläschen, – und ganz süßen–", flüsterte sie schwach und gab nach. Der Offizier klatschte in die Hände und bestellte ein großes Glas Liqueur. Die alte Dame ließ sich geziert an unserem Tisch nieder; sie saß so, daß sie kaum den Rand des Stuhles berührte.

Der dicke Garçon brachte den Liqueur, und die alte Dame nippte mit verzücktem Gesicht. Sie blickte den jungen Offizier hingebend an. Er zeigte einen Abglanz der fernen Ritterlichkeit, die auf der ganzen Welt längst ausgestorben ist und höchstens zum Zeichen einer sogenannten besseren Bildung noch angedeutet wird. Der Junge wandte sich wieder an mich. „Und irgendetwas muß geschehen", sagte er nachdrücklich, „das müssen doch auch Sie als Deutscher einsehen –"

Die alte Dame verschluckte sich. Mit weitaufgerissenen Augen starrte sie mich an, aber sie sagte höflicherweise nichts. Dafür trank sie mit einem energischen Schluck das Glas leer, erhob sich eilig und knickste vor dem Leutnant wie ein junges Mädchen. „Wenn die Paras solch charmante Offiziere haben", sagte sie gewinnend, „dann müssen wir siegen!"

„Wir werden siegen!" erwiderte der Junge bestimmt, und er sagte es etwas lauter, damit der Patron, der noch immer an der Theke im Hintergrund lehnte, es auch hören konnte. Die Alte verabschiedete sich mit einem beinahe koketten Lächeln von dem Jungen und trippelte davon. Von mir hatte sie keine Notiz genommen.

Der Leutnant schien dies genau so zu merken wie ich. „Sie müssen verstehen", entschuldigte er sich beinahe, „es gehen so viele Gerüchte, daß bei den Viets deutsche Instruktoren und Spezialisten sind –"

„Ich denke", erwiderte ich trocken, „*die* Deutschen, die in die ganze Affäre verwickelt sind, stehen wohl in der Légion étrangère und nicht bei den Moudjahidines –"

Er schlug die Augen nieder. Dann trank auch er in einem Zug sein Glas aus. Der Garçon nahm es ihm aus der Hand, ehe es den Tischrand berührte. „Sicherlich", gab er nach einer Weile zu. „Wir wissen auch, wie wertvoll für uns die Leistung und der Einsatz der deutschen Legionäre ist, aber die Legion ist nun einmal eine französische Truppe, verstehen Sie –"

„Ich verstehe schon", entgegnete ich. „Wie lange sind Sie in Algerien?"

„Ein Jahr", antwortete er, und ich war erstaunt. Ich hatte mir, seinem Aussehen und Benehmen nach, höchstens vierzehn Tage ausgerechnet. Er nickte und gab zu: „Ich sehe viel jünger aus als ich bin, aber wenn Sie danach fragen wollen: ich weiß schon, wie es hier steht –"

Ich gab keine Antwort. Ich wußte es auch. Aber es war nicht ratsam, ihm das zu erzählen. Und es hätte auch sicherlich keinen Sinn gehabt. Jeder glaubt am Ende das, was er glauben *will.*

Er nahm einen neuen Schluck, setzte das Glas aber gleich wieder ab. „Ich diene meine Zeit hier ab", begann er von neuem. „Ich werde später auf den Generalslehrgang gehen. Wir waren alle Soldaten", erklärte er plötzlich heftig. „Sie können dies vielleicht nicht begreifen, aber Großvater war General, Vater fiel als Major bei El Hachim, und ich werde auch irgendwo bleiben. Im übrigen, bei uns ist das nicht so üblich, aber ich war einige Zeit in Freiburg, um meine Aussprache zu vervollständigen, – ich weiß, wie wichtig für Sie das ist: Lieutenant Marcel Dubont, SS –"

„Wie bitte?", fragte ich fassungslos, ich dachte, ich hätte nicht recht gehört.

Er wiederholte lächelnd. Ich murmelte meinen Namen, verschwieg ihm aber wohlweislich meinen Beruf. „In Geschäften zur Zeit", ergänzte ich.

Er nickte. „Petroleum?“, forschte er. Ich verneinte. Er kam weiter nicht darauf zurück.

Ich begann meinerseits vorsichtig vorzutasten: „Ist das eine Truppenabkürzung – SS –“

Er lachte knabenhaft auf. „Nein, keinesfalls, wir meinen schon, was Sie soeben glauben, wir meinen SS – Waffen-SS!“

„Waren Sie am Ende bei der ‚Charlemagne‘?“, fragte ich schnell, dann aber erkannte ich, daß dies gar nicht der Fall sein konnte, dazu war er sicherlich viel zu jung. Als sein Vater fiel, mußte er ein Kind gewesen sein.

Langsam schüttelte er den Kopf. „Das ist nicht ganz leicht zu erklären.“ Er machte eine Pause. „Sehen Sie, als in Deutschland alles zu Ende war, als alle sich in die vielen Löcher verkrochen und so viele plötzlich ihre Liebe zu den Alliierten und zum Widerstand bekundeten – je mehr die Alliierten vordrangen, desto lauter –, da standen die Soldaten der Waffen-SS in Deutschland noch immer. Als alles um sie zusammenstürzte, da waren *sie* noch da!“ Seine dunklen Augen leuchteten. „Es ist uns eine ganz außerordentliche Ehre, uns französischen Frontoffizieren, uns zu diesem Geist zu bekennen, – darum führen viele von uns – sozusagen inoffiziell – nach ihrem Namen den Namen des Ordens dieser Treue und Tapferkeit –“

Ich räusperte mich. Dann aber trank ich hastig das volle Glas vor mir aus. Bei Gott, in diesem Algerien wurde man Tag für Tag vor neue Überraschungen gestellt! „Wissen Sie eigentlich“, fragte ich tonlos, „daß Frankreich Hunderte dieser SS-Männer jahrelang in seinen mittelalterlichen Kerkern hielt und viele für das gehängt hat, was Sie als ‚groß‘ bezeichnen? Wissen Sie eigentlich, Herr Leutnant, daß, so viel ich weiß, erst vor kurzem die letzten Westdeutschen entlassen wurden und ein Elsässer noch immer für das sitzt, was Sie und Ihre Freunde bewundern?“

„Tatsächlich?“, wunderte er sich, „ich habe das nicht gewußt; ich dachte, das alles sei doch längst vorbei –“

„Ich fürchte“, fuhr ich fort, „man kann über Gehängte nicht so schnell zur Tagesordnung übergehen, besonders dann nicht,

wenn es sich um Soldaten handelt, die ihre Pflicht erfüllten; unter Galgen wächst bekanntlich kein Gras –"

„Letzten Endes", versetzte er kühl, „handelt es sich aber nicht um die Menschen, es handelt sich allein um den Geist und um den kämpferischen Ruhm. Was schadet es, wenn dafür hundert Mann gehenkt werden? Strahlt ihr Ruhm deswegen nicht umso heller? Daß sie weitermarschierten, als die Fahne nicht mehr war und kein Kommandeur, sondern allein die Verpflichtung zur Nation, allein der Befehl des Gewissens –"

Ich schenkte mir mit zitternden Händen nach. Ich warf einen schnellen Blick in das Gesicht des jungen Offiziers. Wollte er mich narren? Aber er beachtete mein Mißtrauen gar nicht. „Frankreich, das ist nicht Cocteau, nicht Serge Lifar, Trénet und André Gide – und wie sie alle heißen mögen, die seit Jahrzehnten alles einreißen, was uns heilig ist. Frankreich, wissen Sie, das stellt die Armee dar. Sie ist mehr als nur die verkörperte Nation: sie ist die Seele!"

„General de Montsabert", entgegnete ich unberührt.

Er wurde rot und gab lächelnd zu: „Ja, er hat es ausgesprochen, was wir alle fühlen!"

„Sie müssen zugeben", sagte ich langsam, „daß die Nation sich nicht allzu dankbar gegen die Armee erweist."

Er wischte unbeeindruckt meinen Einwand hinweg: „Es gibt kein pays légal, keine Staatsform, die uns das letzte Opfer abfordern könnte. Immer werden wir uns nur dem pays réel, dem größeren Vaterland, verpflichtet fühlen."

Ich mußte lächeln. „Marschall Alphonse Juin", ergänzte ich, „1954 vor den Reserveoffizieren –"

Der Junge war nun doch erschüttert, daß ich seine Schulweisheiten kannte. „Immer muß einer aussprechen, was ist", gab er widerwillig zu. „Aber ist es deshalb weniger richtig?"

Jetzt war ich geschlagen und nickte zustimmend.

Eine Weile war es still zwischen uns. Die Menschenmenge begann sich langsam zu verlaufen. Die Furcht war größer als die Sehnsucht. Es war unheimlich. Immer, wenn der Abend nahte,

waren die Straßen und Plätze ganz von selbst wie leer gefegt. Nur die Armee schien noch da zu sein. Die Armee und die „Anderen“.

„Wir müssen herausfinden aus dem Irrgarten der Dekadenz und uns wieder zu dem bekennen, was Frankreich groß und mächtig gemacht hat –“

Mir fiel ein altes arabisches Sprichwort ein: Wenn der Soldat bankrott ist, untersucht er die alten Rechnungsbücher seines Vaters! Aber ich hütete mich es auszusprechen.

„Hier in Algerien, da geht alles zum Teufel: die Überlegenheit der europäischen Zivilisation“, fuhr er fort, „die Überheblichkeit der Aufgeklärten und selbst die moderne Technik!“

Ich gab ihm keine Antwort.

„Wer den Krieg führen will mit den ‚modernen‘ Methoden, der bleibe lieber zu Hause. Hier gibt es kein Gummimatratzen-Dasein für den Mann, hier kann er sich auch kaum hinter den modernen Waffen verstecken. Er muß sie im Gegenteil verlassen und mit den Handwaffen den Feind suchen und besiegen. Er muß bereit sein, mit dem Sturmmesser den Feind anzugehen und ihm nötigenfalls mit den Zähnen die Kehle durchzubeißen –“

Mein Gesicht mag etwas Unglauben ausgedrückt haben, den er wurde nun immer ekstatischer. „Was helfen uns hier die Düsenjäger und Bomber? Genau nichts! Sie fliegen viel zu schnell, und meist vermögen sie die winzigen Ziele, die von Natur aus gut getarnt sind, gar nicht auszumachen. Wir müssen langsamer werden in der Luft, zum Tempo des zweiten Weltkrieges zurückgreifen, dann können wir erfolgreich aus der Luft den Feind stellen und niederkämpfen. Die Heliocopter, die sind gut. Aber haben wir davon genug? Niemals! Dagegen“, er nahm einen schnellen Schluck aus dem Glas, „müßten wir auf der Erde schneller werden. Hier fehlt es uns an kleinen, wendigen und geländegängigen Fahrzeugen, leicht gepanzert. Was sollen uns die großen Panzer? Die schwere Artillerie? Sie hindern uns meist nur und verlangsamen unsere Operationen. Langsamer in der Luft, schneller auf der Erde, das ist die Parole!“

Ich hörte ihm höflich zu. Mich interessierte das alles nicht so sehr. Es berührte wohl die Dinge, traf aber nicht ihren Kern. Der war mit operativen und taktischen Reformen so wenig zu erfassen wie mit einer den Verhältnissen angepaßten Waffentechnik.

„Wir leiden unter einem gefahrvollen Komplex", sagte er gerade, „dem Komplex der Straße! Unsere Operationen bewegen sich stets nur um die Straßen herum und natürlich hauptsächlich auf ihnen. Dort aber finden wir kaum den Gegner. Der lebt und operiert weit ab von der Straße. Und dorthin wieder vermögen uns Panzer und schwere Artillerie kaum oder gar nicht zu folgen. Wir bleiben daher hübsch an der Straße kleben, und der Feind, der sich frei im Gelände bewegt, lacht sich ins Fäustchen!"

Nun konnte ich mich nicht länger halten. „Das alles mag sicherlich vom rein taktischen Standpunkt aus richtig sein, aber glauben Sie ernstlich, Leutnant, daß damit, das heißt mit einer Änderung der Taktik, allein dieser Krieg gewonnen werden kann?"

Er sah mich erstaunt an. „Womit denn sonst?" fragte er scharf.

„Die Freiheit stellt eine große Frage", gab ich langsam zur Antwort; „ich glaube nicht, daß sie mit militärischen Reformen beantwortet werden kann."

Sein Gesicht war ein einziger Hohn. „Sie meinen wohl die Geschichte vom Rad der Zeit, das nicht mehr zurückgedreht werden könnte?"

Ich schwieg. Diese ganze Diskussion, die ich nicht gesucht hatte, war vollkommen sinn- und zwecklos. Ich konnte dem jungen Mann ja auch keine erschöpfende Antwort geben, die mußte ihm letzten Endes die Zeit selbst erteilen.

Zu meinem Glück enthob er mich selbst jeder Rückäußerung. „Algerien ist Frankreichs Schicksal!" stieß er hervor und seine Hand, die nach dem Glas tastete, war schon unsicher,

„Man soll mit Worten sparsam umgehen", entgegnete ich

beruhigend, „sie arten leicht zum Schlagwort aus, und am Ende geht es einem wie dem berühmten Zauberlehrling; man wird ein Gefangener seiner eigenen Formulierung!“

„Sie verstehen mich nicht“, erregte er sich. „Im Grunde wäre es vielleicht nicht so wichtig für uns, ob wir Algerien haben oder nicht. Wir haben in Indochina mehr verloren; wir haben Marokko und Tunis aufgeben müssen. Aber in Algerien ist es etwas anderes: wenn wir *hier* abrücken, versinken wir. Dann kann Pablo Picasso uns mit einem einzigen Fragezeichen an jede Wand malen, und Françoise Sagan, diese menschgewordene Leerheit unserer Zeit, kann eine neue Tristesse schreiben; Tristesse Française. Nein, Sie verstehen die Lage ganz und gar nicht! Sie meinen, wir hätten überhaupt noch die Wahl: wir *könnten*, wenn wir wollten, Algerien aufgeben, so wie man einen Grabenabschnitt oder ein Fort vor Verdun oder in der Maginotlinie räumen oder wieder zurückerobern konnte? Nein, Monsieur Allemand, so ist das nicht! Gott selbst hat uns diesen Krieg hier gesandt, er ist ein großes und einzigartiges Geschenk. Hier, in diesem Kampf werden wir noch einmal aufwachsen und zu uns selbst zurückfinden aus dem Irrgarten, in den uns die Anarchisten und die Dämonen der Zerstörung hineinlockten, hier – oder nirgends mehr.

Hier wird Frankreich noch einmal emporsteigen, und daher ist jede Phase dieses Kampfes, jeder Fehler, den wir oder die Anderen machen, so unendlich wichtig. Dieser harte, grausame und erbarmungslose Krieg,“ er atmete tief und blickte mich mit feuchten Augen an, „ist unsere *letzte* Chance. Und“, er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß sein Glas umfiel und die Flüssigkeit sich langsam über die Tischplatte verbreitete, „wir werden unsere Chance zu nützen wissen. Darauf können Sie sich verlassen! Um *Algerien* geht es dabei nur am Rande, es geht um nicht mehr und nicht weniger als um Frankreich. Deshalb liegt hier in den Djebeln, in den Mechtas und Kasbahs unser Schicksal. Nur deshalb!“

Er hatte lauter gesprochen als bisher, und die wenigen Gäste

waren verstummt. Sie horchten aufmerksam zu uns herüber, obgleich sie seine Worte ja nicht verstehen konnten.

In mir war es siedendheiß aufgestiegen: dieser junge Leutnant sprach die Wahrheit. Alles was er sagte, war von seinem Standpunkt aus richtig.

Aber, sinnierte ich, wenn dies die Wahrheit war, dann war es ja vollkommen aussichtslos, bei Frankreich auch nur die kleinste Bereitwilligkeit zum Ausweg aus dem Chaos zu suchen. Dann wollte Frankreich ja gar keinen Ausweg! Dann wollte man mit jedem Algerier die drohende Gefahr des Unterganges, der die Franzosen in *Frankreich* bedrohte, totschlagen. Ein gigantischer, verführerischer Gedanke!

Aber, war er richtig? In den Wilayas draußen, in Aures-Nememchas, in Nord-Constantine, in der Kabylie, in Algérois, in Oran und der Sahara krachten die Detonationen und rasselten die automatischen Gewehre. Wir aber saßen in dem kleinen, nun verrauchten Bistro, und der junge Leutnant entwickelte mir die Philosophie der Engel des Todes, die aus der Hölle die Schlüssel des Paradieses holen wollten. Der geschäftige Servan-Schreiber hatte gerade diese Armee als „cet univers animal" – diese tierische Welt – bezeichnet. Einfach deshalb, weil es ihm vor dem Terror und den Verbrechen gegen die Menschlichkeit grauste, die er als Leutnant der Reserve in Algerien mit anzusehen gezwungen war. Aber, war das alles so leicht zu erklären, zu analysieren?

Das meiste, was auf der Welt böse und schlecht ist, entspringt ja nicht grundsätzlich dem Willen zum Verbrechen. Besonders nicht in der Politik. Es enspringt grundsätzlichen Fehlern. Wie sagte doch der geniale französische Staatsmann Charles Talleyrand einst zutreffend: „Es ist noch schlimmer als ein Verbrechen, es ist ein politischer Fehler!"

Ein Verbrechen kann man sühnen. Einen schweren politischen Fehler, der begangen wurde, kann man nie mehr gut machen. Denn unterdessen hat er durch die Taten, die in seinem Gefolge marschierten, eine Lawine des Hasses ins Rollen ge-

bracht. Die Gefallenen des Kampfes, die Gehenkten, die Verhungerten, die Vergewaltigten und der Strom des Leidens und des Schmerzes, das alles kann weder durch eine Regierungsverordnung noch durch Amnestie wieder gut gemacht werden. Das bleibt, wenn alles andere vergeht.

„Pardon, messieurs", sagte da eine tiefe Stimme hinter uns. Ich drehte mich langsam herum. Ein vierschrötiger Mann stand an unserem Tisch. „Ich habe, mit Verlaub, da Ihre Unterhaltung etwas laut war, mitgehört –"

„Sie sprechen deutsch?" wunderte ich mich.

Über sein grobes, aber gutmütiges Gesicht zog ein breites Lachen. „Kriegsgefangener, war in der Lüneburger Heide landwirtschaftlicher Arbeiter", er pfiff leise auf, „prima, prima – aber Pardon, mon cher Lieutenant, was Sie da sagten, wir haben es gehört und wir verstehen Sie schon. Aber – will Frankreich uns denn überhaupt, uns Afrikaner?"

Der Leutnant richtete sich auf; er strich sich mit unsicheren Fingern die nun etwas zerdrückte Uniform glatt. Ich wußte nicht einmal, ob er den Mann verstanden hatte.

„Ich habe hier eine Ferme", begann der Colon und nahm sich einen Stuhl, „eine Runde, Patron! Sie erlauben?" sagte er gegen uns. Der Leutnant nickte steif. „Als es hier brenzlich wurde, Sie verstehen, ich habe eine große Familie, in fünfundzwanzig Jahren Ehe – und einer guten Ehe", – unterstrich er diese erfreuliche Tatsache, „läppert sich etwas zusammen. Also, ich habe neun Kinder, neun noch lebende", berichtigte er sich, „zwei gingen durch Kinderkrankheiten von uns. – Ich kann nicht so leichtfertig unsere Zukunft aufs Spiel setzen, war hart genug, die beiden Gören zu verlieren. Also, ich machte mich 1954 auf und fuhr mit meinem Ältesten, er dient jetzt bei den Paras", er lachte mit blitzenden Zähnen den Leutnant an, wie um sich wegen seiner Freiheit zu entschuldigen, „über den Teich, und wir suchten an der Garonne, von wo unser Großvater hierher nach Algerien kam, irgend etwas Passendes. Es waren schon eine Menge ‚Algerier' vor uns gekommen, denn Platz gibt es ja in Südfrank-

reich genug für Bauern, falls sie arbeiten wollen. Sie hatten sich in der Gegend von Cahors und im Tal der Garonne angekauft und begannen in die Hände zu spucken und zu arbeiten.

Glauben Sie, daß das Frankreich recht gewesen wäre?“ Er lachte ironisch: „Nicht wegen Algerien, wenn Sie vielleicht das glauben, beileibe nicht, mon dieu, oder weit besser: Merde au l'eau!, nein, die ‚Afrikaner‘, wie wir drüben genannt werden, sind ihnen einfach zu tüchtig. Die lieben Nachbarn murrten, weil wir mit unserer Maschinen- und Arbeitserfahrung schneller sind und auch wohl fleißiger. Ich hatte bald die Chose spitz, aber ich versuchte dennoch mein Glück. Doch überall – bei den Behörden, bei den Genossenschaften, warfen sie mir einen Prügel nach dem anderen zwischen die Beine. Die dachten nicht im Traume daran, mir zu helfen; ganz im Gegenteil. Die taten alles, um nur ja keine neue Konkurrenz nach Frankreich zu bekommen. Wir sollen hier schön brav unseren Schädel hinhalten, wir sollen hier ‚Vorposten für die Kultur‘ spielen, messieurs, damit die zu Hause brav weiter ihre Ruhe haben und dabei noch mehr verdienen können.“

Er stürzte den Inhalt seines Glases mit einem Ruck hinunter. Ein anderer, der neben dem Patron, der auch herangekommen war, gestanden hatte, sagte etwas auf französisch, ich verstand es nicht. Der Colon lachte auf. „Pierre ist Taxichauffeur, das heißt, er hat zwölf Wagen laufen. Er ist hier geboren, fährt nun bald über dreißig Jahre, fünfzehn davon als selbständiger Unternehmer. Auch er wollte den Hintern einkneifen, die einzige Tochter – sein Sohn fiel in den letzten Tagen des verdammten Krieges – lebte in Paris, und die beiden Alten sehnen sich nach ihren drei Enkelkindern. Die ganze Zuspitzung der Lage schien ihm ein willkommener Anlaß, – kurz, er versuchte, sein Geschäft zu verlegen. Natürlich nach Paris, oder irgendwo in die Nähe. Denkste, sagen die Preußen, da war nichts zu machen! Wissen Sie, was die in Paris diesem alten Fuchs, der nicht nur im Stockfinstern sondern mit verbundenen Augen fahren kann, der schließ-

lich zuguterletzt noch ein Jahr Gefechtsfahrer war, gesagt haben?"

Er lachte dröhnend. „He Patron, schläfts Du schon? Oder hast Du aus Angst vor der Nacht am Ende schon jetzt die Hose voll? Eine Runde sage ich!" Dann wandte er sich uns beiden zu: „Pierre brächte für eine Unternehmerkonzession keine notwendigen *fachlichen* Voraussetzungen mit – die Zeit in Afrika könnte nicht vollgültig zählen, und die bei den Poilus schon gar nicht, und daher, mit einem Unternehmen sei es Essig, – als Taxichauffeur könnte er natürlich irgendwo Arbeit suchen, wenn er unbedingt nach Frankreich wollte!"

Wir tranken schweigend. „Wir sind eine verlorene Generation", sagte der Colon gleichgültig; „wir müssen bleiben, wo wir sind, und wir bleiben auch. Holt uns der Teufel, dann kommen morgen eben die anderen dran! Wenn einer ins Gras beißen muß, dafür, daß uns Frankreich ausgespieen hat, dann das Ganze: gardez-vous! Stillgestanden! Morgen wird uns dann der Genickschuß an irgendeinem Fellaghas rächen. Ja, so leben wir. Wie sagen die Araber: Die Rache ist keine Schande! Schade, daß wir nur die *einen* erwischen können! Die Alte schicke ich nächstens mit den Kindern zur Großtante, die sie schon lange sehen will, – und ich: A votre santé!" Er hob sein Glas.

Sein gerötetes Gesicht war mit einemmal gar nicht so grob. Seine dunklen Augen funkelten, wenn er sprach. Aber er konnte mich mit seiner Ruhe und seinem Fatalismus nicht täuschen: aus diesen Augen sprach die Verzweiflung. Eine verlorene Generation – ich mußte plötzlich an den algerischen Caporal Aribia Amar denken, der mir seine Auszeichnungen und seine Beförderungen gezeigt hatte, und an eine Straße in Tunis, vor der ich verwundert stehen geblieben war, am ersten Tag dieser Fahrt in den Maghreb. Es war eine Nebenstraße der Rue de Bretagne. Das Schild leuchtete in der sengenden Sonne: „Rue Lieutenant Hadi Skik", stand darauf; darunter: „mort au Champs D'Honneur Italie 1944."

Gefallen wofür? Für ein Vaterland, das keines ist? Für eine

Ehre, die für den Lieutenant Hadi keinen Platz hätte, lebte er heute noch?

Eine verlorene Generation –

Der Leutnant erhob sich schwankend. „Gerade deshalb", sagte er mit unsicherer Stimme, „muß hier gesiegt werden! Wir haben es leicht", lachte er, sich mir zuwendend, „wir haben gar keine Wahl. Entweder Algerien – oder nichts!" Er warf einen Geldschein auf den Tisch. Der Colon wollte dagegen aufbegehren, aber der Leutnant duldete keine Widerrede. „Freunde", stammelte er, „es war mir eine Ehre!" Er verbeugte sich förmlich gegen mich, winkte den anderen zu und stolzierte durch den Eingang. Die Straßen und der Platz waren nun leer.

„Polizeistunde!" rief der Patron, „machen wir den Laden dicht, sonst brummen sie mir wieder eine Strafe auf, wie vergangene Woche!" Die Gäste erhoben sich lachend.

„Fahren Sie noch heute auf ihre Ferme?" fragte ich den Colon.

„Selbstverständlich", gab er trotzig zur Antwort; „ich habe einen Sonderschein, denn ich beliefere die Truppen mit Gemüse."

„Ich weiß nicht recht", gab ich zu bedenken, „allzu sicher ist es jetzt doch nicht!"

Der Colon holte grinsend aus jeder seiner Hosentasche eine Eierhandgranate und aus seiner rückwärtigen eine Schnellfeuerpistole. „Ich tue keinem was, aber ich lasse mir auch nichts tun!"

Er grüßte und ging zu seinem Jeep, den er kurz vor dem Bistro geparkt hatte. Bald hörte man den Motor anspringen. Plötzlich verspürte ich Lust, mit diesem Mann, der mit wachem Auge die Dinge sah, mitzufahren. Aber als sich mein Wollen zum Entschluß durchrang, fuhr er draußen an.

Verdrossen ging ich in mein Hotel.

Am nächsten Morgen ging das Gerücht, daß in der Nacht wieder einige Wagen von den Moudjahidines abgefangen und zehn Franzosen ihr Leben verloren hatten. Darunter drei Zivilisten. Ich habe nie erfahren, ob mein Colon dabei gewesen war, oder ob er diesmal noch seine Ferme sicher erreicht hatte.

*

„Klingklingklingrrr“ rasselte hinter mir eine Fahrradglocke. Ich sprang, obgleich ich mich mitten auf dem breiten Bürgersteig befand, wie von einer Tarantel gestochen auf die Seite. Hinter mir tauchte das verschmitzte Gesicht eines kleinen Araberjungen auf, der nun mit scheinheiliger Besorgnis um meine Schuhe fragte „Nix Schuhputz, Cherr?“

Ich drehte mich um und ging wütend weiter. War das eine Art, am frühen Morgen einen aus seinen Gedanken aufzuschrekken? „Erdnüsse, schöne Erdnüsse“, sagte ein anderer Junge und ging leichtbeschwingt neben mir her. Ich war nun schon mißmutig und ungeduldig. Trotzdem zwang ich mich zu einem freundlichen Lächeln und entgegnete möglichst gelassen: „Shak rhin!“ Danke schön! Der Junge blieb wie angewurzelt stehen. Anscheinend hatte noch kein rumi ihm in der Sprache seiner Väter geantwortet. Er murmelte etwas verlegen und verschwand in der Menge. Ich ärgerte mich nun aufs neue. Einmal, weil er immer von neuem sein Glück bei mir versuchte, gestern, vorgestern und stets mit der gleichen beinahe unaufdringlichen Zudringlichkeit, leicht spielerisch und fast überlegen lächelnd. Und zum anderen, weil ich ihm nun nichts abgekauft hatte. So viel Ausdauer mußte doch belohnt werden.

Er mochte vierzehn Jahre zählen, war hochgeschossen und gar nicht linkisch, wie es die Jungen in diesem Alter bei uns zu Hause sind. Im Gegenteil, er war geschmeidig und immer wie auf dem Sprung.

Irgendwie erinnerte er mich an den kleinen François der vergangenen Woche. Es war in der heiligen Stadt Kairuan gewesen. Meine Freunde hatten Teppiche gekauft; was tun sonst schon die rumi in Kairuan? Und ich hatte am Wagen gewartet, müde des Handelns und des Feilschens. Bald war ich von einer Schar Gassenbuben umringt, die in allen Breiten und Graden stets von demselben Drang der Neugierde getrieben sind. Sie unterhielten sich ziemlich ungeniert in arabischer Sprache über mich, und ich verstand gerade noch, daß sie herumrätselten, ob ich ein Amerikaner sei. Der Fremdenstrom war seit der unruhigen Entwick-

lung in ganz Nordafrika versickert, und nur vereinzelt kamen Amerikaner und deutsche Reisegesellschaften in die beinahe leerstehenden Hotels.

Einer der Jungen aber sagte zu meiner Überraschung sehr bestimmt: „Er ist groß und dick, also ist er ein Franzose.“

Ich stutzte und musterte den Jungen. Er hatte stahlgraue Augen und dunkelblondes Haar. Er konnte sehr wohl ein Berberjunge, aber auch ein Franzosenkind sein. Einige französische Familien wohnten in der Umgebung. Die anderen lachten dröhnend.

Einer nur rief: „Er ist sicher ein Deutscher, was denn sonst soll er wohl sein?“

Der Blonde widersprach heftig. „Ein Alimani? Niemals! Er ist ein Franzose!“ Er stieß diese Worte wie ein Bekenntnis heraus, und ich wußte nun, daß er ein Franzosenjunge war. Ich tat nichts dergleichen, die Buben begannen nun leidenschaftlich zu streiten. „Ein Franzose!“ wiederholte der Blonde immer wieder mit beinahe rührender Ausdauer.

„Ein Alemani!“ riefen die anderen, „man sieht es doch gleich, die Franzosen sind gar nicht so groß! Ein Deutscher!“

„Ein Franzose!“ schrie der Junge verzweifelt, und ich sah, wie er allmählich die Fassung verlor. Die anderen lachten blanken Hohn. Da faßte sich der Junge ein Herz und ging auf mich zu. „Pardon monsieur“, sagte er artig und blickte mich unverwandt an, „nicht wahr, Sie sind ein Franzose?“

Ich starrte einen Augenblick verlegen und beinahe schuldbewußt in das Kindergesicht, in dem sich die ganze Ratlosigkeit und Verzweiflung unserer Zeit wiederspiegelte, und mir wurde das Herz schwer. Die anderen umringten uns und kamen leise näher. „Es tut mir leid kleiner Freund“, antwortete ich behutsam, „aber ich bin ein Deutscher!“

Er zuckte zusammen, als hätte ich ihn geschlagen. Dann wandte er sich wortlos um und ging weg. Große, dicke Tränen rannen über seine Backen. Die anderen wichen einen Augenblick schweigend beiseite und ließen ihn vorbei. Dann aber umringten

sie mich von neuem und lachten und schrien: „Alemani! Alemani!“ Es war, als wenn sie ein Programm verkünden würden. Eine Bekundung der Zuneigung, der Achtung und der Freude darüber, daß ich kein Franzose war. Ich wollte zuerst versuchen, ihnen zu erklären, daß dies nicht mein Verdienst sei, so wenig, wie daß der Kleine ein Franzose und der andere ein Araber sei, aber dann begann ich mich rechtzeitig an alles, was ich gesehen und gehört hatte, zu erinnern und begnügte mich damit, zu lachen und ein paar dunkle Köpfe zu beklopfen. Meine Freunde, die gerade rechtzeitig zurückkamen, enthoben mich weiterer Aktionen, und ich war froh darüber.

Ja, Amin hatte irgendwie eine Ähnlichkeit mit François. Aber welche?

Es vergingen wieder ein paar Tage, und ich kehrte eines nachts müde ins Hotel zurück. Mitten auf der breiten, mit geschnittenen Bäumen bewachsenen Avenue kam mir der kleine Erdnußhändler wieder entgegen. Er lachte schon von weitem und fragte freundlich: „Vielleicht heute, frische Erdnüsse?“

Ich griff in die Tasche und gab ihm hundert Francs. Er nahm das Geld, sah es an und schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte er schnell. „Warum?“ Er wollte mir das Geldstück wieder zurückreichen.

Ich nahm es nicht an. „Es ist für Dich“, sagte ich gut aufgelegt, „da ich Dir doch nie etwas abgekauft habe.“

Er zögerte noch, aber ich drehte mich um und ging eilig weiter. Das war unsere erste Bekanntschaft. Ich sah ihn noch ein paarmal, aber immer nur von ferne; es war, als wiche er mir bewußt aus. Ich dachte nicht weiter darüber nach; ich hatte anderes im Kopf.

Erst zwei Wochen später erblickte ich ihn wieder. Der Legionär, der an der Sperre Posten stand, rief laut: „Halte la!“

Ich zuckte zusammen, denn ich hatte vor mich hin gedöst und an gar nichts gedacht, nur so geträumt. Ich war meilenweit weg von diesem verfluchten Land. Drüben stand wie angewurzelt – Amin, den kleinen Bauchladen fest an sich gedrückt. Was tat er

hier in dieser gottverlassenen Gegend, in die selbst ich nur durch eine Wagenpanne geraten war? Schon wollte ich rufen, aber dann besann ich mich. Das würde ihn doch sehr verdächtigen! Es würde beweisen, daß er Grenzen und Bezirke überschritten hatte.

„Los!“ befahl der Legionär und äugte unter seinem breiträndigen Chapeau de brousse mißtrauisch die schmale Gasse entlang. Der Junge kam zögernd näher. Plötzlich erschrak er, und seine dunkelbraune Haut verfärbte sich grau. Er hatte mich auf dem großen Stein hocken gesehen. Ich blickte ihn an und sah gleichgültig über ihn hinweg. Er stand nun ganz dicht bei dem spanischen Reiter, der aus Stacheldraht und Holzlatten hier errichtet worden war, damit die Handgranatenwerfer nicht zu nahe an die Posten herankamen. Man konnte nie wissen. –

„Was tust Du hier?“ forschte der Legionär hart.

Amin lächelte und entblößte seine blitzenden Zähne. „Ich verkaufe Erdnüsse, wollen sie Monsieur Sergeant, schöne, gute Nüsse!“ Er reichte seinen kleinen Laden durch den Stacheldraht.

Aber der Legionär rührte sich nicht. Einerseits war er, der Caporal, sichtlich geschmeichelt durch die plötzliche Beförderung zum Sergeanten, die Amin kurzerhand vorgenommen hatte, andererseits waren schon zu viele Kameraden durch ihre Gutmütigkeit drauf gegangen. „Dort hinüber!“ befahl er und wies an die Hauswand, die knapp vor der Sperre von einem verbrannten Haus übriggeblieben war. „Face au mur!“ Gesicht an die Wand!

Gleichmütig drehte sich Amin um. Er warf mir dabei einen schnellen Blick zu und seine Augen grüßten mich verstohlen.

Ich rekelte mich. „Warum fangen Sie diesen Knirps?“ fragte ich lachend.

Der Legionär, ein Schweizer, der aus lauter Übermut dem väterlichen Hause im langweiligen Basel entlaufen war und der sich jetzt nach der langweiligen Geborgenheit beinahe krank sehnte, wich meinem Blick aus. „Wir müssen alle festnehmen, die hier herüber wollen, die Wilaya ist zerniert“, murmelte er. „Glauben Sie, daß mir das alles Freude macht?“

„Lassen Sie ihn doch laufen", schlug ich vor und reichte ihm meine Zigarrenschachtel.

Er nahm sogleich eine helle Blonde und entzündete sie verstohlen. „Wir haben einen Sergeant-Chef", sagte er halblaut, „der hat den Teufel im Leibe."

„Was geschieht mit dem Kleinen?" fragte ich hartnäckig.

Der Schweizer zuckte die Achseln. „Sie werden ihn verhören", murmelte er.

Ich entzündete mir nun ebenfalls eine Zigarre. Ich wußte plötzlich nicht warum, aber meine Hand zitterte. Vielleicht nur deshalb, weil ich nur zu gut wußte, was dies bedeutete. Das kluge, schmale Bubengesicht würde nachher niemand wiedererkennen, nicht einmal seine eigene Mutter, wenn sie noch dazu kam, den Jungen zu sehen. „Laß ihn laufen", sagte ich plötzlich und wunderte mich darüber, daß meine Stimme so rauh klang.

Er drehte sich langsam um. „Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich es längst getan", versetzte er gelassen, „aber *Sie* haben es gesehen. Ich kann nicht mehr –"

„Du meinst, ich hätte Dich dann in der Hand?" fragte ich hastig. Er nickte.

Ich lachte laut auf, so daß sich Amin zögernd umdrehte. „Ihr Schweizer", fuhr ich mit gewollter Fröhlichkeit fort, „Ihr denkt viel zu kompliziert. *Ich* sitze doch in der Patsche, *ich* habe Dir doch geraten, ihn laufen zu lassen –"

Er nickte schwerfällig. „Das ist wahr", gab er zu, „aber Sie könnten doch ein Spitzel sein –"

Ich winkte Amin energisch heran. „Los mach schon", rief ich ihm zu „und komm schon!" Der Junge wandte sich blitzschnell um und kroch durch den Draht.

„Nicht", stammelte der Posten erschrocken, „wenn schon, dann soll er dort hinüber abhauen."

Aber Amin stand schon vor mir.

„Kumpel", tröstete ich den Caporal, der vollkommen verwirrt war und nicht wußte, was er sagen sollte. „Es sah niemand,

und ich fahre weg, wenn der Karren fertig ist. Du hast ein gutes Werk getan, – und das können wir alle gebrauchen."

Er seufzte. „Jetzt habe ich erst zwei Jahre herum, und ich kann das Ende noch gar nicht absehen –"

Amin stand noch immer unbeweglich auf seinem Fleck und rührte sich nicht. „Verdammter Schlingel", schimpfte ich, „hau endlich ab, wir wollen Deine Visage nicht mehr sehen." Ich machte ein bitterböses Gesicht. Jede Minute konnte die Patrouille kommen! Amin starrte mich fassungslos an, weil ich ihn grob angefahren hatte, dann aber verschwand er, so schnell er nur konnte. Eine hohe Hecke von Kakteen hatte ihn verschluckt.

„Ich bin ein Esel", lamentierte der Schweizer, „wenn das aufkommt, bin ich geliefert."

Ich lachte und griff nach einer Flasche Anisette, die ich mir vorsorglich aus dem Wagen genommen hatte. „Schluck?" lockte ich.

Er griff gierig zu und nahm einen tüchtigen Zug. „Waren Sie einmal in Basel?" fragte er.

Ich nickte. „Es steht noch alles an seinem Platz, und wenn Du wieder kommst, wird alles noch ebenso sein."

Seine Augen füllten sich mit Tränen. „Es ist kaum zum Aushalten!" gestand er widerwillig. „Ist der Dienst schon an und für sich schwer, so kann einem ein tollgewordener Vorgesetzter das Leben zur Hölle machen."

„Warum", fragte ich spielerisch, mit voller Absicht nur so nebenbei, „haust Du dann nicht ab? Die Moudjahidines helfen Euch doch über die Grenzen, entweder nach Marokko oder nach Tunis."

„Wir waren in Saida bei der 3. Section der 2. Kompanie in der Ausbildung gute Freunde geworden: der Westfale Treckmann, mein Landsmann Rief und ich. Rief hielt es nicht mehr aus. Er versuchte zu fliehen – und wurde natürlich geschnappt. Capitain Sergeant persönlich fuhr ihn fünf Tage später im Ambulanzwagen, denn gehen konnte Rief nach den Verhören nicht mehr, auf den Schießplatz, von wo er durchgebrannt war. Ser-

geant befahl ihm kurz, er möge vormachen, wie er abgehauen wäre. Rief torkelte ein paar Schritte in die Richtung, die er genommen hatte. Dann ließ der Capitaine die Maschinenpistole rattern.

Die Jacke Riefs, zwölf mal durchschossen und blutgetränkt, hing eine Woche lang auf dem Kasernenhof angenagelt, als abschreckendes Beispiel." Er machte mit der schweren Zigarre einen tiefen Lungenzug und verschluckte sich dabei. Hustend keuchte er: „Treckmann hat es später doch geschafft. Er soll durchgekommen sein. Aber ich wurde vorzeitig versetzt. Die", er deutete zu den Bergen hin, „die hier aufwuchsen, die wissen ja doch nur das eine: daß viele von ihnen gestorben waren und sterben müssen. Darf man da hoffen, daß sie einem helfen?"

Ich zuckte die Schultern; aber da ratterte ein Jeep die holperige Straße herauf. Der Legionär warf hastig die Zigarre zu Boden und zertrat sie.

Der Jeep kam näher. Er war mit vier Mann besetzt und von einem Sergeanten geführt. Der Schweizer meldete, nichts Neues. Der Sergeant nickte und warf mir einen forschenden Blick zu.

„Mein Wagen –" sagte ich lässig.

Der Sergeant grinste. „Ich habe von ihrem Pech gehört; hier kann man nicht fahren wie über die Rue d'Isly." Er kicherte. „Herrgott, einmal wieder in Algier sein können, es wird höchste Zeit, daß wir abgelöst werden." Er winkte und fuhr langsam weiter.

Der Schweizer atmete auf. „Früher waren wir bei Tunis, da war es doch anders." Er musterte die Ruinen vor sich und hörte hinüber zum kleinen Bahnhof. Ein Heliocopter stand in der Luft. Der Legionär nickte. „Sie getrauen sich keinen Zug mehr ohne Begleitschutz aus der Luft fahren zu lassen", erzählte er. „Und trotzdem geht es oft schief."

Ich lauschte hinüber zur Station, wo jetzt ein langer Pfiff erklang. Ein kleiner Zug erschien in der Ferne und ratterte los.

„Wenn die Brüder oben etwas Verdächtiges sehen, funken sie herunter zur Begleitmannschaft, und der Zug rollt wieder

zurück.“ Er lachte plötzlich. „Die zu Hause würden sich für so einen Verkehr bedanken.“

Ich stand auf und reichte ihm meine Zigarrenschachtel. Er nahm sie hocherfreut und streckte mir die Hand hin. Plötzlich aber hielt er mitten in der freundlichen Geste inne und fuhr herum. Irgendwo in den Ruinen war ein Stein abgekollert. War es ein flüchtiger Fuß gewesen, – oder nur der Zahn der Zeit? Seine Maschinenpistole sprühte Tod und Verderben. Aber die Kugeln schwirrten nur surrend durch die Ruinengasse. Ziel fanden sie keines. Beschämt senkte der Legionär den Lauf. „Man wird verrückt“, sagte er verstört. Dann horchte er wieder. „Aber sie sind einfach überall,“ flüsterte er, „überall und nirgends. Einmal wieder ausspannen können! In Tunis, da hatten wir viel Spaß. Aber hier –“ Er wandte sich um und schaute zurück auf die schmutzigen Häuser der kleinen Stadt, die genau so trostlos aussah, wie die Lage, in der sich ganz Algerien befand. Hier war nichts mehr zu sehen von der berühmten Eleganz und Anmut. Hier herrschten nur Furcht und Unsicherheit.

Ich sagte: „Alles hat ein Ende –“

Er nickte und entgegnete ironisch: „Aber welches, um das dreht es sich.“

Ich wußte darauf mit bestem Willen keine Antwort und ging langsam wieder zurück in die Straße, wo mein Leihwagen stand. Der Mechaniker, ein Italiener, lachte, als er mich sah. „Pronto“, rief er, „nix mehr kaputt!“ Hinter ihm an der Hauswand hing ein kleines Plakat. Ein französischer Soldat küßte darauf ein junges Mädchen auf den Mund. „Von Mund zu Mund – Ja! Von Mund zu Ohr – Nein!“ stand darauf. Ob man damit den algerischen Spähern der ALN die Arbeit erschwerte?

Ich zahlte und fuhr langsam ab.

Es dauerte wiederum zwei Wochen, bis ich Amin noch einmal sah. Er stand an einer Straßenecke der Stadt und verkaufte seine Erdnüsse. Sein Gesicht war womöglich noch schmaler geworden. Neben ihm auf dem Boden aber hockte mit unbeweglicher Miene ein Knabe von vielleicht drei Jahren. Er war bei-

nahe nackt, und ich sah, daß er aufmerksam den Rufen Amins lauschte. Ich trat näher. Amin zuckte zusammen, als er mich sah. „Alemani", stammelte er und suchte vergeblich nach Worten. Ich nahm ihn resolut bei der Hand und führte ihn ins nächste Restaurant. Das Kind trabte folgsam neben uns her. Der spanische Ober stutzte, bediente aber tadellos. Sie aßen beide mit wahrem Heißhunger.

„Das Dorf", begann Amin, unterbrach sich aber sogleich, „Sie wissen ja, was da los ist. Sie waren *alle* tot. Ich war in der Schule und kam erst, als alles vorbei war. Mutter konnte nur noch auf den Haufen mit Heu zeigen, unter dem sie Omar, der damals noch nicht zwei Jahre alt gewesen war, versteckt hatte. Ich holte den Kleinen hervor, der beinahe erstickt wäre, und wußte, daß er mein Erbe war.

Ich wollte für ihn sorgen, aber die Franzosen kamen, und sie nahmen mir Omar weg. Er kam ins Heim zu den ‚Weißen Vätern'. Ich floh, weil sie auch mich einstecken wollten. Zuerst hatte ich viele Sorgen und mußte zusehen, wie ich durchkam. Dann aber ließ mich der Gedanke an den Kleinen nicht schlafen. Sie halfen mir an der Sperre sehr."

Ich lächelte still vor mich hin. Wenn Du wüßtest, wie sehr, dachte ich, hütete mich aber es zu sagen.

„Nun sind wir hier"; Amin streckte sich.

„Wovon lebt ihr?" fragte ich.

Amin zuckte die Achseln. „Manchmal verkaufe ich etwas, vielleicht werde ich es mit dem Schuheputzen probieren, die Erdnüsse gehen doch nicht so recht."

„Wo schlaft ihr denn?" forschte ich hartnäckig weiter.

Wieder zuckte er die schmalen Schultern. „Irgendwo, nur wenn es regnet, dann ist es schlecht –"

Ich schwieg. Zwei Kinder. Eine Welt für sich. „Gibt es keine Heime?"

Amin fuhr empor. „Zu den Franzosen?" Er blickte mich wild an.

Ich schüttelte den Kopf. „Gibt es nicht andere?"

Amin lachte leise. Er hatte sich satt gegessen, und nur das Kind stopfte noch in sich hinein, daß ich für sein Bäuchlein ernstlich fürchtete. „Es sind zu viele!“ schloß er das Gespräch; „wohin sollten sie alle?“

Draußen gingen drei „Weiße Väter“ in ihren weißen Kutten, den feuerroten arabischen Tarbusch auf dem Kopf. Ihre Augen musterten schnell unseren kleinen Tisch, aber sie gingen weiter. Amin starrte ihnen düster nach. Der Schatten des Kardinals Lavigerie fiel bis an unseren Tisch.

„Ich versehe manchmal Botengänge“, sagte Amin halblaut, „ich kam immer gut durch und *sie* gaben mir auch immer etwas dafür.“ Er sagte nicht wer, aber ich wußte es auch so. „Aber jetzt“, er blickte auf den Kleinen und lächelte, „wo ich doch ein Kind habe, da wird alles schwerer, und ich habe manchmal Sorgen.“

Ich mußte an so manche verwöhnten Knaben zu Hause denken, die nur eine einzige Sorge haben, nämlich die, wie sie von ihren Vätern mehr Taschengeld bekommen könnten und schlug die Augen nieder. „Amin“, begann ich, „warum bist Du mir damals ausgewichen, als ich Dir die wenigen Francs schenkte?“

„Ich bin kein Bettler“, fuhr er auf, „ich mußte sie nehmen, weil –“, er blickte auf das Kind und fuhr es an: „Nun aber genug.“ Der Kleine verschluckte sich und hörte augenblicklich auf zu essen. „Nun ja“, sagte er dann heftig. „Wir sind heute Bettler, aber wir waren es nicht immer. Es ist nicht leicht, ein Bettler zu sein“, sagte er leise.

„Dank der Rose kommt auch der Dorn zu Wasser“, bemerkte ich nachdenklich und lächelte, als ich sein verblüfftes Gesicht sah. „Ich werde bald fort sein, und die Maschine der Misr Air wird mich, so Gott will, über Tripolis und Bengasi nach Kairo fliegen. Du aber bleibst zurück. Warum also versuchst Du es nicht mit dem Schuhputzen?“

„Man muß einen Hocker haben, schön wie einen kleinen Kamelsattel, und man muß verschiedene Schachteln mit Pasta haben, schwarze, braune, gelbe, rote und weiße. Denn, Alemani,

die Konkurrenz ist groß und das Leben schwer." Er seufzte zum erstenmal mutlos.

„Wir gehen uns so einen Schemel anschauen", sagte ich bestimmt und zahlte. Er erhob sich nur zögernd. Sichtlich wollte er sich die Qual des Anblickes eines solchen begehrten Schemels ersparen, aber er durfte und wollte nicht unhöflich sein.

Omar hockte vergnügt auf dem Stuhl und stieß laut und behaglich auf. Eine Dame wandte sich empört um. Da sie uns drei sah, wurden ihre Augen zu Wagenrädern. Sie beugte sich zu ihrem Mann, wahrscheinlich waren es Amerikaner und flüsterte ihm etwas zu. Als wir uns erhoben und zum Ausgang zuschritten, verfolgte sie uns mit lauernden Blicken. Wahrscheinlich sah sie in mir einen Kinderräuber.

Wir gingen die lange Straße zur Medina. Da lagen in buntem Durcheinander bunte Stoffe und Tücher, hingen Tassen und Dosen, Krüge aus Ton und glitzernde, große Tabletts aus getriebenem Kupfer und Messing. Silberner Schmuck und goldener und ganze Berge von Baklawa, Zlabia, den farbenprächtigen Spritzkuchen, Dajin und Cabre, Hams, die am Gaumen kleben bleiben und die alle miteinander von einer aufreizenden penetranten Süße sind.

So kamen wir, einen großen Bogen um die Dirnenstraßen schlagend, die seit dem Abzug der Franzosen wie ausgestorben lagen, in eine Gasse, in der die fleißigen Handwerker ihr Gewerbe betreiben. Dort standen auch sie, die Schemel der Schuhputzer. Mit bunten Schellen versehen, solche sogar, die als besonderen Anreiz eine Fahrradglocke aufmontiert hatten. Immer schon hatte ich mich über ihr aufdringliches Geklingel geärgert.

Ich blieb stehen. „Frag einmal", sagte ich zu Amin, „was ein Schemel kostet!"

Amin stand wie angenagelt. „Nein", stieß er hervor, „ich darf es nicht. Ich weiß, was sie wollen."

„Ich schenke Dir nichts", versetzte ich hart, „mache Dir da keine dummen Gedanken. Ich leihe es – Omar!" Der Kleine hörte seinen Namen und hob witternd sein Köpfchen. Der Duft der

vielen Süßigkeiten hatte es ihm sichtlich angetan. Nur schwer hatte Amin ihn von den überreich ausgestatteten Ständen wegbringen können.

„Omar“?, stieß Amin hervor, „er kann sich doch gar nichts ausleihen.“

„Doch“, gab ich zur Antwort, „er hat einen Vormund, und das bist Du. Du mußt dafür gerade stehen. Später, wenn ich wiederkomme, in einem Jahr vielleicht, oder in zwei Jahren, dann werden wir abrechnen. Du für Omar und ich für dich.“

Seine Augen zwinkerten aufgeregt. Er trat ratlos von einem Fuß auf den anderen. Ich gab ihm eine Banknote. „Sei vorsichtig und zahle nicht zu viel“, befahl ich. Langsam nahm er das Geld. Ich fühlte, wie kalt seine Hand war, obgleich die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Dann begann ein wilder Handel. Ich hörte einige Zeit zu, im vergeblichen Bemühen, etwas davon zu erhaschen, was die beiden, der alte Schreiner und Amin, sich gegenseitig an den Kopf warfen; dann aber blickte ich weg, es dauerte mir zu lange. Nach einer halben Stunde endlich hatte Amin den Alten so weit, daß er bezahlen konnte. Er hatte sich einen Schemel mit einer aufmontierten Fahrradglocke ausgesucht. Wir kauften dann noch schnell die Dosen mit den Schuhpasten.

Den Rest zählte er mir mit ernster, beinahe feierlicher Miene auf die Handfläche, die ich ihm hinhielt. „Es war viel Geld“, stöhnte er, „aber jetzt –.“ Seine Augen leuchteten. „Wann kommst Du wieder?“ erkundigte er sich besorgt.

„Zum nächsten Beiram vielleicht“, beruhigte ich ihn schnell, „am Ende aber erst übernächstes Jahr, wenn Allah will!“ Er nickte und nahm den Kleinen, der begehrlich zu dem nächsten Bäckerstand äugte, fest an der Hand. In seiner anderen trug er seine Schuhputzutensilien. Der kleine Bauchladen baumelte vorne herab.

„Viel Glück!“ sagte ich zum Abschied, „und sieh zu, daß Du Erfolg hast!“

Amin nickte eifrig mit dem Kopf. „Ich werde die Nüsse so-

gleich verkaufen, es wird keinen großen Gewinn bringen", schränkte er ein, „vielleicht kann ich so viel verdienen, daß eine Familie Omar tagsüber nimmt. Ich weiß eine, die Frau hat fünf Kinder, da kommt es nicht darauf an, wenn ich etwas zahlen kann. Und ich werde arbeiten! Wenn Sie wieder kommen, dann sind wir so weit!"

Ich nickte, und dann mußte ich schnell weggehen, sonst hätte er gesehen, daß meine Augen sich selbständig machen wollten; und keinem Mann darf so etwas passieren, wenn er nicht lächerlich wirken will. Und das wollte ich gerade bei diesen Beiden nicht.

Wenn ich mir manchmal die Schuhe schlampig putze, dann denke ich, was wohl Amin dazu sagen würde? Er konnte mir meine Schuhe leider nie putzen, denn schon am nächsten Tag mußte ich weiter. Die Straße war zu lang; sie ließ mir keine Zeit, lange an einer Stelle zu rasten.

Aber ich weiß, irgendwo im Maghreb, vielleicht in Tunis, vielleicht in Constantine, wird mancher harmlose Spaziergänger zusammenfahren, wenn plötzlich eine Fahrradglocke neben ihm rasselt.

Amin wird viele, viele Schuhe putzen können. Für Omar, für sich selbst. Und, nicht zuletzt, auch für mich...

Die große Illusion

De Gaulle, das große „Wunder“ – Das Schwert, die Achse der Welt – Das letzte Wort hat die Wirtschaft

Irgendetwas müßte geschehen! Man muß etwas unternehmen! Jedermann, die Colons so gut wie die Fremdenlegionäre, die am wenigsten um ihre Meinung gefragt wurden, die Paras und die Gendarmen waren in dieser Frage Mitte 1958 einer Meinung. Und vor allem Paris durfte nicht gefragt werden! Jubelnd hoben sie den Mann auf ihre Schultern, der durch sein tolles Draufgängertum ihren Herzen am nächsten stand: General Massu. Und der Ruf erscholl von Oran bis zur tunesichen Grenze: der Ruf nach Charles André Marie de Gaulle.

Frankreich rief den Mann, der am 18. Juni 1940, – als alles und jedes verloren schien und selbst nationale Heroen, wie der Marschall von Frankreich, Henry Pétain, die Rettung nur noch in der Zusammenarbeit mit den Deutschen sahen – von Radio London aus die Franzosen zur Fortsetzung des Krieges gegen die Deutschen aufmunterte. Der es verstand, sich gegen Churchill und Roosevelt durchzusetzen und die Gegnerschaft Stalins zu überwinden und so Frankreich mit seiner Hartnäckigkeit und seinem Stehvermögen vom Besiegten ins Land des Siegers brachte.

Er war der Mann, der aus einem Häuflein Getreuer schließlich eine Armee von sechzigtausend Mann schuf und, zugegebenermaßen mit Hilfe der Kommunisten, den französischen Maquis gegen die Deutschen aus dem Boden stampfte.

Er war der Mann, dem ganz Frankreich unter dem Pariser Arc de Triomphe zujubelte, während der Mob in den Straßen die „Kollaborateure“ zu Tode trampelte oder zumindest mißhandelte und beraubte.

Noch nie in der an Massenmorden nicht gerade armen Ge-

schichte Frankreichs, starben so viele Franzosen durch die Hand eigener Landsleute wie unter de Gaulle. Die Jakobiner der großen französischen Revolution, Bonaparte und selbst die Pariser Kommune waren im Vergleich zu ihm bescheiden.

De Gaulle residierte, unberührt von dem Massenmord, mit dem sein Regime begann, in Paris und nahm eine für ihn so typische Haltung ein: er wusch die Hände in Unschuld und ließ geschehen, was geschah. Er erklärte: „Was die Repressalien angeht, die gewisse Fraktionen der Résistance gegen Leute verüben möchten, die sie vorher verfolgt oder die mit dem Feind zusammengearbeitet hatten, so ist es die Pflicht der Behörden, sich dem zu widersetzen, allerdings indem sie dafür sorgen, daß die Strafjustiz *vollzogen* wird!"

Es gab daneben auch Zehntausende von wehrlosen deutschen Soldaten, die erschlagen wurden. Nach den Hunderttausenden von ermordeten Kollaborateuren kräht kein Hahn mehr, nach deutschen Landsern noch viel weniger. Das ist überdies viel zu lange her, und letzten Endes drehte es sich ja doch nur entweder um Deutsche, oder um Deutschen-Freunde. Und wer ist schon in Frankreich eines Deutschen Freund? Ein paar Verrückte höchstens, ein paar Außenseiter; die anderen, für die ist der Rhein das politische Problem von gestern und heute und morgen, und nicht die Oder-Neiße oder so etwas Nebensächliches. Darum flog auch Charles de Gaulle im Herbst 1944 nach Moskau, um jenes einseitige sowjetisch-französische Abkommen zu unterzeichnen, das für immer verhindern sollte, daß es je wieder eine deutsche Rüstung oder gar ein deutsches Heer geben werde.

Robert Lacoste war gegenüber der Welle der Hoffnung, des Glaubens und der Meuterei, die mit einem Schlag die Kolonialfranzosen in Algerien erfüllte, ohnmächtig. Er verschwand sang- und klanglos vom Tatort seines wenig segensreichen Wirkens; allerdings nicht, ohne ein Aktienpaket von zwei Millionen Francs der französischen Erdölgesellschaft FRANCAREP mitzunehmen. Er gesellte sich ebenbürtig zu den Gruppen der französischen Großverdiener in Algerien: Rothschild, Worms, Boussac,

Peugest, Prouvost, Bourgeaud und Henri de Wendel. Eine seltsame Umgebung für einen sozialdemokratischen Politiker.

Am 13. Mai explodierten in Algier nicht die Bomben der Moudjahidines, sondern die Enttäuschung und Verzweiflung der Colons und Paras suchten sich ein Ventil. Die IV. Republik, die längst schon an ihrer eigenen Unfähigkeit zugrunde gegangen war, starb, ohne daß jemand davon sonderlich Notiz nahm. Der neue Mann hieß Charles de Gaulle.

Den Algeriern verschlug es erstmals die Rede. Angesichts dieses offensichtlichen Selbstmordes der französischen Republik brauchte die FLN erst mal Zeit, um die Dinge zu übersehen. Schließlich war es kein anderer als de Gaulle, der in Constantine und in Brazzaville den Algeriern die volle Gleichberechtigung versprochen hatte, – und am 8. Mai 1945 bei Setif dann schießen ließ. De Gaulle, das ist für Algerien der französische Wortbruch. Was sollte von ihm schon Gutes kommen?

Während die Weltöffentlichkeit sich von Bildern, auf denen ein paar arabische Frauen sich die Schleier vom Gesicht reißen und dem langen General zujubeln, bluffen ließ, rüsteten die Einheiten der ALN zu neuen Aktionen. Sie wußten, daß de Gaulle keine Lösung für Algerien bringen konnte.

Mit ihm kam Jaques Soustelle, ehemaliger Mitarbeiter der „Humanité“ und späterer Geheimdienstchef de Gaulles. Mit ihm erschien der Todfeind der sanft entschlafenen Europa-Armee und der Vertreter der französisch-sowjetischen Bündnispolitik, die für ihn eine „geographische Notwendigkeit“ ist. Daß eigentlich dazwischen ein anderes Land liegt, Deutschland, hat Soustelle nie gemerkt, – der in seiner Jugend auf Wanderfahrten zu den mexikanischen Göttern der Azteken reiste, um ihre Spuren zu suchen, der sich bis Chile zurückzog, als Stalin mit Hitler den deutsch-russischen Nichtangriffspakt schloß, um schnell zurückzukehren, als der Krieg ausbrach.

Der Haß gegen alles Deutsche ließ den Revoluzzer und späteren Wissenschaftler und Überintellektuellen, dessen Traumbild wohl aus einer Mischung von Marx, Nietzsche und Spengler be-

steht, den Weg zu Charles de Gaulle finden, der kaum etwas von den Leitsternen seines Geheimchefs hielt. *Sein* Weg war ein ständiges Suchen nach der Gloire Frankreichs, und allein die Trikolore begleitete ihn dabei. Nie hatte er Gefährten, die seinem Herzen wirklich nahe standen; Frankreich allein genügte ihm. Er, der in Casablanca zu Roosevelt und Churchill sagte: „Ich bin zur einen Hälfte heilige Johanna, zur anderen Hälfte Clemenceau!" – und deswegen die beiden in Ratlosigkeit und Verblüffung stürzte –, sollte nun Algerien für Frankreich retten. Er war trotz seines fortgeschrittenen Alters bereit, dies zu tun, wie er überhaupt alles zu tun bereit ist, wenn „La patrie, la douce patrie" – das teure Vaterland – in Gefahr ist.

Für diese Riesenaufgabe brachte er aber nichts mit als seine Härte, seinen Starrsinn und seine Unberechenbarkeit. Er hatte den Franzosen in all den Jahren immer nur die gleiche Dreieinigkeit gepredigt: La patrie, la France und la Nation! So wurde er das menschgewordene Mythos Frankreichs.

Darum riefen die Franzosen Algiers, nachdem sie die Initiative ergriffen hatten, nach de Gaulle und nach Jaques Soustelle. Nach dem Einen, weil sie sich eine Rettung ohne de Gaulle gar nicht vorstellen konnten und auch nicht wollten, weil er Armee und Widerstand gleichermaßen verkörpert, und dem Anderen, weil er Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute war.

Soustelle war mit genau den gleichen Phrasen und Illusionen im Januar 1955 nach Algier gekommen wie beinahe alle anderen auch. Er hoffte auf die Assimilation, die in Algerien niemand wollte, weder die Colons noch die Algerier. Dann aber stand der Mann der Spionage und des Kartenbrettes plötzlich der nackten Realität des Krieges, noch dazu eines erbarmungslosen Guerillakrieges, Auge in Auge gegenüber. Im Handumdrehen verwandelte sich der labile Soustelle, der seine Artikel längst nicht mehr in der kommunistischen „Humanité" erscheinen läßt, sondern in der streng katholischen Wochenzeitung „Carrefour", vom Mann der Milde zu einem der Strenge. Kein Wunder, wenn er im Januar 1956, nach seiner Abberufung, nur mit Hilfe einer

Panzerkolonne sich seinen Weg zum Hafen Algiers bahnen konnte. Hunderttausende Menschen schrieen: „Soustelle, Soustelle!“, und wollten ihn nicht abfahren lassen. Er war *ihr* Soustelle geworden, der Soustelle der Colons.

De Gaulle war von dieser Belastung kaum begeistert, aber er machte gute Miene zum bösen Spiel. Die Nation atmete auf. Nachdem die IV. Republik stillschweigend den General geschluckt hatte, der als erstes die Nationalversammlung nach Hause schickte, und die Gefahr einer Wiederholung des spanischen Bürgerkrieges vorbei war, begann man zu warten, auf de Gaulle, *auf das große Wunder.*

Es war jedermann klar, daß Algerien längst die Existenzfrage Frankreichs geworden war. Also mußte de Gaulle zuerst in Algerien wirken. Wer aber erhofft hatte, daß der lange General eine Patentlösung, sozusagen in seiner Aktenmappe, mitbringen würde, sah sich bald schwer getäuscht. Das erste, was er erreichte, war eine Normalisierung der Lage in Tunesien – und die Aufgabe aller militärischen Stützpunkte, außer Bizerta. Genau dies aber hatten Habib Bourgiba und die Tunesier immer gefordert. Es hätte bestimmt keines de Gaulle bedurft, die Lage zu entspannen, wenn Frankreich früher auf die Forderungen Tunesiens – auf den Abzug der französischen Truppen, oder wenigstens eines Teiles – eingegangen wäre.

Zwar jubelten die Menschen in den Europäer-Vierteln der algerischen Städte laut, und sie lärmten begeistert, als de Gaulle seine Rechte zum Churchillschen V erhob; aber in den Kreisen der Colons zeigten sich bereits ernste Besorgnisse. Man hatte doch die Herren der IV. Republik nicht zum Teufel gejagt und de Gaulle auf den Schild gehoben, damit dieser den Forderungen der Tunesier, der Marokkaner und am Ende gar der Algerier entgegen kam.

De Gaulle, eingesponnen in die Gedankenwelt von Sedan, Verdun und 1940, stand auch bald der Lage in Algerien reichlich hilflos gegenüber. Wenn er jemals geglaubt haben sollte, daß der Mythos um seine Person allein genügen würde, um alle Pro-

bleme zu meistern, so muß er bald erkannt haben, daß dem nicht so war. Die große Tat blieb aus. Es zeigte sich, daß auch de Gaulle, wie alle anderen vor ihm, nur mit Wasser kochen kann. Seine spärlichen Erklärungen über die Integration fanden keine Gegenliebe. Weder bei den Kolonialfranzosen noch bei den Algeriern.

Ende Juni fanden sich die Vertreter der marokkanischen und tunesischen Regierung in Tunis zusammen und beschlossen in einer dreitägigen Verhandlung, sowohl politisch als auch wirtschaftlich und kulturell enger zuspammenzuarbeiten und befaßten sich eingehend mit der neuen Lage in Algerien. Sie lehnten die Integrationspolitik de Gaulles einstimmig ab und erklärten, daß diese einen Schritt nach rückwärts bedeute. Die Folge dieser Politik de Gaulles würde schließlich nur die Intensivierung des mörderischen Krieges gegen ein Volk sein, das zu keiner anderen Nationalität entschlossen ist, als zur algerischen und zu keiner anderen Existenz als zu der eines freien und friedlichen Volkes.

Wenn de Gaulle hoffte, durch sein teilweises Nachgeben in Tunis diesen Staat aus der ideellen Einheitsfront des Maghreb herausgebrochen zu haben, mußte er nun erkennen, daß er peinlich irrte. An den Beratungen der marokkanischen und tunesischen Regierungen nahmen auch drei Vertreter der FLN gleichberechtigt teil.

Ein kluger Mann sagte einmal, de Gaulle würde niemals den Rubikon überschreiten; er würde nur an seinem Ufer sitzen und angeln. Diesmal aber würde er nicht am Ufer bleiben können. Jenseits des Stromes wartet Algerien.

Die ganze Hilflosigkeit des Generals, der wie gesagt zur Hälfte eine Jeanne d'Arc zu sein glaubt, trat in der kurz danach in Paris abgehaltenen Pressekonferenz zu Tage, wo Soustelle und Maulraux als Sprecher des Generals vor die Öffentlichkeit, die nun schon ungeduldig zu werden begann, hintraten und de Gaulles algerisches Allheilmittel verkündeten.

Die Journalisten waren am Ende ratloser als zuvor. Was wollte de Gaulle eigentlich? Maulraux sagte, man gedenke ein

ganzes Departement Algeriens radikal zu verändern und dort ein Musterbeispiel französisch-algerischer Zusammenarbeit zu schaffen. Das Erdöl der Sahara sollte die Finanzierung zu diesem grandiosen Objekt, das näher nicht beschrieben wurde, übernehmen. Das also war es! Die Teilnehmer dieser Konferenz sahen sich sprachlos an. Es überkam alle, die de Gaulles Tasten nach einer Lösung beobachteten, beinahe Mitleid mit diesem alten Mann, der einst von seinem Wohltäter, dem Marschall Pétain gesagt hatte: „Das Alter ist ein Schiffbruch!"

Das Schiff de Gaulles schwankte schon wenige Wochen nach seiner „Machtübernahme" bedenklich. Er sollte Algerien Frieden und Ruhe bringen, dabei die Zugehörigkeit Algeriens zu Frankreich aber nicht antasten; er sollte die Algerier gewinnen und dabei die Vormachtstellung der Colons nicht im geringsten schmälern.

Dabei würde auch ein Mann von anderem Format als de Gaulle, versagen, der ja bekanntlich bei der ersten größeren Schwierigkeit seiner Nachkriegsregierung, als Nahrungsmangel, Rohstoffknappheit, Transportschwierigkeiten und Wohnungsmangel Frankreichs brennende Probleme waren, anstatt diese zu lösen, die Flinte ins Korn warf und mit der vagen Versicherung: „Alles ist in Ordnung, andere können weiterregieren!" zurückgetreten war.

De Gaulles erste Äußerung in der Algerienfrage mutet wie eine Don Quichotterie an. Sein Wille, die Algerier den Franzosen mittels freier Wahlen gleichzustellen, würde den ganzen Konflikt nur noch auf die Nationalversammlung ausdehnen; beenden würden diese Wahlen gar nichts. Sie würden, dank der ausübenden Behörden in Algerien, wahrscheinlich nur ein neuer Bluff sein, so wie es einst das Algerienstatut war. Am Ende aber würden die Durchstechereien und Wahlbetrügereien, worin die Franzosen in Algerien eine große Praxis haben, nur zu neuen Auseinandersetzungen führen. Die ALN würde deshalb zweifellos nicht die Waffen strecken. Warum sollte sie auch?

Schon hundertmal totgesagt, stehen die Einheiten der algerischen Freiheitskämpfer immer wieder im Angriff gegen die französische Kolonialmacht. Ob ihr Heldenmut die Entscheidung erzwingen kann, oder ob die große Politik auch in Algerien das letzte Wort sprechen wird, ist ungewiß. Ob ihnen der Sieg in naher Zeit oder erst in Jahren beschert sein wird, vermag niemand zu sagen.

Der Verfasser inmitten algerischer Bauern, deren Dorf von den Franzosen zerstört wurde. Unter diesen Bauern befand sich nicht ein einziger Soldat der ALN. Keiner von ihnen konnte lesen und schreiben und niemand das Drama verstehen, das so plötzlich über sie hereingebrochen war.

Sollten aber solche Wahlen korrekt abgehalten werden, dann würden in Paris über hundert algerische Deputierte einziehen ...

Einmal sagte de Gaulle: „Das Schwert ist die Achse der Welt, und Größe verträgt keine Teilung!"

Auf die kommende Algerienpolitik de Gaulles angewandt, eröffnen sich keine rosigen Aussichten.

In Algerien sprachen also weiter die Waffen. Ende Juni 1958 wurden Yacef Saadi, der Chef der ALN in Algier, und sein Mitarbeiter Hamadi Omar zum Tode verurteilt. Auf beiden Seiten blieben wieder Tote auf dem Schlachtfeld. Vierundzwanzig Stunden nach dem de Gaulle-Besuch in der Stadt Bone griffen Einheiten der ALN die Stadt an und drangen bis tief in den Stadtkern vor.

Überall kam es erneut zu ernsten Zusammenstößen. Das Märchen von der Befreiung der algerischen Bevölkerung für de Gaulle starb im Feuer der angreifenden Moudjahidines. Sie hatten schnell begriffen, daß auch de Gaulle nur eines wollte: Française présents! Sie aber wollten ein freies und unabhängiges Algerien!

Immer deutlicher wich de Gaulle vor den Wünschen der Kolonialfranzosen zurück. Wohl wurde nun viel von der neuen Kampftaktik gesprochen, die de Gaulle in Algerien anzuwenden befehlen würde, damit die bisherige Methode der Überwachung und Abwehr überwunden und der Angriff vorgetragen werden sollte. De Gaulle flog auch im Hubschrauber über die französischen Forts und Stellungen; aber wie diese Taktik mit den vorhandenen Kräften verwirklicht werden sollte, wußte niemand zu sagen. Auf alle Fälle verlangt General Salan zusätzlich einhunderttausend Mann. Die algerischen Gemeindewahlen, die für Juli vorgesehen waren, wurden aber auf unbestimmte Zeit verschoben. –

Zwar konnte der geplante algerische Generalstreik in Algier infolge der hermetischen Abschließung der Kasbah und der Truppenkonzentrationen aus Anlaß der 128jährigen Besetzung Algeriens nicht durchgeführt werden. Dafür explodierten in ra-

scher Reihenfolge in Oran, in Setif, in Barika, in Philippeville Handgranaten und Bomben. Neue Hinterhalte wurden gelegt, der Krieg lief wieder auf vollen Touren. In Algier kümmerte man sich herzlich wenig um de Gaulle.

Paris wollte die Augen schließen und nur zeigen, daß es da sei: das ewige Frankreich. Am 14. Juli 1958, dem Jahrestag der Erstürmung der Bastille, strömten die Massen durch die Straßen. Nicht mehr wie bisher einen Tag, drei Tage lang marschierten, jubelten, sangen und tanzten die Franzosen vor dem Invalidendom. Unter ihnen die Fallschirmjäger in ihren Tarnanzügen; sie tanzten zu allen Melodien; zum amerikanischen Hott und zur Marseillaise.

Im alten Schloß von Vincennes versammelten sich algerische Veteranen mit ihren Orden und Ehrenzeichen. Man hatte sie kostenlos von Algerien nach Paris geholt, um ihnen Frankreichs Größe so recht vor Augen zu führen. Als sie an Präsident Coty vorbeimarschierten, entrollte die letzte Gruppe die grün-weiße Nationalflagge Algeriens, das Banner der Moudjahidines. Die Polizei war dermaßen überrascht, daß sie erst zu sich kam, als die Gruppe schon spurlos verschwunden war.

Doch nicht nur so harmlos meldete sich die algerische Revolution in diesen drei heiligsten Feiertagen des heutigen Frankreich zu Wort. Beinahe ein Dutzend der algerischen Veteranen, die der Versuchung einer Gratisreise nach Frankreich nicht widerstehen konnten, fielen unter den Schüssen und Dolchen ihrer nationalen Landsleute, die sie in Paris, zitternd vor Empörung, erwarteten.

Mitten in diese Jubel-Trubel-Heiterkeit-Stimmung drang eine Abteilung Fremdenlegionäre ins Viertel Montmartre ein und suchte auf eigene Faust nach zweien ihrer von den Moudjahidines verschleppten Kameraden. Und während in den Hauptstraßen noch die Lampions brannten und die Musikkapellen spielten, verhafteten die Polizisten zweihundert algerische Studenten und Arbeiter in der vagen Hoffnung, aus ihnen einen

Anhaltspunkt für die letzten Anschläge in Paris erpressen zu können.

Als das Fest vorbei war, so rauschend gefeiert wie kaum je zuvor, waren die Kehlen heiser, die Geldbeutel leer, doch die Frage war geblieben: wie soll alles weitergehen? Denn die große Illusion, die mit de Gaulle noch einmal irrlichternd aufgestiegen war, die Illusion einer friedlichen Lösung im französischen Algerien, die war gestorben.

Mitte Juli endete das seinerzeit mit so viel Vorschußlorbeeren und noch größerer Propaganda aufgezogene Unternehmen mit „General" Mohammed Bellounis kläglich. Längst war es um den Liebling des General Salan merkwürdig still geworden. Nur vereinzelt sickerte in der Öffentlichkeit durch, daß es um die Treue des „Generals" Bellounis nicht sonderlich bestellt wäre. Der Mann, der ursprünglich seine Kampfgefährten verraten hatte und sich die Gunst Frankreichs hoch bezahlen ließ, suchte, durch die Entwicklung unsicher gemacht, wieder Kontakt mit seinen algerischen Landsleuten. Ob ihm die FLN verziehen hatte, oder ob er schließlich ein eigenes hohes Spiel spielen wollte, konnte bis heute nicht einwandfrei geklärt werden. Jedenfalls liefen immer mehr seiner Anhänger zur ALN über.

Ein Teil seiner Leute aber wollte sich den französischen Sold nicht entgehen lassen. Es kam zu blutigen Auseinandersetzungen beim Dar el Shiuk, und eine französische Patrouille fand einige hunderte Bellounis getötet vor. Der Chef aber war nicht dabei. Er versuchte anscheinend gerade wieder einmal überzulaufen.

Die Franzosen erließen nun gegen ihren „General" Mohammed Bellounis einen Steckbrief und hetzten ihn so lange, bis sie ihn endlich stellten und nach kurzem Kampf erschossen.

Drei volle Tage stellten die Soldaten der 1. Schwadron des 27. (mot.) Dragonerregimentes den zerfetzten Leichnam Bellounis auf einem Schützenpanzer zur Schau und fuhren ihn durch alle Dörfer seines einstigen „Machtbereiches", den er von den Franzosen zugewiesen erhalten hatte. Damit fand die so stark

propagierte Episode eines „Kämpfers“ für „Français présents“ ein schnelles und unrühmliches Ende.

Zur selben Zeit häuften sich wieder die Anschläge in allen Teilen Algeriens. Im Kino von Mostaganem, in Oran und in Constantine flogen die Handgranaten.

Im Gebiet von Bou Saada, dreihundert Kilometer südöstlich von Algier, kam es zu heftigen Kämpfen. Fremdenlegionäre und Fallschirmjäger, von Jagdbombern tatkräftig unterstützt, lieferten schwere Gefechte mit den sich tapfer wehrenden Moudjahidines. Vom Frieden keine Spur. Auch bei Sidi bel Abbés wurde gekämpft. De Gaulle beförderte inmitten dieser deprimierenden Meldungen den Brigadegeneral Jaques Massu zum Generalmajor.

Bei Medea wurde schwer gefochten. Die Verluste wurden diesmal von den Franzosen überhaupt nicht angegeben, die der Algerier dafür mit beinahe hundert Mann. Ein französischer Agent innerhalb der FLN, Slimane Belaid, lief offen zu den Franzosen über, als sein Doppelspiel erkannt und er seines Lebens nicht mehr sicher war. Wieder einmal verkündete die französische Presse und Radio Algier, daß die gesamte Führerschaft der Front Libération Nationale erledigt sei. Wenige Tage später aber mußte man zugeben, daß die Kämpfe unentwegt weitertobten.

Colonel Marcel Bigeard, der Leiter der „Antiguerillaschule“ in Philippeville, wurde Anfang August überraschend aus Algerien abgerufen. Er hatte sich erlaubt, General Salans militärische Methoden zu kritisieren. Zu seinem Nachfolger wurde der Kommandeur des 9. Parasregiments, Colonel Buchoud, ernannt.

Der Held des Fort „Isabelle“, der nach seiner Gefangennahme in Indochina lange Gespräche mit dem Generalissimus der Ho Chi Minhs, Giap, geführt haben soll, die Seele des „Kampfes um jeden Preis und unter allen Umständen“, dessen 3. Parasregiment von den Algeriern nur das „Henkerregiment“ genannt wurde, verließ Algerien. Über allen Unterkünften seines 3. Regiments hatte Bigeard Tafeln mit der Anschrift anbringen lassen: „Para, du bist dazu da, um zu sterben!“

So wie er mit dem roten Giap diskutiert hatte – dieser Oberst

des Todes – so unterhielt er sich auch mit seinen algerischen Gefangenen, wenn sie ihm eines Gespräches würdig schienen. Larbi Ben Mhidi, der am 28. Februar 1957 den Fallschirmjägern in die Hände gefallen war, hatte es ihm besonders angetan.

Mhidi war die Seele des Aufstandes vom 1. November 1954 gewesen; er hatte mit Ben Bella die entscheidenden Befehle gegeben. Tagelang diskutierten nun diese Männer mit großem Ernst miteinander, und Bigeard war von der Haltung des Algeriers tief beeindruckt. Ben Mhidi sagte, er wisse, daß es für ihn keine Rettung mehr geben könne. „Colonel, wir beide, Sie und ich, *wir sind die Herren, weil wir den Tod verachten.* Sie aber werden am Ende besiegt werden, weil Sie an nichts mehr glauben. *Die Franzosen glauben im Grunde ja gar nicht mehr an Frankreich.* Sie sind die Vergangenheit. Sie sind untereinander uneins und wissen nicht mehr, was sie eigentlich wollen. *Wir aber sind die Zukunft.* Wir glauben an die algerische Republik! Wenn ich sterbe, werden Tausende andere nach mir kommen, um für unseren Glauben und unser Vaterland zu kämpfen!“

Colonel Bigeard schwieg. Wußte er, daß dieser einfache Algerier im Grunde die Wahrheit sprach? Zugeben konnte er es nie! Aber dann, als der Befehl kam, Larbi Ben Mhidi „umzulegen“, weil man es scheute, ihm den Prozeß zu machen, wobei dann zuviel aufgekommen wäre und das durch die Journalisten, die man dabei nicht ausschließen hätte können, in alle Welt hinausgetragen worden wäre, ließ er eine Section antreten und vor dem Gefangenen, der vorgeführt wurde, die Gewehre präsentieren.

„Du wirst sterben, Ben Mhidi!“ sagte Colonel Bigeard und verabschiedete sich förmlich. Wenige Minuten später war der Algerier tot.

In dem Colonel bohrte nicht die Tatsache, daß der gefährliche Gegner ausgelöscht worden war. Nur, daß er nicht in allen Ehren erschossen werden konnte, wie es sich für einen tapferen Feind gebührt, sondern hinterrücks, bedrückte ihn.

Nun war auch er vom Schauplatz abgetreten.

Und in Algerien ratterten weiter die Stöße der Maschinengewehre und Pistolen. De Gaulle schwieg noch immer. Algerien aber wartete und wurde ungeduldig.

Die Zuversicht, die die Colons bei der Regierungsübernahme de Gaulles ergriffen hatte, begann langsam zu schwinden. Sollte alles so weitergehen?

Mitte August flog ein Personenzug nahe Orleansville in die Luft. Die Soldaten, die den Zug als Sicherung begleiteten, fielen dem Anschlag zum Opfer.

Es bestand nicht das geringste Anzeichen dafür, daß die Algerier ihren Kampf um die Freiheit aufgeben würden. Trotzdem erklärten die Sprecher de Gaulles in Paris, die kommende Volksabstimmung, die im September auch in Algerien über de Gaulles Verfassungsänderungen entscheidet, wäre die erste Wahl, in der weiße und arabische Einwohner Algeriens ihre Zettel gleichberechtigt in die Urne werfen; sie würden die algerische Frage lösen.

Wieso? Es ging bei der Abstimmung lediglich um de Gaulle, in keiner Frage aber um Algerien.

Am 13. August meldeten die Blätter aus Marseille, daß einhundert algerische Häftlinge in den Hungerstreik traten. Sie wollten damit gegen die elenden Haftbedingungen protestieren, denen sie unterworfen sind. Bei dieser Gelegenheit wurde bekannt, daß sich am 1. Januar 1956 in Frankreich 1606 politische algerische Häftlinge befanden. Am 1. Januar 1958 war ihre Zahl bereits auf 5741 gestiegen.

Ende August 1958 meldete das französische Oberkommando, daß in den letzten sechs Monaten mindestens zwanzigtausend Algerier in den Kämpfen gefallen seien. Die Verluste der französischen Soldaten wurden aber nicht bekanntgegeben . . .

Die ungelöste Algerienfrage wirft ihre gefahrvollen Schatten über die ganze Welt. Besonders über Europa. Durch den Krieg in Algerien gerieten alle politischen Parteien in den französischen Kolonien in Bewegung. Selbst im Senegal, aus dem Frankreich bis jetzt noch die letzten farbigen Stützen seines Kolonialregimes

bezog, forderte Ende Juli 1958 der Parteitag des Regroupement Africain in Cotonou, der Küstenstadt von Dahomey, die sofortige Verwirklichung der politischen Unabhängigkeit *aller* Völker im schwarzen Afrika und das Verbot schwarze Truppen in Kolonialkriegen zu verwenden.

Und dann erfolgte der große Paukenschlag. In der Nacht vom 24. und 25. August 1958 griffen die Moudjahidines inmitten der Hochburg ihres Todfeindes, im französischen Mutterland, mit einem Elan und einer Wucht an, die die ganze Welt erstarren ließen. Mit einem Schlage war die schwelende Krise in Nah-Ost verblaßt. Mitten in Europa tobt ein Kampf auf Leben und Tod!

Von Le Havre bis Marseille brannten die Lager und Depots, die im Vordergrund dieses dramatischen Angriffes standen. Er begann mitten in Paris, wo die Algerier mit unvergleichlicher Kühnheit das Treibstofflager der Polizeigarage mit Maschinenpistolen angriffen. Zwar konnten die Algerier an verschiedenen Stellen abgewiesen werden – in Bois de Veincennes, wo die Pulverfabrik, in Vitry, wo die Depots von Militärkraftwagen die Ziele waren, in Montpellier, wo die Ölraffinerien angegriffen werden sollten. Aber dafür gelang der Einbruch an vielen anderen Orten. In Ivry wurde die Polizeigarage in Flammen gesetzt; bei Toulouse verbrannten 1,2 Millionen Liter Benzin; in Port La Nouvelle bei Narbonne brannten zwölf Treibstofftanks aus; in Notre-Dame de Gravenchon brannte ein Treibstofflager nieder – der Hauptschlag der Algerier gegen Frankreich gelang aber bei Marseille. In Mourepiane, dem Ölhafen der großen Hafenstadt, gingen die gesamten Benzinvorräte in Flammen auf. Der Anschlag war so gut gelegt worden, daß die vierzehn Treibstofftanks, die mehr als zehn Millionen Liter Benzin enthielten, sieben Tage und Nächte lang brannten.

Die Franzosen hetzten wie aufgeschreckte Schafe durcheinander. Überall wurde Alarm gegeben. Furcht und Schrecken, die nun schon jahrelang in Algerien regieren, sprangen schlagartig auf Frankreich über. Die Algerier hatten ihre Drohung wahrgemacht, den Kampf ins französische Mutterland hinüberzutra-

gen. Schon lange zuvor hatte Emir Abd el Krim die Welt gewarnt; nun erklärte Ferhat Abbas im Namen der FLN: „Wir tragen den Krieg nach Frankreich hinein. Es ist unser Ziel, das strategische und wirtschaftliche Potential Frankreichs zu schwächen!“

In Dakar, der Hauptstadt Französisch-Westafrikas, schrien die Eingeborenen de Gaulle nieder, der dabei war, unbeschadet des schleichenden Bürgerkrieges, der in Frankreich tobte, seine Rundreise durch Afrika zu beenden. De Gaulle, der gerade seine Hand zu dem Churchillschen V erhoben hatte, ließ sie verblüfft sinken, als er erkannte, daß die Massen, die seinem Wagen zuströmten, ihm nicht zujubelten, sondern die Unabhängigkeit forderten und ihm rieten, heimzufahren.

Später sagte er zu den afrikanischen Vertretern eisig: „Wenn Sie sich von Frankreich loslösen wollen, wünsche ich Ihnen viel Glück!“ Er reiste eilig nach Algier weiter, wo ihn neue Aktionen der ALN begrüßten.

Über fünfzig Fremdenlegionäre liefen zur Armée Libération Nationale über. In Frankreich aber erfolgten immer neue Anschläge. Die französische Polizei trieb alle Algerier zusammen, derer sie habhaft werden konnte. Da sie die Algerier von den anderen Arabern nicht unterscheiden konnte, verhaftete man auch wahllos Marokkaner und Tunesier. In der Pariser Winterhalle, in der ansonsten Boxkämpfe stattfinden, wurden sie alle auf engstem Raume zusammengepfercht. Sicherlich kein sehr wirksames Mittel. Aber man mußte doch schließlich etwas tun! Man schoß schließlich auf alles, was nach Araber aussah. Selbst Italiener und Portugiesen mußten dranglauben, weil ihre Hautfarbe dunkel war ...

Sprengbombenanschläge und Überfälle rissen nicht ab. Es verging tagelang kaum eine Stunde, in der nicht irgendein Anschlag gelang oder nur in letzter Minute vereitelt werden konnte. Französische Soldaten wurden mitten in Paris auf der Straße und in der Metro erschossen. In Arles und bei Marseille konnten neue Treibstoffanschläge abgeschlagen werden. Das erste, was de

Gaulle nach seiner Rückkehr aus Afrika tat, war, daß er an Innenminister Emile Pelletier Sondervollmachten zur Bekämpfung der Algerier in Frankreich erteilte.

In den Straßen aber tobte der unterirdische Krieg unentwegt weiter. Auf dem Schiff „Président de Caralet", das auf dem Wege von Marseille nach Algier war, explodierte, zwanzig Seemeilen von der französischen Küste entfernt, eine Höllenmaschine im Maschinenraum. An Bord befanden sich rund tausend Personen. Über zwölf Personen wurden teilweise schwer verletzt; das Schiff mußte, manövrierunfähig, nach Marseille zurückgeschleppt werden.

Und in Algerien geht der Kampf unbeirrt weiter.

In dem mehr als bescheidenen Pressehauptquartier der FLN, in der Rue de Corse 42, in Tunis, sagte der behäbige, sehr bürgerlich aussehende Rechtsanwalt Seul Me Boumendjel vor ein paar Monaten zu mir, als ich fragte, wie weit die Armée Libération Nationale ihre Operationen ausdehnen würde: „Überall dorthin, wo Frankreich ist!"

In Kairo, im Hauptquartier der FLN, in der Sharia Khalio Sarwet Pasha 32, unterhielt ich mich wiederholt mit dem geistvollsten Kopf der algerischen Befreiungsfront, Professor Tewfik Ahmad el Medani, einem der besten Kenner der algerischen Geschichte, über die Dauer der Kämpfe. Er sagte zu mir damals: „Wir werden einfach so lange kämpfen, bis der Sieg da ist. Jede andere Lösung als die Souveränität ist eine Illusion! Und wir werden überall kämpfen, wenn nötig auch mitten in Paris!"

Nun ist das Unglaubliche geschehen. Frankreich kämpft nicht nur in seiner algerischen Kolonie, sondern mitten in Frankreich selbst um seinen Bestand. Es ist kaum mehr möglich, all die Aktionen der angreifenden Algerier zu registrieren.

Nur durch einen Zufall entging Jacques Soustelle angesichts des Triumphbogens dem sicheren Tod.

In Marseille, bei Briand, in Metz, in Lyon, in Manneville an der Mosel, in Villeparisis, in Forbach, in Nizza, in Le Havre, kurz in ganz Frankreich und vor allem inmitten und am Stadt-

rand von Paris, toben die Kämpfe. Die Sabotage und die Attentate überschlagen sich. Ein algerischer Kommissar der Pariser Geheimpolizei, der sich als besonders tüchtig erwies, wird mitten in Paris in seinem Auto erwürgt ...

Und mitten in Paris stellte die französische Polizei zum Schutz ihrer Außenposten kleine, mit Maschinengewehren bestückte Betonbunker auf.

In Kairo aber bildete sich die langerwartete algerische Exilregierung unter Ferhat Abbas und wurde schon wenige Tage nach ihrer Gründung von den ersten Regierungen anerkannt.

Trotzdem tut Frankreich so, als handle es sich nur um eine Aktion von wenigen politischen Fanatikern und alles wäre ohne Bedeutung. Dabei bringt jeder Tag dieses unseligen Kolonialkrieges Frankreich in größere Gefahr.

Aber nicht nur Frankreich. Genau wie in den Tagen des französisch-israelitisch-britischen Überfalles auf Ägypten, bei dessen Vorbereitungen sich Frankreich als Hauptkriegstreiber betätigte, und dadurch die Einheit der nichtkommunistischen Welt, genau zur Stunde des sowjetischen Eingreifens in Ungarn zerstörte, genauso geht Frankreich auch heute seine eigenen Wege. Die Krise in Nah-Ost und im Fernen Osten bekümmert es nicht. Es zeigt, was ihm die viel betonte europäische Einheit wert ist.

Frankreich liefert durch seinen kolonialen Krieg einen noch nicht zu übersehenden Anteil an der Erhöhung der allgemeinen Unsicherheit und der Aushöhlung Europas.

Auch wenn Herr Chruschtschow starke Worte gegen den alten Freund der sowjetrussisch-französischen Freundschaft, General de Gaulle, gebrauchte, ist das nicht ernst zu nehmen. Er mußte seinen französischen Genossen, die natürlich von der revolutionären Situation, die Frankreich erschüttert, und die sie selbst mit ihren kommunistischen Phrasen herzustellen nicht in der Lage waren, profitieren wollen, die Mauer machen. Die Tatsache bleibt bestehen, daß Frankreichs kolonialer Krieg, der nur aus der Verweigerung der feierlich versprochenen algerischen

Feiheit entstand, die militärische Schlagkraft der nichtkommunistischen Welt empfindlich schwächte und die NATO zu einem Phantom machte. Die Folgen können zur Zeit noch gar nicht in ihrem vollen Umfange abgesehen werden.

*

Die Hingabe der Algerier in diesem tödlichen Kampfe, ist bedrückend. Verschiedene Blätter der Weltpresse, auch solche in der Deutschen Bundesrepublik, stehen diesem Geschehen verständnislos gegenüber. Man faselt vom algerischen „Selbstmord", ohne zu begreifen, daß man es hier mit einem weltbewegenden Geschehen zu tun hat.

In einer Zeit der allgemeinen Sattheit, des alleinigen Ich-Bezogenseins, der Sucht nach dem persönlichen Genuß und Vorteil, die alles in den Hintergrund treten läßt, in einer Epoche der armseligen Weisheit, daß ein lebender Hund mehr wert sei als ein toter Löwe, tritt ein kleines, an sich primitives Volk den Gegenbeweis an. Während Überkluge in Europa, die das Gras wachsen hören, darüber rätseln, wieso die Völker sich nach Heroen sehnen, und welcher Unterschied zwischen Idealen und Idolen besteht, gebiert die karge nordafrikanische Erde Algeriens ein Volk von Heroen, deren Opfer allein durch ihre Sehnsucht erklärt werden kann.

Andere brauchten in ihren revolutionären Epochen Vorbilder, Idole, Führer, die ihnen zugleich Befehl und Fahne waren. Die Algerier haben das alles nicht. Ihre Führerelite ist eine Front der Anonymen. Die Wenigen, die ans Tageslicht treten sind meist nicht jene, die die Entscheidungen fällen. Letzten Endes sind sie nur Hilfsmittel. Die Quellen, aus denen die Kraft dieses gigantischen Kampfes strömt, sind das Volk, das Land und der Glaube.

Diese Algerier mit „Faschisten" oder gar „Kommunisten" zu vergleichen, ist der Gipfel politischen Analphabetentums. Diese junge, kämpferische Elite der Algerier, besteht aus fanatischen Demokraten. Allerdings aus Demokraten, die das Wagnis unternahmen, die Demokratie auf ihre Realität zu prüfen.

Ihr Kampf ist in der Geschichte sowohl im europäischen, als im afrikanisch-asiatischen Raum ohne Beispiel. Von Amerika gar nicht zu reden. Er begann, als die Franzosen das Land betraten; sein moderner Abschnitt wurde durch keinerlei außenpolitisches oder innenpolitisches Geschehen ausgelöst. Die algerischen Nationalisten griffen am 1. November 1954 zu den Waffen und riefen zum Kampf, weil sie fanden, daß es Zeit sei. Noch nie in der Geschichte wurde ein historisches Ringen von solch tragischen Auswirkungen aus unhistorischeren Anlässen ausgelöst, als dieser Freiheitskampf. Allein die Stimme des Blutes und der Sehnsucht nach der Freiheit sind wahrhaft Vater und Mutter der algerischen Revolution.

Höchstens die tapferen Iren haben sich mit ähnlicher Hingabe aufgeopfert, bis ihr Schwung im halben Sieg erlahmte und ihre Tapferkeit an den britischen Galgen und in den Zuchthäusern der Königin verblutete.

In diesem schicksalhaften Ringen haben nicht nur die Franzosen viele entscheidende Fehler begangen, auch die Algerier. Aber während sich die Franzosen in ihnen immer mehr verhedderten, kämpften sich die Algerier immer mehr nach oben. Ihre Führerschicht wurde im unbarmherzigen Kampfe gestählt und wuchs in einer furchtbaren Auslese zu ihrer politischen Reife auf.

Bisher versuchte stets die Politik den Soldaten zu durchdringen. Hier aber hat der Soldat, der Kämpfer, die Politik nicht nur durchdrungen, sondern letzten Endes bestimmend geformt.

Das ist das algerische Phänomen, das in unseren Tagen kein Gleichnis hat.

*

Wer über Algerien spricht oder schreibt, der berichtet nur von den Kämpfen und Verlusten, ganz gleich, aus welcher Perspektive er die Probleme sieht. Sicherlich sind diese Verluste und die Kämpfe, über die auch ich im Rahmen meines Berichtes geschrieben habe, die sichtbarsten und fürchterlichsten Merkmale der Lage in Algerien. Aber ich glaube nicht, daß *sie* es sind, die

schließlich die Lage *entscheiden* werden. Eine Armee von Infanteristen kann auch mit größtem Heldenmut nicht gegen die schweren Waffen der modernen Kriegsführung aufkommen. Das Material hat in der Entscheidung längst das Heldentum abgelöst.

Es ist aber auch höchst ungewiß, ob die *Politik* allein bei Entscheidungen in Algerien das letzte Wort sprechen wird. Natürlich ist in einer revolutionären Epoche wie der, in welcher sich die ganze arabische Welt nun befindet, manches möglich, was den desillusionierten und dekadenten Europäern unmöglich erscheint. Es kann nicht übersehen werden, daß der Nationalismus, der heute die Herzen der Araber entflammt, von stärkeren Motoren angetrieben ist als in der übrigen Welt. Motore, die gleichermaßen aus den Bereichen des Nationalismus, der sozialen Notlage und der – Religion gespeist werden. Der goldene Westen muß auf das alles verzichten; der Bolschewismus zumindest auf die Unterstützung der Religion. Heute träumen in der arabischen Welt mehr Menschen von der Einheit, als es für Frankreich gut ist.

In der letzten Entscheidung um Algerien wird wahrscheinlich die *Wirtschaft* das gewichtigste Wort reden. Die Eroberung Algiers mit all der Unterdrückung der Widerstände in Algerien, kostete Frankreich alles in allem die Lapalie von 3,6 Milliarden Gold-Francs, wie Albert Duchêne in seiner „Geschichte der französischen Kolonialfinanzen" berichtet. Es erhöhte sich der Umsatz der südfranzösischen Häfen schon in den ersten zehn Jahren der algerischen Besetzung um vierzig Prozent, die Zolleinkünfte um fünfundzwanzig Prozent. Der Handelsumsatz Algeriens mit Frankreich betrug 1831 acht Millionen Francs, 1840 bereits einundsechzig Millionen. Zahlen, die von Jahr zu Jahr rasant anstiegen. Aber wie steht die Lage heute?

Die dauernden Hinterhalte und Sabotagen, die immer wiederkehrenden Sprengungen von Maschinenanlagen, Transportmitteln, Telefonleitungen, Straßen und Brücken, die Überfälle auf die landwirtschaftlichen und industriellen Produktionsstätten erfordern ein Riesenaufgebot an Sicherheitstruppen. Die

überwiegende Mehrheit der französischen Armee ist in Algerien mit Bewachungsaufgaben gebunden.

Die logische Folge der algerischen Kampftaktik gegen die französische Wirtschaft ist eine Verringerung der Produktion und eine enorme Steigerung der Herstellungskosten. So sehr ich mich auch bemühte, Zahlen waren mir nicht zugänglich. Wenn ich welche erhielt, erwiesen sich alle schon bei einer flüchtigen Nachprüfung als falsch. Mit Sicherheit kann man nur sagen, daß die Einnahmen, die Frankreich seit dem 1. November 1954 aus Algerien bezieht, rückläufig sind.

Im Vordergrund aller wirtschaftlichen Probleme stehen aber die finanziellen Kosten dieses Krieges in Algerien. Auch hier ist es unmöglich, konkrete Zahlen zu erhalten. Die Franzosen bagatellisieren, und die Algerier möchten gerne die Zahlen der französischen Kriegskosten übersteigern. Von Seiten der Amerikaner wird ein Tag im kämpfenden Algerien für die Franzosen mit rund drei Millionen Dollar berechnet. Deutsche Sachkenner des Landes und der Lage sind der Ansicht, daß ein Alltag im algerischen Krieg zwei Millionen DM verschlingt. Selbst wenn man diese kleinere Zahl als annähernd richtig annimmt, erkennt man sofort, daß *hier* die Entscheidung liegt. Frankreich ist niemals in der Lage, auf die Dauer aus eigenen Kräften diese Kriegskosten aufzubringen. Daher versicherte jede Regierung in Paris ihren besorgten Wählern bald jedes Vierteljahr, daß der Krieg sich dem Ende nähere.

Geradezu grotesk wirkt die Tatsache, daß es bisher die Deutsche Bundesrepublik war, die neben den USA Frankreich durch großzügigste Finanzhilfen den Krieg in Algerien finanzierte. Seit dem 1. Januar 1957 gingen über eine Milliarde in Form von Stationierungskosten, Krediten und Rüstungsaufträgen aus der Bundesrepublik nach Frankreich. Genau waren es 1 131 800 000 Deutsche Mark.

Weitere 234 Millionen DM wurden fest zugesagt, so daß diese beängstigende Summe Mitte 1958 schon 1 365 800 000 DM betrug. In diese gigantischen Zahlen sind aber die großen Be-

träge, die die Deutsche Bundesrepublik im Rahmen des „Gemeinsamen Europäischen Marktes“ an Frankreich zahlte, gar nicht einbezogen. Sie sollen weitere 250 Millionen DM betragen.

Für den Investitionsfond der überseeischen Gebiete, aus dem Frankreich weitere 511,25 Millionen amerikanische Dollar erhalten wird, steuert die Bundesrepublik nochmals 200 Millionen Dollar bei.

Trotz dieser großzügigen Finanzhilfe ist die Finanzlage Frankreichs durch den Algerienkrieg, der laufend Riesenbeträge verschlingt, hoffnungslos. Die Wirtschaft Frankreichs nähert sich langsam aber sicher dem Bankrott. Aus dem ersten Weltkrieg hat Frankreich noch 5,6 Milliarden Dollar Schulden an die USA zurückzuzahlen, die Milliardenbeträge seit 1940 nicht gerechnet, vor allem nicht den kostspieligen Indochina-Krieg, der, wenn wir amerikanischen Stimmen Glauben schenken dürfen, dem amerikanischen Steuerzahler nicht weniger als zwölf Milliarden Dollar kostete. Wenn auch Frankreich auf Grund seiner immer steigenden Ausgaben in Algerien eine Reihe empfindlicher Einschränkungen vornahm – alle Kraftwerkbauten mußten eingestellt werden, der Wohnungsbau, der gerade in Frankreich mehr als notwendig wäre, wurde auf die Hälfte herabgesetzt –, so führt Frankreich im allgemeinen doch sein Leben so weiter, als wäre nichts geschehen. Die Defizite der meisten Staatsbetriebe steigen unaufhaltsam, da auch die sozialen Forderungen der Arbeitnehmer ständig wachsen. Manche der Staatsbetriebe vermögen daher kaum mehr die Abschreibungen zu verdienen, und das, obwohl sich doch die IV. Republik 1945 ein Riesenvermögen „erwarb“: sie beschlagnahmte einen Großteil der Flugzeug- und Autoindustrie unter der Beschuldigung der „Kollaboration mit den Deutschen“, so z. B. die weltberühmten Renault-Werke, dessen letzter berühmter Chef, Louis Renault, kurzerhand ermordet wurde. Natürlich erfolgte diese Enteignung ohne jede Entschädigung. Trotzdem erwies sich das Experiment dieser gewaltsamen Verstaatlichung als ein glatter Fehlschlag und belastet heute den französischen Staatshaushalt mehr, als es ihm nützt.

Da die Franzosen im Staatsdienst zwischen dem fünfzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahr in den Ruhestand gehen, überstieg die Zahl der staatlichen Pensionäre der Eisenbahnen schon 1954 die der beitragzahlenden Beschäftigten erheblich.

Dazu kommt, daß die Riesensummen, die die Bundesrepublik Frankreich gewährte, bei einem Gesamthaushalt der Bundesrepublik von nur sechsunddreißig Milliarden für ihre Finanzen sich bereits gefahrvoll auswirken. Im neuen Haushalt stehen nicht einmal mehr jene fünfzig Millionen DM bereit, die Westdeutschland im vergangenen Jahr noch für die unterentwickelten Länder in Asien und Afrika ausgeben konnte. Hier wurde tatsächlich eine echte Hilfe geleistet und die wirtschaftliche und zivilisatorische Weiterentwicklung der jungen Staaten gefördert, die dafür der Deutschen Bundesrepublik aus ganzem Herzen dankbar waren.

Da das deutsche Volk seit eh und je eine große Sympathie für die arabische Welt besitzt, kann die Mächtigen, die Frankreich diese unerhörte Finanzförderung angedeihen lassen, nur der Gedanke bewegen, daß man sich mit klingender Münze die Liebe Frankreichs erkaufen könnte. Ein verhängnisvoller Irrtum! Man muß entweder sehr jung oder sehr alt sein, um nicht zu wissen, daß man mit einer Bezahlung sich noch nie eine echte Liebe erwerben konnte.

Dieser Irrtum, der sich für die Algerier schon sehr verhängnisvoll auswirkte, da Frankreich ohne die Finanzunterstützung der Bundesrepublik niemals in der Lage gewesen wäre, seinen schmutzigen und unmenschlichen Krieg in Algerien bis zur Stunde durchzustehen, muß zwangsläufig das Verhältnis der Deutschen zur arabischen Welt trüben und kann für die Zukunft von ausschlaggebender, aber leider negativer Bedeutung werden.

Seit vielen Jahrhunderten besteht in der gesamten arabischen Welt eine geradezu schwärmerische Verehrung für Deutschland und die Deutschen. Unter dem Kaiser, der Weimarer Republik, unter Hitler und der Bundesrepublik. Als die ganze Welt über die Deutschen zu Gericht saß und mit dem zusammengebroche-

nen nationalsozialistischen Regime auch das ganze deutsche Volk verurteilte, schlugen überall, wo sich Muselmanen allabendlich gegen Mekka verneigen, die Herzen für die Deutschen.

Heute, da sich diese arabische Welt im Aufbruch befindet, blicken die Araber aller Länder mit Spannung nach Algerien. Ihre ungeteilte Sympathie steht auf Seiten der Moudjahidines. Sie beobachten aber auch aufmerksam alle Versuche, das Kolonialregime der Franzosen in Algerien zu unterstützen. Dadurch wurde Algerien weit über den Rahmen seiner lokalen Bedeutung hinaus zu einem sehr ernsten Problem für die ganze Welt, besonders für die Deutschen. Wer nicht will, daß die Deutschen, und last not least, die Amerikaner, als Feinde der arabischen Welt angesehen werden sollen, der muß sich hüten, mit DM oder US-Dollar den Franzosen den Krieg in Algerien zu finanzieren.

Wenn die amerikanischen Steuerzahler weiterhin ihre Dollars zu diesem Zweck nach Paris fließen lassen, ist das ihre Sache, nur dürfen sie dabei nicht auf die Ausrede verfallen, daß sie damit den „Kommunismus" bekämpfen helfen.

Der Kommunismus sitzt ja nicht in den schwarzen Zelten der Beduinen, nicht in den Bergdörfern der Kabylen, nicht in den weißgekalkten Häusern der Kasbahs, ja nicht einmal in den arabischen Slums der französischen Großsiedlungen.

Der Kommunismus sitzt mitten in Paris; in der allmächtigen Kommunistischen Partei Frankreichs, die in der Nationalversammlung ihre zahlreichen Vertreter hat und in den französischen Gewerkschaften; aber ebenso in der homosexuellen Künstlerkolonie am Montmartre und in den Gruppen halbstarker Akademiker der Sorbonne.

Senator Mansfield aus Montana bereiste im November 1957 Algerien und verlangte nach seiner Rückkehr im Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten bestürzt die Einstellung der amerikanischen Subventionen.

Ende März 1958 forderte John Kennedy: „Amerika sollte keine Unterstützungen gewähren, die verloren gehen. Algerien wird bestimmt seine Unabhängigkeit erlangen."

Aber geht es denn nur um Geld, das verlorengehen kann? Es geht um weit mehr! Jeder US-Dollar, jede DM, die nach Frankreich fließen bestärken das Gefühl in den Algeriern, daß sie von der nichtkommunistischen Welt verlassen werden. Die nichtkommunistischen Algerier müssen verzweifelt erkennen, daß die westliche Welt nicht sie, sondern Frankreich unterstützt.

Diese Erkenntnis könnte für die Welt *sehr* verhängnisvolle Folgen haben. „Wer am Verhungern ist, fragt nicht nach der Mitgliedskarte des Mannes, der ihm ein Stück Brot reicht", sagte mir ein gemäßigter Algerier, der nicht Mitglied der FLN war.

Und es besteht kein Zweifel, daß der Kreml zum gegebenen Zeitpunkt, der in seine Pläne paßt, auch hier als „Retter" in der Not aufzutreten bereit sein wird.

Wir sollten uns alle sehr davor hüten, daß Frankreichs algerische Last zur europäischen und amerikanischen Belastung wird. Frankreichs Interessen in Algerien haben mit einem anderen Staat nichts zu tun. Als Charles X. seine Soldaten und Schiffe aussandte, um Algerien zu erobern, versuchten die Briten, schon aus Gründen ihrer Vormachtstellung in Europa Einspruch zu erheben. Lord Stuart erhielt von Fürst Polignac eine kalte Abfuhr. Und als die Briten nach der Eroberung besorgt anfragten, was denn Frankreich nun mit Algerien zu tun beabsichtigte, entgegnete Charles X. hochmütig: „Um Algerien einzunehmen, habe ich *nichts als Frankreichs Würde* im Auge gehabt; um es zu behalten oder zu übergeben, werde ich *nichts als seine Interessen* berücksichtigen."

Ein Ende in Algerien ist nicht abzusehen. Sicherlich, jede Armee kann gegen Guerillas die Verkehrsmittel halten und die Industriewerke sichern. Bei den landwirtschaftlichen Gütern ist ein Militärschutz gegen Partisaneneinheiten sehr platonisch. Die Möglichkeiten und die Grenzen einer regulären Armee im Guerillakampf sind längst bekannt. Ferhat Abbas erklärte am 5. Juni 1958 der „Gazette de Lausanne": „Die Algerier können keine Franzosen sein, denn sie wissen, daß sie es über hundert Jahre

nicht werden konnten, und daß sie seit vier Jahren im Kampf ihre Ehre dareinsetzen, Algerier zu sein."

Am 10. Juni 1958 folgte eine offizielle Erklärung der FLN: „Wir Algerier haben nicht zu den Waffen gegriffen und eine Revolution ausgelöst, nur um eine Lohnerhöhung zu erhalten; was wir wollen, ist die Unabhängigkeit. Integration wird es geben – aber Integration mit Tunesien und Marokko in einer nordafrikanischen Föderation. De Gaulle verkündet Worte, wir aber handeln."

Das heißt mit anderen Worten, die Algerier lassen sich auch weiterhin durch Phrasen nicht bluffen und werden bis zum Sieg oder zum bitteren Ende weiterkämpfen.

Den Franzosen bleibt daher nur zweierlei übrig: mit der Vernunft den algerischen Teufelskreis zu durchbrechen, erkennen, daß es auch für Frankreich keine Ausnahme gibt; die Fiktion, Algerien sei Frankreich, offen fallen zu lassen und Algeriens Unabhängigkeit anzuerkennen. Wenn Frankreich sich damit beeilt, kann es sich dadurch noch große wirtschaftliche Vorteile für die Zukunft sichern.

Oder – Frankreich wird weitermarschieren. Dann muß es praktisch das ganze Land totschlagen.

Aber, kann man ein ganzes Land totschlagen? Die Erfahrungen der beiden großen Kriege, und selbst die Katastrophe von 1945 zeigen, daß dies ein Phantom ist. Sicherlich: wenn man genug Waffen, wenn man genug Soldaten, und vorausgesetzt, daß man genug Geld hat, dann kann man ein Guerillagebiet einige Zeit „befrieden". Hat aber Frankreich dazu die Kraft? Zu einer solchen Massenvernichtung gehört sehr viel Kraft!

Und auf dem Friedhof kann man nichts verdienen! Darüber würden die Herren, die im Hintergrund der französischen Kriegsanstrengungen in Algerien stehen, Monsieur Borgeaud und Konsorten, wenig erfreut sein. Letzten Endes führt man doch ihrer Meinung nach den Krieg, um zu verdienen . . .

1830 sagte Marschall Wellington, der britische Ministerpräsident, als er die französische Invasion in Algerien zur Kenntnis

nehmen mußte: „Die Franzosen haben den Verstand verloren, sie gehen ihrem Verderben entgegen."

Frankreich muß sehr aufpassen, daß es nicht hundertdreißig Jahre später den Wahrheitsbeweis für die Wellingtonsche Prophezeiung antreten muß.

*

Als die viermotorige Maschine mich von meiner dritten afrikanischen Reise im Frühjahr wieder nach Europa flog, fragte mich ein Amerikaner – die bekanntlich alles besser wissen, und dann doch von den Ereignissen überrascht werden –, wie eigentlich die Lage in Algerien wäre, und was wohl kommen würde.

Ich schwieg. Jeder Wissende irrt, und jedes edle Pferd stolpert. Wie kann ich mir im Grunde anmaßen, zu wissen, was nur Gottes ist?

Die Assimilation ist ein Phantom geblieben, die Integration eine leere Phrase. Mit all dem Geld und den Hunderttausenden von Soldaten vermag Frankreich in Algerien nicht einmal den abendlichen Spaziergang zu sichern. Die geringe zivilisatorische Leistung, die Frankreich in Algerien vollbrachte – für die Algerier meine ich – wandte sich gegen sie. Alles, was Frankreich jene jungen wißbegierigen Algerier lehrte, die in so geringer Anzahl die französischen Schulen besuchen durften, entzündete die Flamme der Revolution. Es brachte Frankreich dorthin, wo es heute steht: an den Rand des Abgrunds.

Im ersten Weltkrieg kämpften auf den Schlachtfeldern der Westfront einhundertsiebenunddreißigtausend Algerier, sechzigtausend Tunesier und siebenunddreißigtausend Marokkaner unter der Trikolore. Heute wagt Frankreich nicht mehr auch nur eine muselmanische Truppe von Bedeutung in Algerien einzusetzen.

Ich blickte den Amerikaner nachdenklich an. Sicherlich lauerten auch in diesem Augenblick, da wir der eleganten Stewardess das Whisky-Glas aus den manükierten Fingern nahmen, im dichten Unterholz der immergrünen Korkeichen-Wälder, im bren-

nenden Purpurmeer der wilden Oleander, oder inmitten dornigem Macchinengestrüpp, hinter Rosmarin und Ginster todesmutige Männer auf den Feind. Wer in einsamen Nächten die schrille Jazzmusik des Senders Algier abdreht, kann draußen in der Nacht die Feuerstöße der Maschinenpistolen und die Detonationen der Handgranaten hören.

„Der beredte Hahn schreit aus dem Bauch seiner Mutter", sagte ich spöttisch: „Ich weiß es auch nicht, die Zeit wird uns die Antwort geben!"

*

Nach der Niederlage Abd el Kaders schrieben die Stammesältesten an den französischen General Lamorcière: „Siehst du das Meer sich kräuseln, wenn der Vogel es mit seinem Flügelschlag berührt? Das ist das Bild eures Zuges durch Afrika."

*



